Leutnant

† 16. 12. 1910

Kamerun

Sechs Kriegs- und Friedensjahre
in deutschen Tropen

Von

Hans Dominik

Zweite Auflage

Verlag von Georg Stilke, Berlin

1911.

817/9801

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersehungsrecht sind vorbehalten.

48/570x1

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Vorwort zur ersten Auflage.

„Wer nie verließ der Vorsicht enge Kreise,
Der war nie töricht, aber auch nie weise!“

Wenn ich es wage, mit den folgenden Zeilen an die Öffentlichkeit zu treten, so hat das nicht etwa seinen Grund darin, daß ich glaubte, wissenschaftlich etwas Neues über unsere Kamerun-Kolonie bieten zu können, sondern in dem Bestreben, das dortige Leben und Treiben der Europäer und Eingeborenen weiteren Kreisen vor Augen zu führen und damit auch das Verständnis für koloniale Fragen zu fördern.

Ich bin Soldat; meine Tätigkeit draußen war so weitschweifender Art, daß ich zu wissenschaftlichen Beobachtungen und Aufzeichnungen wenig Zeit fand. Aber sechs Jahre lang habe ich im Lande mit den Leuten gelebt und mit Soldaten, Beamten, Kaufleuten, Pflanzern, Missionaren und Eingeborenen Freude und Leid geteilt.

Die Hauptentwicklung der Kamerun-Kolonie — die aus den Kinderschuhen zu einer stattlichen Tochter Groß-Deutschlands herangewachsen ist — hat sich von 1894 bis 1900 abgespielt. Genaueste Tagebuchaufzeichnungen und gute Photographien, teils selbst verfertigt, teils von Freunden aufgenommen, standen mir aus dieser Zeit zur Verfügung.

Auf solcher Grundlage habe ich versucht, ein Bild von Land und Leuten zu entwerfen:

„Wie gefunden und empfunden,
Unumwunden ist's erzählt.“

Wenn das Buch denen, die draußen mit mir wirken durften, eine liebe Erinnerung wird, wenn es den Freunden unserer schönen Kamerun-Kolonie diese noch lieber macht, und wenn es der kolonialen Sache noch einige Anhänger zuführt, hat es seinen Zweck vollauf erfüllt.

Berlin, Weihnachten 1900.

Hans Dominik.

Vorwort zur zweiten Auflage.

„Dulce et decorum est pro patria mori“ lauten die Schlußworte dieses Buches. Der Verfasser ruft sie dem an den Folgen des Tropendienstes verschiedenen Freunde nach. Nun hat auch er den Tod für das Vaterland erlitten, auch er ist dahingegangen, der tapfere Soldat, der unermüdliche Vorkämpfer deutscher Kultur in Kamerun: Auf der Heimreise endete am 16. Dezember 1910 allzufrüh das taten- und erfolgreiche Leben meines Bruders, des Majors Dominik.

Das erste seiner beiden Bücher, welches seine vielseitigen und interessanten Erlebnisse während des Zeitraumes von 1894 bis 1900 schildert, ist vollständig vergriffen. Da die Nachfrage groß ist, scheint es uns wünschenswert, eine zweite Auflage desselben folgen zu lassen. Durch das große Entgegenkommen seitens des Herrn Verlegers ist es gelungen, den Preis dieser Auflage gegen den der vorvorigen bedeutend herabzusetzen. Das Buch hat außerdem durch Hinzufügung neuer Abbildungen eine wesentliche Bereicherung erfahren. Möge es hierdurch weitere Verbreitung finden, damit Kolonialfreunde und deutsche Jugend sich an den Taten und Schilderungen eines deutschen Schutztruppenoffiziers begeistern können, welcher Land und Leute unserer schönen, hoffnungsvollen Kolonie Kamerun noch zum großen Teil im Urzustande gesehen hat.

Berlin, im Juni 1911.

Hugo Dominik,
Korvettenkapitän.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.		Seite
Sudanesen-Anwerbung in Ägypten		1— 19
Abschied. — Nach Kairo. — Anwerbung von Sudanesen. — Über Neapel und Marseille nach Lissabon. — Weiterreise über Madeira, Teneriffe, Gran Canaria nach Sierra Leone und Liberia.		
Zweites Kapitel.		
Fahrt auf dem Kamerun-Fluß, die Joß-Platte und die Ubo-Expedition		20— 47
Von See nach Kamerun-Stadt. — Auf dem Fluß vor Anker. — Unsere Quartiere auf der Joß-Platte. — Folgen des Dahomey-Aufstandes. — Die Polizeitruppe. — Die Joß-Platte. Faktoreien und Eingeborenen-dörfer. Die Duallas. — Kru-Arbeiter. — Ubo-Expedition. — Überfall von Mpako. — Mit Fieber im Hospital. — Auf der Verfolgung Bens.		
Drittes Kapitel.		
Durch das Jaunde-Land zu Ngilla		48— 91
Abschied von der Joß-Platte. — Plantation. — Durch den Urwald nach Lolodorf. — Durch das Jaunde-Land zur Station. — Bei Zenker. — Über den Sanaga ins Wute-Gebiet.		
Viertes Kapitel.		
Lange und bange Tage in dem Bakoko-Walde		92—111
Friedlicher Marsch durch Freundesland. — Von den Bakokos überfallen. — Waldkämpfe. — Verwundet zur Küste.		
Fünftes Kapitel.		
Eroberung des Kamerun-Gebirges		112—128
Buëa-Feldzug. — Rekrutenausbildung auf der Joß-Platte. — Geselligkeit. — Bautätigkeit. — Dualla-Schule. — Kaisers-Geburtstagsfeier.		
Sechstes Kapitel.		
Krieg mit den Bakokos		129—147
Von Kamerun nach Edea. — Strafzug im Bakoko-Flachlande. — Krokodile im Njong. — Kämpfe im Bakoko-Berglande. — In Jaunde.		

Siebentes Kapitel.		Seite
Stationschef in Jaunde. Mango-Zug		148—167
Strafzug gegen Dandugu. — Friedliche Arbeit auf der Station. — Zum zweitenmal verwundet. — Bei Ngilla. — Urlaub.		
Achtes Kapitel.		
Wieder in Jaunde.		168—201
Zum zweitenmal in Kamerun. — Auf rauchenden Pfaden nach Jaunde. — Ausbau der Station. — Rabichungs Tod. — Elefanten- jagd. — Bei Ngutte. — Allein auf der Station. — Flußpferde.		
Neuntes Kapitel.		
Mit dem Gouverneur zu Ngilla.		202—220
Mit dem Gouverneur ins Wute-Land. — Ngilla-Gefecht. — Über- gabe der Station. — Mit dem Gouverneur zur Küste.		
Zehntes Kapitel.		
Besuch der Negerrepublik Liberia		221—237
An Bord S. M. S. „Nixe“. — Insel St. Thomé. — Vinientaufe — Mit dem Gouverneur in Monrovia. — Auf Anwerbung im Lande der Weys. — Mit der „Nachtigal“ in Accra, Quitta und Lome.		
Elftes Kapitel.		
Bis zum Adamaua-Feldzug Stationschef in Jaunde		238—261
Durch das Batschenga-Land zu den Jambaffas und Balingas. — Watara- überfall. — Jaunde-Rekruten. — Bestrafung der Abanda-Batschengas. — Bei den Mwelles und Ntonis.		
Zwölftes Kapitel.		
Bei den Mwelles zum Elefantenfang		262—279
Dreizehntes Kapitel.		
Wute-Adamaua-Feldzug. Bis nach Tibati.		280—305
Von der Station ins Wute-Land. Kämpfe in und um Ngilla-Stadt. — Vergeblich zu Ngutte. — Über Joko nach Tibati. — Kämpfe mit den Fullahs.		
Vierzehntes Kapitel.		
Krieg mit Tibati. Besuch in Ngaumdere		306—326
Nach Norden durch das Tibati-Land nach Ngaumdere. — Einzug. — Gast des Lamido Abo. — Beschwerlicher Marsch nach Ngambe. — Der Tibati-Sultan ist abgezogen. — Bei den Mandiongos. — Abschied von den Jaunde-Soldaten.		
Fünfzehntes Kapitel.		
In die Heimat. Abschied von Kamerun.		327—346
Abmarsch von Ngambe. — Jenseits des Kim verirrt. — Bei den Dommes. — Durch das Wute-Land nach Jaunde. — Krankheit. — Mit Arnim zur Küste. — Schwieriger Njong-Übergang mit Elefanten. — In Kamerun und Vittoria. — Heim.		

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
1. Hans Dominik	Titelbild
2. Leutnant Dominik und seine Bedienung 1894	12
3. Gruppe der Polizeitruppe aus dem Jahre 1894	13
4. Gouvernementsgebäude	24
5. Amtsgebäude (Palaver-Haus)	25
6. Kasernements	28
7. Einrücken einer Kompanie der Schutztruppe vom Exerzieren unter Ober- leutnant Nolte	29
8. Wohnhaus Manga Bells im Bau	33
9. Mabea-Gruppe	41
10. *Hulk „Cyclop“ auf dem Slip	47
11. Eingeborene der Batanga-Küste	53
12. Die Jaunde-Station 1895, von der Wasserseite aus gesehen	59
13. *Jaunde-Dorf	61
14. Wohlhabender Haussa-Mann	81
15. *Die Nachtigal-Schnellen im Sanaga	83
16. Oskar Zimmermann	105
17. *Gravenreuth-Denkmal	112
18. Marschübungen auf dem Exerzierplatz	125
19. *Große Faktorei an der Batanga-Küste	133
20. Njong-Fluß	137
21. v. Stetten, Morgen, v. Kamph	143
22. Wute-Dorf	151
23. Batanga-Frauen beim Zurechtmachen von Reisefloß (Buballa)	155
24. *Brettschneider bei der Arbeit	157
25. Jonu und seine Familie	161
26. Jaunde-Weib	176
27. Akabatala-Jünglinge tanzen auf der Station	181
28. Ausmarsch mit Faltbooten zu einem Strafzug. Born ein Gefangener als Führer	191
29. Ngutte	193
30. Wutes	195
31. Herr Faasch der Firma Randat & Stein kauft Gummi	196
32. Ausrüstung einer Karawane für eine Faktorei im Innern	196
33. Strafgefangene auf der Jaunde-Station	205
34. Haussa-Leute	213
35. *Katholische Mission in Kribi	215
36. Gummiwäsche in einer Faktorei	217
37. Der Präsident von Liberia	231
38. Bey-Mädchen in vollem Putz	233
39. Einfahrt nach Monrovia	237
40. Oberleutnant Nolte	242
41. Soldatenfrau, aus Batschenga gebürtig	243
42. Kaufleute Faasch und Taylor der Firma Randat & Stein wiegen Elfenbein	246

	Seite
43. Batanga-Frauen bringen Buballa (Kassada-Kuchen) auf eine Faktorei zum Verkauf	247
44. Jesko v. Puttkamer. Kaiserlicher Gouverneur von Kamerun	253
45. Exerzieren	257
46. *Zampa, mein Jagdgefährte im Mwelletland	262
47. Unterer Hof der Jaunde-Station	267
48. *Zahme Elefantenkälber auf der Jaunde-Station	275
49. *Muschlachten eines Elefanten	279
50. *Wall und Graben der Ngilla-Stadt	285
51. *Ngilla-Stadt	287
52. *Die Waldseite der Ngilla-Befestigung, wo die Kompagnie Nolte stürmte .	291
53. *Stadtthor in Tibati	301
54. *Karaburras	315
55. Die Soldaten auf der Jaunde-Station empfangen Tauschwaren	316
56. Unteroffiziere und Gefreite der Jaunde-Besatzung	319
57. *Eingang zur Königsburg in Ngambe	325
58. Übergangsstelle über den Njong im Jaunde-Lande	333
59. *Negertoilette in Kamerun	337
60. Plantagenarbeiter in Kriegsschiffhafen	341
61. Eingeborene Fischhändler	345

Die mit einem * bezeichneten Abbildungen sowie sämtliche Bignetten sind vom Maler C. Arriens gezeichnet, alle anderen nach Originalphotographien wiedergegeben.

Erstes Kapitel.

Sudanesen-Anwerbung in Ägypten.

Abschied. — Nach Kairo. — Anwerbung von Sudanesen. — über Neapel und Marseille nach Lissabon. — Weiterreise über Madeira, Teneriffe, Gran Canaria nach Sierra Leone und Liberia.

„Morgen gehe ich nach Afrika! Ich will Euch Lebewohl sagen“, so trat ich Ende Dezember 1893 unter meine Kameraden vom 12. Regiment, die gleich mir in Frankfurt a. D. auf dem Kasernenhof Rekruten ausbildeten. Daß ihnen dies nicht ganz wahrscheinlich vorkam, die hier in hohen Stiefeln mit aufgeklappten Kragen in rechter Montagmorgen-Stimmung im Schnee herumstanden, ist wohl leicht verständlich. Man lachte über meinen unsinnigen Einfall, schüttelte den Kopf und ließ mich stehen. Und doch verhielt es sich, wie ich erzählt hatte. Ich sollte mit Hauptmann Morgen zur Anwerbung von Sudanesen nach Ägypten gehen und dann im Dienste des Auswärtigen Amtes in Kamerun beschäftigt werden; schon stand meine Abreise bevor, heute war ich in Frankfurt, um mich abzumelden und von dem alten lieben Kameradenkreise mich zu verabschieden.

Dominik, Kamerun. 2. Aufl.

1

Fast überwältigend war für mich die Freude gewesen, als ich meine Kommandierung erfuhr. Welch eine weite Welt voll Licht und Sonnenschein öffnete sich da plötzlich vor meinem geistigen Auge! Hinaus, hinaus! Es sollte zur Wahrheit werden, was ich so oft gehofft, was ich so oft geträumt hatte, wenn ich von Wissmanns Taten las, wenn ich Morgens Erzählungen lauschte, der seine Züge im fernen Kamerun uns staunenden jungen Kameraden so fesselnd und lehrreich zu schildern verstand.

Wie hatte ich meine älteren Regimentskameraden Heydebreck und Schwabe beneidet, als sie hinausgezogen waren, der eine nach Ost-, der andere nach Südwest-Afrika; wie hatte ich den Inhalt ihrer Briefe stets mit heißem Sehnen verschlungen. Und nun selbst Afrikaner!

Überall, wo ich hinkam, natürlich das gleiche Staunen, und am Abend dann mit den lieben Kameraden vereint zum Abschiedstrunk. Noch einmal klangen die Gläser aneinander, noch einmal setzte die Musik ein zum alten Regimentsliede, noch einmal ein herzliches Lebewohl, ein Händedruck von den alten Zwölfen, dann gings fort auf den Bahnhof, zurück nach Berlin, zur Mutter, zu ihr, die wohl mit bebendem Herzen, aber doch sofort bereitwillig als echte deutsche Frau dem Sohne die Erlaubnis gegeben hatte, hinauszuziehen, dorthin, wohin sein Herz beehrte. Doppelt schwer war dieser Entschluß für sie, denn sie stand allein auf der Welt. Der eine Sohn war als Seemann auf ferner Fahrt, nun wollte auch der zweite hinausziehen, einem gefährvollen, ungewissen Leben entgegen auf lange Zeit.

Ernst war der Abschied und ernst waren unsere Gedanken als der Zug, der uns nach Italien führen sollte, aus der weiten Halle des Anhalter Bahnhofes rollte, als wir die winkenden Lieben nicht mehr sehen konnten und als wir uns nun allein gegenüberstanden. Hauptmann Morgen ließ Frau und Kinder zurück, auch für ihn war das Scheiden nicht leicht.

Hauptmann Morgen drückte mir die Hand. „Mit Gott“, sagte er, „beginnt unsere Arbeit.“ Voll und ganz gelobte ich mir, meine Pflicht zu tun, und vorwärts gings brausend durch die dunkle Nacht gen Süden.

Lange saßen wir beieinander und plauderten von tausend Dingen, bis der Schlaf uns übermannte.

Als wir erwachten, waren wir in Regensburg; dann weiter über München, Rosenheim, Ruffstein nach Österreich hinein. Um drei Uhr waren wir in Innsbruck; dort lief man Schlittschuh, und am roten Winterhimmel rüstete die Sonne sich zum Niedersteigen. Hinauf auf den Brenner! Herrlich war es droben in Eis und Schnee, als der Zug

hielt und man in der Winterlandschaft weiter nichts hörte als das heisere Pfeifen der Lokomotive. Und hinab über Franzensfeste und Ala nach Italien! Längst war es wieder Nacht geworden. Als der zweite Morgen graute, waren wir in Verona. Überall arbeiteten im Sonnenschein die Leute, auf den Feldern ging das Vieh auf der Weide. Die weiche, warme Luft strömte zu den geöffneten Fenstern hinein, und die bunten Bilder wechselten unaufhörlich vor unseren Augen, während der Zug in rastloser Eile dahinjagte. Wie wurde das Herz so voll, der Sinn so weit!

Um halb acht Uhr waren wir in Rom. Voll Ehrfurcht betrat ich St. Peter, staunend und bewundernd blickte ich vom Monte Pincio auf die ewige Stadt herab. Soeben noch in Eis und Schnee auf dem Kasernenhof vor meinen Leuten, jetzt bei Sonnenschein und Frühlingsluft im stolzen Rom auf der Ausreise nach Afrika! Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt!

Dann nach Neapel! Und wieder welche Fülle des Neuen! Südlich bunte Bilder in nie geahnter Pracht, und am Fuße des Vesuv das lebendigste Zeichen vergangener Zeiten, das wunderbare Pompeji. Zu früh, nach zwei Tagen schon, schlug die Abschiedsstunde.

Die „Bayern“ vom Norddeutschen Lloyd auf der Fahrt nach China, war für die Nacht gemeldet, und als wir um zwei Uhr auf dem dunklen Quai standen, leuchteten plötzlich ihre Lichter auf. Mit einem kleinen Dampfboot ging es hinüber auf den schwimmenden Palast. Wie ein kleines, schönes Stück Deutschland kam mir das prächtige Schiff vor.

Am Donnerstag Morgen waren wir an Bord gegangen, am Sonntag Abend um 6 Uhr liefen wir nach herrlicher Fahrt in Port Said ein. Auf dem Schiffe hatten wir neben zwei Herren v. Mallinckrodt, Feldjägeroffizieren, die gleichfalls nach Kairo gingen, den Chef der Suezkanal-Polizei, den Grafen Montjoie, kennen gelernt, der uns bei den Zollformalitäten liebenswürdig alle Schwierigkeiten abnahm und uns für unsern Aufenthalt in Port Said einen Polizeioffizier, Achmed Effendi, als Führer zur Verfügung stellte. Einen Führer konnte man sehr wohl brauchen in diesem vielbesuchten Port Said, wo Seeleute aller Länder in Cafés und Singpielhallen mit Gelben und Schwarzen in buntem Durcheinander sich drängen und viel lichtscheues Gefindel sein Wesen treibt.

Im bequemen Eisenbahnzuge ging es am nächsten Morgen schon über Ismailia nach Kairo. Durch Wüste und fruchtbares Ackerland, an Seen und Sümpfen vorbei, durch Dörfer mit niedrigen Lehmhütten, wo in den Schöpfrädern der schwarze ägyptische Büffel im Kreise ging,

durch kleine Städte, wo schlanke Minarets grüßend gen Himmel ragten, an Esel- und Kamelreitern, schwer beladenen Lastträgern, Frauen und Kindern, die vom Felde kamen, vorbei, brauste der Zug, und dann waren wir in Kairo, standen vor Shepheards Hotel! Nie werde ich das bunte Bild vergessen, das sich von der Terrasse dieses komfortablen Hauses aus namentlich nachmittags bot, wenn eine englische Militärkapelle konzer- tierte. Da jagten sie vorbei, mit den buntgekleideten Läufern voran, die Equipagen der Paschas und die Wagen mit den verhängten Fenstern, aus denen neugierig durch ihre Schleier die Haremsdamen hervor- schauten, bewacht von den dicken, grimmig dreinblickenden Eunuchen oben auf dem Kutscherbock. Ganze Züge von Kamelen schwankten schwerbeladen des Weges, pferd- und eselbespannte Karren, klaffende Hunde, Ausrufer, Zauberer und Wahrsager, Leute, die sich als Führer und Träger anboten, und endlich viele Arme und Bettler, die jammernd nach Badschisch riefen, Wasserverkäufer, die großen Schläuche auf dem Rücken, reiche Ägypter im langen schwarzen Rock, hohe Würdenträger des Islam in prächtigen Kleidern auf weißen Maskat-Eseln, den Koran in der Hand, Inder, Syrer, Griechen, Fellachen, Araber, Sudanesen in buntem Durcheinander. Allen Straßenlärm überlöteten die Eseljungen mit ihren scharfen Stimmen, die jedem, der aus dem Hotel trat, sofort seine Nationalität abschauten und uns mit „Bismard“, „Caprivi“-Donkey für einen Ritt zu gewinnen suchten. Mitten in dem Tier- und Menschengewirr, in dem Knäuel von Fußgängern, Wagen und Reitern standen zwei riesige Polizisten im Waffenrock, den Fes auf dem Kopfe, mit Stimme und Hand musterhaft den Verkehr leitend. Und unter den Arabern namentlich, die, stolz den Burnus über dem Kopf, in Waffen daherschritten, welche Gestalten, welche Gesichter!

Wie in einem Kaleidoskop, fortwährend neue Bilder! Dazu die herrliche weiche Luft, der stimmungsvolle Himmel! Nie vergessen werde ich den Abend, als ich hoch oben auf dem fahlen Mokattam-Gebirge stand und hinabblückte in das Nil-Tal, auf die Stadt und die gewaltige Wüste. Blutrot, wo die Sonne sich neigte, der Himmel und wie ein gelbes un- endliches Meer, über dem der Nebel lagert, so weit das Auge reichte — die Wüste!

Scharf heben sich die dunklen Silhouetten der Pyramiden, der hohen Alleen, die zur Stadt führen, vom Himmel ab, und friedlich strömt der Segen spendende Fluß dahin, belebt von den Dahabien mit ihren breiten Segeln und tausend kleinen Fahrzeugen. Im Vordergrund aber drängt sich, Haus an Haus, die große gewaltige Stadt, beherrscht von der Cita- delle, die drohend Englands Kanonen krönen. Schlank wie die Palmen,

die im Nil sich spiegeln, ragen die Minarets gen Himmel. Jetzt sinkt die Sonne hinab, und mit tiefen, weithin hallenden Lauten rufen von den Zinnen der Moscheen die Imame die Gläubigen zum Gebet.

Wir sind hinabgeritten zur Stadt und sehen noch überall auf den Gebetteppichen, das Gesicht gen Osten gewandt, die Gläubigen knien.

Hell schallt der eilende Huf des Pferdes in den Straßen wieder. Es heißt noch zur Zeit ins Hotel kommen, um die Essenstunde nicht zu versäumen. In dem hellen, hohen Speisesaal von Shepheards Hotel schwirrt es in allen Sprachen des Abendlandes durcheinander. Die Damen in großer Toilette, die Herren im Frack. Die Farbenpracht des Bildes erhöhen vor allem die hochragenden Gestalten der englischen Offiziere in ihren roten, goldgestickten Dinerjackets.

„By kind permission of the colonel and the officers from the South Wales Borderers“ erklingen die Fanfaren der Musikbande dieser in Kairo garnisonierenden Regimenter und geben das Zeichen zum Beginn der Mahlzeit.

Welch ein Gegensatz! Vor einer Stunde hoch oben im Gebirge, still und einsam inmitten morgenländischer Natur, jetzt im glänzenden Saale an prunkender Tafel unter gepuzten Menschen aus allen Teilen Europas und Amerikas!

Zuerst meldeten Hauptmann Morgen und ich uns bei dem deutschen Generalkonsul, dann hieß es Besuche machen bei diesem und jenem englischen und ägyptischen Machthaber, mit dem wir bei unserem Anwerbungsgeschäft zu tun hatten. Die ägyptische Regierung gestattete uns, nachdem auf diplomatischem Wege darum nachgesucht war, Sudanesen anzuwerben, doch mußten wir unsere sämtlichen Leute, ehe sie einen Auslandspaß erhielten, einer Kommission vorstellen; lag gegen die Leute nichts vor, und brauchte die ägyptische Regierung sie selbst nicht als Soldaten, so durften sie reisen. Oft wurden uns gerade die jüngsten und kräftigsten Leute fortgenommen, und viele, die sich bereits gemeldet hatten, blieben aus, wenn sie hörten, daß sie vorher gemustert werden sollten. Sie hatten noch nicht gedient und hätten nun für wenige Pfaster Lohn ägyptische Soldaten werden müssen, während sie in fremden Diensten als Söldner ungleich höhere Löhne erhielten. Für ihre Unterbringung wurde ein besonderes Haus gemietet, auch erhielten sie mehrere Pfaster, um ihren täglichen Lebensunterhalt zu kaufen. Von großem Nutzen war für Hauptmann Morgen bei diesem Anwerbungsgeschäft der Feldwebel Krause, der ihm von der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes zur Verfügung gestellt war und der lange in der englischen Armee als Dragoner, später in der Wißmann-Truppe gedient hatte. Er sprach

fertig englisch und arabisch und wußte, weil er jahrelang in Kairo in Garnison gelegen hatte, dort vorzüglich Bescheid. Durch ihn war auch Morgen der syrische Agent Goldenthal empfohlen worden, der früher als Dolmetscher in Wiffmanns Diensten gestanden hatte und sich nun als Schlepper unentbehrlich machte. Mir ist stets das Sprachtalent dieses Mannes ein Gegenstand besonderer Bewunderung gewesen. Er sprach gleichmäßig vollkommen fertig griechisch, arabisch, deutsch, französisch, englisch, italienisch und russisch. Daß der sprachgewandte Mann auch in allen anderen Beziehungen so gewandt war, daß er nie zu kurz kam, brauche ich wohl nicht sonderlich zu betonen.

Die Sudanesen, die sich anwerben ließen, hatten meist schon in den verschiedensten anderen Armeen gedient. Einige waren auch schon in deutschen Diensten gewesen, hatten bei Wiffmann oder Peters gestanden. Sie kannten die deutschen Kommandos und erzählten mit Stolz von ihren Herren und ihren Reisen. Besonders auffallend unter ihnen war ein über zwei Meter langer Riese mit einem für seine Größe winzig kleinen Kopf, Leopold Serur. Er war Christ und sprach vollkommen deutsch, war als Knabe schon nach Wien gekommen, hier bedienstet gewesen und später in Ostafrika sogar zum Offizier befördert worden, dann aber wegen Trunksucht aus dem Dienst entlassen. Leopold war ausweislich seiner Papiere im Besitz mehrerer österreichischer und ägyptischer Medaillen und so weit gebildet, daß er lesen und schreiben konnte. Er war mir damals, als ich noch wenig arabisch verstand, oft recht nützlich. Später hat er, als er aus Kamerun entlassen war, wo er das Klima nicht vertragen konnte, ein trauriges Ende gefunden, indem er in der Trunkenheit im Roten Meer über Bord sprang und ertrank.

Sehr viele meiner neuen Untergebenen hatten unter englischer oder ägyptischer Flagge gegen den Mahdi gekämpft, aber auch frühere Mahdisten, wie z. B. der Scheigie Abdallah Khalifa, waren unter ihnen. Als Betschawisch stellte Morgen einen früheren ägyptischen Feldwebel, der arabisch und englisch sprach, in die Truppe ein. Mir schwirrte es in der ersten Zeit ordentlich in den Ohren von all den Mohammeds, Abdallahs, Murgans, Belals, Saids, Phalals, Abduls und wie sie sonst hießen. Im allgemeinen waren unsere Sudanesen große, hagere, tief-schwarze Gestalten, aber auch hellere Leute von arabischer Herkunft mit starken schwarzen Schnurrbärten waren darunter. Sie machten sämtlich einen ernsten, verständigen und willigen Eindruck. Um die Angeworbenen nicht gänzlich unbeschäftigt zu lassen, wurde auf dem Hof der Mietskaserne täglich mit ihnen exerziert, wobei diejenigen, welche schon in deutschen Diensten gestanden hatten, als Lehrmeister verwandt

wurden. Auch zur Reinlichkeit wurden sie erzogen, und Feldwebel Krause hielt täglich mehrere Appells mit ihnen ab. Ein wie vorzügliches Soldatenmaterial die Sudanesen sind, habe ich bei einer Parade sämtlicher englischer und ägyptischer Truppen Kairo, die zu Ehren des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein veranstaltet wurde, gesehen.

Es ist schwer möglich, sich ein glänzenderes militärisches Bild vorzustellen, wie es englische Truppen bieten, die in Parade stehen. Die vorzüglichen Montierungen der Infanterie, die roten prächtigen Röcke, die großen Gestalten der Soldaten, vor allem aber die wirklich prachtvollen, tadellos gezäumten Pferde der Kavallerie und Artillerie machen einen hervorragenden Eindruck. Als die Truppen ihr „God save the Queen“ spielten und in langer Front avancierten, da standen die englischen Zuschauer, den Hut in der Hand, und jubelten laut. Freilich, die Einzelheiten beim Defilieren der Truppen, das Vorbeischlendern der Leute ohne einheitliche Kopfstellung und namentlich das Fehlen des Paradeeschrilles, gefielen mir schon weniger. Wie war ich aber erstaunt, als bei einem Parademarsch im Galopp, der auf Wunsch des Herzogs stattfand, diese glänzende Reiterchar, zum Knäuel geballt, auf vielfach durchgehenden Pferden vorbeipassierte. Ein interessantes Bild dagegen boten die berittene Infanterie und die Maultier-Batterien. Dann folgten die ägyptischen Truppen, die unter dem Kommando Kitcheners standen. An Glanz allerdings konnten sich diese Sudanesen-Bataillone nicht mit den prächtigen englischen Regimentern messen. Einfache blaue Waffenröcke und der rote Fes auf dem Kopf; aber welche Menschen, welche Gesichter! Welch eine Geschlossenheit und Strammheit beim Vorbeimarsch dieser nach türkischer Art exerzierenden Truppe. Das erinnerte an deutsches Wesen, das waren Soldaten. Nachdem ich die Sudanesen-Bataillone in solcher Haltung hatte vorbeidefilieren sehen, wußte ich, daß aus diesen Leuten wirklich Soldaten zu machen waren, und ging mit neuer Zuversicht an die Arbeit.

Gar zu schnell verrannen die schönen Tage in Kairo. Ein besonderes Ereignis bildete für uns die Feier des Geburtstages unseres Kaisers. Der Besitzer von Shepheards Hotel, Herr Kämmerich, hatte lebenswürdigerweise an diesem Tage sämtliche deutschen Gäste seines Hauses um sich zu einem prunkenden Festessen vereinigt.

Vormittags hatte in der deutschen Kirche eine schöne Feier stattgefunden, zu der sämtliche Vertreter unserer Regierung in vollem Schmuck erschienen waren. Die prächtigen deutschen Paradeuniformen erregten überall das größte Aufsehen. Wie fühlte man gerade hier im fremden Lande sich als Deutscher seinem Kaiser so nah! Mit ganz be-

sonderer Andacht sang die kleine Gemeinde seinem Kaiser das „Lobe den Herrn“, mit ganz besonderer Begeisterung stieß man bei Tisch die Gläser zusammen und rief dem Geburtstagskinde ein „Hoch“ zu. Abends vereinigte sich dann die ganze deutsche Kolonie in dem prächtigen Palast Kahr el Ali, den der Khedive für die Feier zur Verfügung gestellt hatte. Eine englische Kapelle spielte deutsche Weisen, an langen Tischen saßen wir bei deutschem Bier und deutschen Liedern zusammen. Brausend erscholl das „Heil dir im Siegerkranz“, als der Gesandte der Bedeutung des Tages gedacht hatte.

Am 1. März hieß es für uns Abschied nehmen, da hundert Mann angeworben, alles geordnet und der Dampfer zur Überführung nach Kamerun für Port Said zum dritten gemeldet war. Aber ehe es fortging nach dem unkultivierten fernen Westafrika, sollten wir noch einmal all die Pracht und all den Pomp einer orientalischen Hofhaltung bewundern. Der junge Khedive befahl uns zur Audienz. Ein Gefühl neugieriger Erwartung war es, als wir in preußischer Uniform vor die Tore des Palastes kamen, dessen gewaltige Pforten sich sofort wieder hinter uns schlossen, während die schwarzen Wachen in das Gewehr traten und dem Rock unseres Kaisers die gebührenden Honneurs erwiesen.

Von Würdenträgern in goldstrotzenden Uniformen und verschiedenen Herren der militärischen Umgebung des Khedive empfangen, wurden wir durch mehrere Säle bis in den Empfangsraum geleitet. Hier saß auf einem niederen Polster, das rings um die Wände lief, der junge Beherrscher Ägyptens. Im langen schwarzen zugeknöpften Rock, den Fes auf dem Kopf, reichte er uns liebenswürdig die Hand und hieß uns in gutem Deutsch Platz nehmen. Er war ungemein freundlich und über deutsche Verhältnisse sehr unterrichtet. Er sprach seine besondere Freude darüber aus, daß gerade die Deutschen die militärischen Fähigkeiten seiner Sudanesen so sehr zu schätzen verständen. Er sei in Wien auf dem Theresianum erzogen und habe vor allen Deutschen eine besondere Hochachtung. Mit türkischen Orden geziert, verließen wir den Palast und bald auch das schöne Land des Khedive. —

Neue ernste Arbeit trat an uns heran.

Am 3. März abends war der Dampfer „Reichstag“, von Ostafrika kommend, in Port Said eingelaufen, und sofort schifften wir uns mit den Sudanesen auf ihm zur Reise, zunächst nach Lissabon, ein. Hier sollte ein Dampfer der Boermann-Linie, der von Hamburg kam, anlaufen, um uns nach Kamerun überzuführen.

Sehr lehrreich für den angehenden jungen Afrikaner war die Fahrt bis Neapel, die wir gemeinsam mit den heimkehrenden Kameraden von

Ostafrika, den Herren v. Perbandt und v. St. Paul, machten. Manche anregende Unterhaltung wurde gepflegt, und gespannt lauschte ich, wenn Morgen mit den Herren die Vor- und Nachteile Ost- und Westafrikas besprach, wenn Pläne geschmiedet, Hoffnungen und Befürchtungen erwogen wurden. In Neapel entschlossen sich die beiden Leutnants v. Mallinckrodt, die Expedition Morgens gen West als Freiwillige mitzumachen.

Am 8. März gingen wir von Neapel in See, um am 10. morgens in den herrlichen Hafen von Marseille einzulaufen. Wunderbare Abende waren es, an denen wir an Deck des Schiffes beieinander saßen, das die blauen Fluten des Mittelmeeres durchschnitt, aber weit großartiger erschien mir der Abend in Marseille, an dem ich den Sonnenuntergang von Notre dame de la garde aus betrachtete. Hier lag nicht nur das blaue Meer in seiner ruhigen Schönheit vor dem entzückten Beschauer, sondern hinter den grotesken Felsformationen der Küste tat sich ein reiches, weites, schön bebautes Land auf, so weit man schauen konnte. Am Fuße des Berges aber die südfranzösische Stadt mit dem reichen pulsierenden Leben, der Hafen, die breite Rue de cannebière und der Corso mit dem herrlichen Park, das Château Borelli. Wie ich einst vom Mokattam-Gebirge her die Muezzins zum Gebet rufen hörte, so luden heute, als die Sonne hinabsank, ehern die Glocken über mir die Christen zur Abendandacht; Feierabend, Abendstille!

Aber hinaus auf den Hafen; weiter, an Malaga vorbei, bei schwerer See am 14. durch die Straße von Gibraltar, wo Dampfer an Dampfer, Segler an Segler sich drängte wie oben im Kanal, dann nach Lissabon!

Am 15. abends fuhren wir mit halber Kraft an den Leuchtfuern vorbei, hinein auf die Fluten des Tago. Der kommende Morgen beleuchtete uns das ganze herrliche Panorama von Portugals Hauptstadt. Was gab es nicht alles zu schauen in den wenigen Tagen unseres Daseins. Die Abende im Garten der deutschen Botschaft, in der wir liebenswürdig willkommen geheißen wurden, ein Stiergefecht, eine Tagespartie nach Cintra möchte ich als Glanzpunkte nennen. Als die „Aline Woermann“ aus Hamburg ankam, begaben wir uns sofort mit den Sudanesen an Bord. Kapitän Jarck teilte dem Hauptmann Morgen mit, daß sämtliche Ausrüstungsstücke, die für die Expedition mitgekommen seien, so verstaut wären, daß man jeden Augenblick an sie herangelangen könnte. Wir konnten sofort an das Einkleiden der Sudanesen gehen. Das Mitteldeck war mit dem Sonnendach überspannt und als Aufenthaltsort für die Leute während der Seefahrt hergerichtet. Die Luken wurden geöffnet,

und die Dampfwinden beförderten die mächtigen Montierungskisten an das Tageslicht. Die Leute wurden ganz nach dem Muster der ostafrikanischen Schutztruppe eingekleidet. Jeder erhielt zunächst ein wollenes Hemd, einen gelben Drellanzug, blaue Beinwickel und gelbe Schnürstiefel. Als Kopfbedeckung diente der Fes, gleichfalls mit einem Drellüberzug und Nackenschleier versehen. Auch unsere Tropensachen waren, in eisernen Koffern verpackt, mitgekommen, mußten aber noch, ehe sie in Gebrauch genommen wurden, auf wärmeres Wetter warten. Als, kurz ehe die „Mline“ in See gehen wollte, der Gesandte mit seinen Angehörigen an Bord kam, um uns Lebewohl zu sagen, machten die Sudanefen in ihrer neuen Uniformierung, in Reih und Glied aufgestellt, bereits einen recht stattlichen Eindruck.

Auf der Überfahrt nach Madeira wurde nun mit einem geordneten Dienstbetrieb an Bord begonnen. Um 6 Uhr mußten die Leute aufstehen und sich waschen, nach dem Frühstück ihre Sachen reinigen, und dann wurde zum Exercizieren angetreten. Ich hatte während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts in Kairo arabischen Unterricht genommen und auch dadurch, daß ich stets meinen schwarzen Burschen Mohammed Khalifa um mich hatte, viel gelernt, namentlich das, was ich für den Exerciergebrauch wissen mußte; die technischen Ausdrücke hatte ich mir so weit angeeignet, daß ich mich bei der Ausbildung recht gut verständlich machen und, namentlich arabisch, schon recht grob werden konnte. Das „Imshi ruch“ (Scheer Dich weg) „kelb“ und „chansir“ ging mir schon recht glatt von den Lippen, und auch mit „chamza achrin“ (fünfundzwanzig) verstand ich schon recht wohl zu drohen. Aber eigentümlich berührte es mich doch, als kurz vor Madeira zum erstenmal an dem langen Abdallah Bringi von zwei Tschauischs die Prügelstrafe vollzogen wurde. Aber sie war nötig: soviel war mir in der kurzen Zeit des Zusammenseins mit meinen schwarzen Soldaten schon klar geworden, denn viel schwieriger als bei unseren Leuten ist es, diese Menschen am Ehrgefühl zu fassen, und man darf sich nie darüber täuschen, was für einen Unterschied es ausmacht, ob man mit Söldnern oder Leuten, die dem Vaterlande dienen, zu tun hat.

Am 21. März gingen wir vor Madeira auf der Reede von Funchal vor Anker. Einen herrlichen Anblick boten vom Schiff aus die Bucht mit den weißen Häusern, das weit in die See vorgebaute Felsenfort und das Bergland mit seinen grünen Hängen. Noch lag das Schiff nicht fest, als uns bereits unzählige kleine Boote mit halbnackten Jungen, Händlern mit Körben, Kanarienvögeln und Südfrüchten, umschwärmten. Die Schiffsgesellschaft stand über die Reling gebeugt und

schaute herab auf das bunte Bild. Hin und wieder flog auch ein Nickelstück ins Wasser, und mit gewandtem Kopfsprung stürzten sich sofort mehrere Jungen hinein, um nach dem langsam fallenden Geldstück zu tauchen. In dem azurblauen Wasser konnte man fast auf den Grund sehen und jede Bewegung der gewandten Schwimmer verfolgen. Noch hatten wir die Quarantäneflagge gehißt und noch war der Verkehr mit dem Lande nicht gestattet. In einer schlanken Barkasse kam ein behäbig aussehender Herr mit schwarzem Gehrock und grauem Zylinder vom Lande an das Fallreep gefahren, wo ihn der Kapitän mit den Papieren erwartete. Ein kurzer Blick in das Gesundheitsattest, dann die übliche Frage: „How many passengers, how many horses powers usw.“, die kurzen Antworten unseres brummigen Kapitäns Jark, dann hob der alte Herr mit vieler Grandezza die gelb behandschuhte Rechte und rief: „All right“. Die Quarantäneflagge ging nieder, und im Nu wimmelte es am Fallreep von Booten. Ein buntes Stimmengewirr erscholl an Deck. Hier pries ein Portier das Hotel Hortas an, dort erboten sich mehrere fragwürdig aussehende Gesellen, einen Passagier an Land zu befördern, auf dem Mitteldeck wieder mischten sich Bananen-, Wein-, Zitronen- und Apfelsinen-Verkäufer unter die Sudanesen, und redewandte Indier breiteten ein ganzes Lager von Decken, Gold- und Silberwaren am Oberdeck neben den langen flachen Körben der berühmten Spitzenverkäufer aus. Wir machten schnell die letzte Toilette und nahmen ein Boot, um an Land zu gehen. Da die See zu bewegt war, um an dem vorgebauten Quai zu landen, gingen wir mit dem hochgeschnäbelten Boote bis dicht an den mit kleinen Steinen bedeckten Strand, hier wurde das Fahrzeug gedreht und hoch auf dem Kamm einer brandenden Welle lief es nun auf den Strand. Dort standen bereits mehrere Ochsenkarren bereit, um uns aufzunehmen.

Die ganze Stadt Funchal ist mit kleinen runden Steinen gepflastert, die so glatt sind, daß man sich nicht mit Wagen, sondern mit Schlitten auf ihnen fortbewegt. Wagenähnliche Gestelle mit breiten Schutzbälgen gegen die Sonne sind auf Rufen gesetzt, und langsam schleppen zwei Ochsen das merkwürdige Behältnis vorwärts. Die Stadt macht für portugiesische Verhältnisse einen ungemein sauberen und freundlichen Eindruck. Die Eingeborenen tragen kurze Jacken mit blanken Knöpfen, bunte Schärpen und weiche Schuhe aus Ziegenleder, dazu auf dem Kopf den breiten Sombrero. Ohne Ausnahme sind sie gegen die Fremden ungemein freundlich und zuvorkommend. Dies hat wohl seinen Grund darin, daß fast alles in der Stadt aus der Tasche der Fremden lebt. Die Soldaten sind, wie überall in Portugal, nach preußischem Muster ge-

kleidet, tragen ganz enge Drillichhosen, die sie stets in die Stiefel gesteckt haben, und zeichnen sich dadurch aus, daß sie den Helm immer schief auf den Kopf setzen und die Schuppenkette stets unter dem Kinn haben.

Wunderbar schön ist die breite Platanenallee, die am Gouvernementspalast vorbei hinauf in die eigentliche Stadt führt.

Mit einer Zahnradbahn fuhren wir durch weite Zuckerrohrfelder auf den sogenannten Monte, um dann weiter zu Fuß, in üppigster Bege-

Leutnant Dominik und seine Bedienung 1894.

Koch Aman Sudani.
(Sudaneſe.)

King Ivory,
(Kru-Sunge.)

Soldat Senneſſi.
(Sierra Leone.)

tation, unter Palmen und blühenden Zitronenbäumen einen Spaziergang zu einer nahegelegenen Kapelle zu machen, von wo aus man einen herrlichen Blick über die grüne Inſel, die Stadt, den Hafen und das weite blaue Meer genießt. Dem deutſchen Beſchauer macht ſich auf der Inſel nur der gänzliche Mangel an Wald auf den Höhen ſtörend bemerkbar. Die Zuckerrohrfelder, die Bananenhaine und vor allem die wohlgepflegten Weinkulturen an den Hängen der Berge ſind gewiß ſchön, aber deutſcher Wald iſt eben doch etwas anderes.

Auf ganz eigentümliche Art gelangten wir von der Höhe in die Stadt. Da ſtanden mehrere Schlitten mit Korbfizern, die uns mit großer Zungenfertigkeit von ihren Lenkern, jedesmal zwei kräftigen Burschen, zur Benutzung angeprieſen wurden. Zu zweien nahmen wir in ihnen

Platz. Die Lenker stellten sich hinter uns, wickelten die Seile, an denen sie die Schlitten hinaufgezogen hatten, um den linken Arm und ließen nun, mit dem äußeren Fuß lenkend, das Fahrzeug pfeilschnell auf den glatten Steinen zu Tal schießen. Fast ging uns der Atem aus, und oft schien es, als wenn wir auf eine Mauer oder ein Haus, das im Wege stand, aufrennen müßten. Aber jedesmal wußten die Burschen den Schlitten richtig zu drehen, so daß wir schließlich ein gewisses Sicherheits-

Gruppe der Polizeitruppe aus dem Jahre 1894.

1 Feldwebel Krause. 2 Büchsenmacher Zimmermann. 3 Leutnant Dominik. 4 Lazarettg. Seebe.
5 Polizeimeister Biernaghi.

gefühl bekamen und uns mit doppeltem Vergnügen der Hörnerschlittenfahrt ohne Schnee hingaben. Auf halbem Wege machten wir Halt, mit nassen Tüchern wurden die Holzkufen, die brennend heiß gelaufen waren, abgerieben. Dann ging es weiter in rauschender Fahrt bis hinunter in die Stadt. Abends sahen wir der Schaustellung spanischer Sänger und Tänzer zu. In einem niederen Saal saßen die Musikanten mit den Mandolinen in der Hand, spielten und tanzten, während die Mädchen mit den Kastagnetten die Musik begleiteten und sich lustig im Reigen drehten. Der feurige Wein trug das seine zur Feststimmung bei, und bald war der eine und andere unserer Gesellschaft ebenso eifrig beim Fandango als der glutäugigste Sohn des Landes, in dem Zitronen blühen und Goldorangen glühen.

Wir mußten noch die nahen Kanarischen Inseln anlaufen und nahmen deshalb nicht schon in Madeira trauernd von Europens über-tünchter Höflichkeit Abschied. Das letzte europäische Fest wird sonst hier, dank dem Rebenjaft und der tatenlustigen Stimmung, in der sich nun einmal jeder echte ausgehende Afrikaner befindet, meistens so gründlich gefeiert, daß man die ersten Tage im Passat eine anderswo „Kahen-jammer“ genannte Stimmung nicht los wird. Auf einer meiner späteren Fahrten, die sehr stürmisch verlief, bildete Madeira für unsere recht zahlreiche Reisegesellschaft einen solchen Glanzpunkt, daß alle Teilnehmer später, sie mochten sich tief drinnen in Afrika oder erst in Europa wiedersehen, sich stets in alter Erinnerung mit der Frage gegen-seitig die Hand reichten: „Was war Madeira für uns?“, worauf die prompte Antwort folgte: „Ein Capua!“ Diesem Capua mußten wir diesmal leider gar zu schnell den Rücken kehren und am Gründonnerstag, den 22. März, landeten wir in Santa Cruz, dem Hafen von Teneriffe.

Es war Abend. Schon lag friedliche Osterruhe über dem ganzen Hafen, und die vielen spanischen Segler mit der gelb-roten Flagge achtern hatten überall in Erwartung des nahen Charfreitags die Kahen in Kreuzform gesetzt. Wir durften nicht laden und löschen, dies war uns aber nicht etwa unangenehm, denn gerade diese Kanarische Insel ist es ja, die Alexander von Humboldt ganz besonders wegen ihrer Schönheit gepriesen hat. Sofort, nachdem wir geankert hatten, bestellten wir uns Wagen, um eine Tour auf die andere Seite der Insel hinüber zu dem berühmten Pic zu unternehmen, dessen schneebedeckter Gipfel uns schon beim Ansegeln begrüßt hatte. Als wir gleich nach Sonnenaufgang am Charfreitag an Land kamen, empfing uns ein Kutscher mit der Nachricht, daß des Festes wegen kein Wagen in der Stadt fahren dürfe, daß wir zu Fuß durch die Stadt müßten, um weit draußen auf der Landstraße unsere Behikel zu besteigen. Sogar die Wachtposten mit ihren Tschakos und roten Hosen hatten, wie bei Prozessionen, die Gewehre mit der Mündung nach unten auf den Boden gestellt und feierten so, gleichmütig dreinblickend, auf ihre Weise Ostern. Zu dreien oder vierten nahmen wir in den niedrigen Wagen, die mit drei mageren Kleppern bespannt waren, Platz. Die Kutscher, junge Burschen mit gelben Gesichtern, aufgezwirbelten schwarzen Schnurrbärten, weißen Hüten und roten Hosen, stiegen auf den Bock, und mit Peitschengeknall und fortwährendem Kar-racho- und Karramba-Geschrei ging es im Galopp vorwärts. Eine gut gehaltene breite Chaussee führte bergan durch Wein- und Maisfelder und große Strecken, die mit rotglühenden Kakteen bepflanzt waren. Auf

diesen Kakteen wird die Kochenillelaus gezogen. Sie liefert ein prachtvolles Rot, das früher als Farbstoff in großen Mengen ausgeführt wurde und sehr wertvoll war, heutzutage aber infolge der vorgeschrittenen Anilinfabrikation sehr im Preise gesunken ist, wodurch denn auch der Wohlstand der Insel Teneriffe bedeutend abgenommen hat.

Auf zweirädrigen, maultierbespannten Karren, auf schellenbehangenen Eseln und Pferden, zu Fuß, in schreiend rot oder blau gefärbte Kleider gehüllt, kam uns überall das Landvolk entgegen, das hinunter in die Stadt zur Kirche zog. Höher und höher hob sich die Chaussee, bis wir schließlich in das uralte enggebaute Städtchen Laguna einfuhren. Nach einer Stunde Rast schon ging es weiter, bis wir quer über die Insel hinweg gegen Abend die Südseite erreichten. Hier lag links der gewaltige, 3700 m hohe Pic, rechts tief unten das weite blaue Meer vor uns. In schneller Fahrt gelangten wir nach Drotava, wo wir in einem Grand Hotel, das meist von Engländern bewohnt ist, Aufnahme fanden. Welch herrliches Fleckchen Erde!

Tief unten in steinigten Schluchten braust und brandet das Meer. Die Datteln und Kokospalmen am Ufer erinnerten uns, wie nahe wir schon den Tropen waren. Weiter oben zogen sich Pisang- und Bananen-Waldungen hin, und in der Nähe der Stadt zeigte man stolz einen gewaltigen Drachenbaum, dessen Alter Humboldt auf sechstausend Jahre geschätzt hat. Dann hinein in die Berge, durch Eichen- und Buchenhaine, über Bäche, Wiesen und Triften, die mit allen Vertretern unserer gemäßigten Zone geschmückt waren, führt der Weg. Höher und höher steigt man, die Laubwälder hören auf, Nadelhölzer treten an ihre Stelle; schließlich werden auch diese seltener, Gestrüpp und Kräuter folgen, man kommt durch Lava, Bimsstein und vulkanische Asche bis hinauf in die Schneeregion. In wenigen Stunden auf dem Rücken des Maultieres aus den Tropen in den Schnee. Welche Gegensätze!

Auch hier wieder hieß es gar zu bald scheiden. Schneller noch, als wir hinaufgekommen waren, fuhren wir zu Tal, und Sonnabend Nacht steuerten wir hinaus in die glatte See. Balsamisch lau wehte die Luft; wir fuhren hinüber nach Las Palmas, dem Hafen von Gran Canaria.

Die Straße vom Hafen in die Stadt geht über eine lange Sanddüne. Hier stehen in langen Reihen die Schuppen und Arbeiterhäuser einer großen englischen Kohlenkompagnie. Zu Hunderten stürzten sich aus den Häusern bettelnde Kinder uns entgegen, liefen neben dem Wagen her, schlugen Purzelbäume und baten um einen Peseta. Als sie bemerkt hatten, daß wir Deutsche waren, schrien sie laut: Evviva Alemania!

und sangen „Tara da bum dia“. Als wir einige Nickel unter sie warfen, entstand in dem Staube der Chaussee ein unglaubliches Gebalge, aber immer neue Kinder kamen angestürzt, um an unseren Patriotismus zu appellieren und ein Trinkgeld zu erhalten, bis wir in die eigentliche Stadt gelangten, wo die Polizisten sie zurückwiesen.

Palmas macht mit seinen sauberen weißen Häusern einen sehr gefälligen Eindruck. Interessant war eine große vom Erzbischof geleitete Prozession, die wir aus der Kathedrale kommen sahen. Das gesamte Militär, das übrigens recht gut angezogen war, folgte, wie fast alle männlichen und weiblichen Einwohner der Stadt. Unter den Frauen, die ganz in Schwarz gekleidet waren und den schwarzen Spitzen Schleier über dem Haar trugen, sah man viele schöne Erscheinungen, doch fiel uns allen auf, wie schnell die Spanierinnen verblühen und wie sie fast alle zum Starkwerden neigen. Sehr lehrreich war auch der Besuch des Guanchen-Museums, wo Skelette von oft riesenhafter Form, Waffen und Hausartikel der ehemaligen Bewohner der Kanarischen Inseln gezeigt wurden.

Rein spanischen Typus sieht man unter der Landbevölkerung auf der Insel wenig. Es fielen uns sogar viele Leute mit blonden Haaren und Bärten auf, was vielleicht seinen Grund darin hat, daß einst Vandalen aus Afrika und vielfach Normannen auf ihren Fahrten nach den Kanarischen Inseln gekommen sind.

Am 26. gingen wir wieder in See. Wir näherten uns Afrika. Auch die Temperatur machte uns dies bemerkbar. Der Passat hatte eingesetzt und blies gleichmäßig und glühend heiß. Tagsüber wurde fleißig exerziert, und abends saßen wir plaudernd und singend an Deck. Die weißen Tropenkleider waren aus den Koffern hervorgeholt, und mancher alte Afrikaner, dem es in der Koje zu heiß wurde, suchte bereits an Deck für die Nacht ein stilles Plätzchen zum Auschlafen. Einmal noch begegneten wir spanischen Fischern. Der Dampfer hielt, und wilde verwahrloste Gestalten mit zottigen schwarzen Haaren, die ihnen weit in das Gesicht hingen, von Schmutz starrend, baten um Brot, Salzfleisch und Rum, das ihnen auch der Kapitän gegen Fische, die sie in Mengen zu uns heraufwarfen, aushändigen ließ. Dampfer oder Segelschiffe sah man bald überhaupt nicht mehr, gleichmäßig blau Wasser und Luft. Große Herden von Delfinen, die munter spielend durch die Fluten zogen, und zahlreiche fliegende Fische, die wie Schwalben unmittelbar über die Wasseroberfläche dahinschossen, kreuzten unseren Weg. Mäwen kamen erst wieder, als wir am 30. abends in Freetown, der Hauptstadt der englischen Kolonie Sierra Leone, zu Anker gingen. Die Schwarzen

machten hier einen recht kultivierten und fortgeschrittenen Eindruck, fielen dafür aber auch nicht durch große Bescheidenheit auf.

Die europäischen Niederlassungen liegen auf der Höhe eines Bergrückens oberhalb der Eingeborenensstadt. Es interessierten mich besonders die Kasernen der Haussa und Westindien-Soldaten. Erstere, hohe ernstblickende, tiefschwarze Gestalten, waren ganz in Weiß gekleidet und gingen barfuß, letztere hatten blaue Pumphosen, weiße Blusen, Wickel und Schuhe. Der militärische Eindruck, den die Leute machten, war ein vorzüglicher; diese westafrikanischen Regimenter konnten sich entschieden den Sudanesen-Bataillonen, die ich in Ägypten gesehen hatte, zur Seite stellen.

Am Sonntag, den 1. April, bekamen wir zum ersten Male Bild-Westafrika zu schauen. Wir hatten *Monrovia* erreicht. Kaum war der Anker in die Tiefe gerasselt und krachend der Begrüßungsschuß gelöst, als es am Lande lebendig zu werden begann. Mehrere größere Boote sahen wir aus der Flußmündung, vor der wir lagen, durch die Barre kommen, und unserem Anlegeplatz gegenüber stießen vom Strande, wo eine Unzahl niedriger elender Hütten stand, eine Menge größerer und kleinerer Kanus ab. Diese ausgehöhlten Baumstämme, die oft nur zwei, manchmal aber auch vier bis sechs Mann trugen, wurden mit kurzen Paddeln, die die Leute knieend handhabten, in Bewegung gesetzt. Bald rechts, bald links tauchten die bis auf einen schmalen Schurz ganz nackten Gestalten die Paddeln ins Wasser, und pfeilschnell schossen die kleinen Dinger heran. Das war ein Leben, ein Schreien und Gestikulieren rund um das Schiff herum. Erstaunt blickten die Sudanesen auf diesen Wirrwarr von Booten und schwarzen Leibern herab. Wie damals auf Madeira, so wartete auch hier alles auf das Quarantäneboot. Endlich war dies Fahrzeug heran, ein altes, zusammengeklüftes, schmutziges Schiffsboot, von sechs Ruderern mit langen Riemen bewegt, die, je nach Geschmack, bekleidet oder auch unbekleidet waren, und im Heck auf einem zerbrochenen Rohrstuhl thronend im blauen, goldbetreßten Jacket, mit einer Dienstmütze auf dem Kopf, der liberianische Beamte, über dem stolz die Flagge der freien Republik wehte. Mühsam kletterte er mit seinen zerrissenen Stiefeln die Fallreepstreppe empor, und wie Ratten ergossen sich hinter ihm die Kru-Jungen über das Schiff. Durch Lufen und Löcher krochen sie herein. An jedem Ende Tau enterten sie auf und ohne sich um uns Reisende zu kümmern, sah man die riesigen Menschen unter Leitung ihres Head-Mannes, als wären sie seit Jahren auf dem Schiff, sofort darangehen, die Schiffsboote zu Wasser zu lassen. Auf meine erstaunte Frage hin erklärte mir ein Schiffsoffizier, daß die

arbeitenden Leute ein für allemal zur „Mline“ gehörten. Sie kamen in Liberia an Bord, um bei der Schiffsarbeit, beim Löschen und Laden längs der Küste zu helfen, und verließen das Schiff erst wieder, wenn es heimkehrend Monrovia anlief. Deshalb ihr Vertrautsein und Bescheidwissen an Bord. Die vielen anderen Leute, die überall auf dem Schiff herumstanden und mit rauhen Kehllauten fragten: „Where is the ships mate?“ waren Männer, die irgendwohin an die Küste auf Arbeit wollten. Immer mehr Kanus sammelten sich. In Booten kamen auch Kaufleute aus der Stadt, und bald herrschte ein gewaltiger Wirrwarr an Bord. Da plötzlich ein furchtbares Geschrei und Geheul. Ich stürzte aus meiner Kammer an Deck und fragte, was los sei, aber niemand wußte zunächst Antwort zu geben. Dann kommt der zweite Offizier herangeeilt und ruft nach Hauptmann Morgen; jetzt sehe ich, wie auf dem ganzen Borderschiff und Mitteldeck ein regelrechter Kampf tobt. Mit Stangen, Balken und Bohlen, wie sie sie gerade haben fassen können, schlagen die Sudanesen überall auf die Kru-Leute ein, die scharenweise mit mächtigen Sägen über Bord springen, dann ihren Kanus zuschwimmen und schreiend das Weite suchen. Im Nu sind wir mit den Reitpeitschen unter die Sudanesen gefahren, und allmählich gelingt es uns auch, die in eine rasende Wut geratenen Leute wieder zur Vernunft zu bringen. Einige besonders wilde sind selbst das Fallreep hinab bis in die längsseit liegenden Boote den Fliehenden nachgestürzt, und mehrere Kru-Leute der Besatzung müssen von den Masten heruntergeholt werden, auf die sie sich in ihrer Angst vor den tobenden Sudanesen geflüchtet haben. Wie sich herausgestellt, war einer der liberianischen Postbeamten in die Kojе des Hauptmanns Morgen getreten, die nach Mitteldeck zu lag, und war im Vollgefühl seiner amtlichen Würde gegen den Diener des Hauptmanns, Aman Sudani, der ihn zur Rede stellte, tätlich geworden. Ein stolzer Sudanese von einem Neger geohrfeigt: das war zu viel! Der Postmeister flog über Bord! Ein anderer Kru-Mann hatte mit einem Paar Sudanesen-Stiefeln das Weite suchen wollen, war von dem Sudanesen Bachit Sudani dabei ertappt worden und hatte, als dieser auf ihn einschlug, ihn mit dem Messer in den Arm gestochen. Bachit alarmierte seine Landsleute, und diese begannen sofort einen regelrechten Kampf gegen alles, was schwarz und nicht Soldat war. Als wir noch mit der Untersuchung der Schlägerei begriffen waren, kamen von allen Seiten die Kanus, die mittlerweile an Land gewesen waren, wieder angefahren. Ihre Insassen hatten sich mit alten Musketen, Beilen und Schlachtmessern versehen und drohten mit lautem Geschrei, an Bord zu kommen und uns alle abzuschlachten. Dies

war ein sehr spaßiger Anblick, aber für den Kapitän keineswegs angenehm, denn auf schwarze Passagiere konnte er bei dieser Stimmung nicht rechnen.

Nachdem Kapitän Jarf sich überzeugt hatte, daß wenigstens die notwendige schwarze Schiffsmannschaft zum größten Teil zur Stelle war, gab er unter dem Geheul der Kru-Flottille rundum den Befehl, ankerauf zu gehen. Wenige Augenblicke übertönte der dumpfe Schall der Dampfpfeife die kriegerischen Töne um uns, dann ging die Schraube an, langsam drehte sich das Schiff, und immer kleiner und kleiner wurden hinter uns die dunklen Gestalten, welche drohend die Mordwaffen schwangen. Mein Empfang im schwarzen Erdteil war entschieden kein friedlicher gewesen. Sollte dies eine Vorbedeutung sein für meine Zukunft in Kamerun?

Zweites Kapitel.

Fahrt auf dem Kamerun-Fluß, die Joß-Platte und die Ubo-Expedition.

Von See nach Kamerun-Stadt. — Auf dem Fluß vor Anker. — Unsere Quartiere auf der Joß-Platte. — Folgen des Dahomey-Aufstandes. — Die Polizeitruppe. — Die Joß-Platte. — Faktoreien und Eingeborenendörfer. Die Duallas. — Kru-Arbeiter. — Ubo-Expedition. — Überfall von Mpako. — Mit Fieber im Hospital — Auf der Verfolgung Bens.

Es ist 4 Uhr morgens, als ich von dem heftigen Laufen und Schreien der Sudanesen an Bord erwache. Alles ist heut schon früh auf den Beinen; wir haben in der Nacht die nur drei Stunden betragende Strecke von Fernando Po nach der Kamerun-Mündung zurückgelegt und werden nun heute das Land schauen, das uns eine zweite Heimat werden soll, wo wir arbeiten und wirken wollen als deutsche Männer, auf deutschem Boden.

Als ich auf Deck erscheine, ist es noch tief dunkel. Aber die „Mline“ fährt bereits langsam, und als ich mich neugierig nach vorn zum Kapitän Jarck auf die Kommandobrücke begeben, erfahre ich, daß wir uns bereits dicht vor der Mündung des Kamerun-Flusses befinden, die sogenannte Anseglungsboje bereits gesichtet haben und nun vor Anker gehen, um das Grauen des Morgens abzuwarten, da in der Nacht an eine Einfahrt in das Kamerun-Astuarium nicht zu denken ist. Wohl oder übel muß ich denn meine Neugier zügeln und begeben mich zurück

nach dem Mitteldeck, wo meine Sudanesen bereits mit dem Zusammenpacken ihrer Habseligkeiten beschäftigt sind und laut plaudernd sich Vermutungen über das Land hingeben, das vor uns noch im Dunkeln liegt. Die Mannschaft ist bereits damit beschäftigt, das Schiff für die Einfahrt in den ersten deutschen Hafen instand zu setzen. Große Schläuche sind an die Hydranten geschraubt, und weithin über das ganze Schiff ergießen sich Wasserbäche, um allen Schmutz von der Arbeit der vorigen Tage von Deck zu entfernen. Die andringenden Fluten rufen auf Borderdeck, namentlich wo die Hunderte von Kru-, Wei- und Sierra-Leone-Deuten lagern, die für die Küste als Arbeiter bestimmt sind, eine große Verwirrung hervor, denn ohne Rücksicht auf die Armen läßt die schwarze Schiffsmannschaft die Wasserstrahlen überall hin an Deck sich ergießen. Schreiend und freischend flüchten die jäh aus dem Schlafe Aufgestörten in die Gänge und unteren Räume des Schiffes, ihre Decken und Gepäckstücke nach Möglichkeit hinter sich herzerrend, um sie nicht einer unerwünschten Durchnässung auszusetzen. Wo aber noch einer gar zu fest an Deck schläft, da weckt ihn wohl auch ein unsanfter Tritt des Bootsmannes; stöhnend erhebt er sich, während die schwarze Schiffsmannschaft jubelnd in das Gelächter der übrigen zuschauenden, farbigen Passagiere einstimmt. Von vorn nach hinten beginnen die Schiffsleute dann, Mann neben Mann kniend, das nasse Deck mit Steinen zu bearbeiten, um dem Holze ein schmales, weißes Aussehen zu verleihen. Es wird 6 Uhr, und als strahlend in der Ferne die Sonne sich aus den Fluten erhebt, sehen wir weit voraus einen schmalen Strich Landes — Kamerun!

Die übrigen Fahrgäste haben sich auf Deck versammelt und, über die Reling gebeugt, blicken wir gespannten Auges dem näher und näher kommenden Lande entgegen; denn auch die wackere „Mline“ hat sich wieder in Bewegung gesetzt und strebt, mit halber Kraft fahrend, dem Hafen zu. Das Land, das sich uns nur als ein schmaler Streifen andeutet, ist flach und niedrig und noch in Dunst und Grau gehüllt, während hinter uns bereits der gewaltige Pic von Fernando Po wie ein blauer Keil über die weißen, lagernden Wolken aufstrebt. Da teilt sich auch links der Nebel, eine Glut von Licht durchbricht die verhüllenden Schichten und, dunkel von dem blauen Hintergrund sich abhebend, erscheint in gewaltiger Majestät der Kamerun-Berg bei Victoria, das Wahrzeichen deutschen Landes an der flachen Küste Westafrikas.

Wie ein Traum kam es mir vor; wirklich also in Kamerun! Rechts und links tauchten dunkle Landstreifen auf, fast unmerklich sind wir in das breite Ästuarium eingelaufen. Noch ist nicht zu unterscheiden, ob

Sand und Dünen, ob Gras und Wald das nahe Land bedecken, wie ein Rätzel, ein dunkler Streifen — K a m e r u n ! Das Wasser nimmt allmählich ein schmutziges, tiefes Grün an, und schnell vorbeitreibende Holzstücke und Sträucher beweisen uns, daß bereits fließendes Wasser uns umgibt. Näher und näher treten die Ufer zusammen. Wir erkennen ein grau-grünes Blätterdach, soweit das Auge reicht, dann knorrige, kurze, wildverwachsene Stämme. Lange Luftwurzeln, ragend nach allen Seiten, scheinen festen Boden zu suchen, der ihnen Halt und Nahrung gibt; denn der schwarze Schlamm, der sich dicht über dem Wasser auf ihnen abgelagert hat, scheint mehr gehalten zu werden als Halt zu gewähren gegen die unablässig steigenden und fallenden Fluten. Nur an einer Stelle, wo Meer und Strom sich treffen und Meeresand abgesetzt haben, erscheint sichtbar ein weißer Fleck Landes, in das Meer hinausragend — Kap Suellaba. Schauen wir voraus, so scheint der Mangrovengürtel sich zu schließen, aber weiter vorwärts öffnen sich wieder und wieder unzählige breite Arme, so daß es wie ein Wunder erscheint, in diesem Labyrinth von Wasser und Sträuchern einen Weg zu finden. Fast eine Stunde sind wir, mit Land rechts und links von uns, vorwärts gedampft, als wir mehreren großen Kanus begegnen. Nacht, bis auf einen Lendenschurz, sitzen zehn bis zwölf mit kurzen Rudern versehene Leute in ihnen, die uns jubelnd begrüßen. Es sind die ersten schwarzen deutschen Landsleute, die ich zu sehen bekomme. Sie streben, nachdem sie nachts weit draußen gefischt haben, jetzt Kamerun oder den Fluten des breiten Qua-Qua zu, der die Verbindung zwischen dem Sanaga-Strom und dem Kamerun-Ästuarium bildet.

Jetzt erhebt sich gerade vor uns das Land höher. Wie eine dunkle Wand steigt die Joß-Platte aus dem Chaos von Wasser und Mangroven. Baumspitzen, Häuser mit hellem Anstrich, dann auf dem Fluß ragende Mastspitzen und blendend weiße Schiffe. Näher und näher kommen wir. Die Kanus mehren sich, heller wird das Wasser im Fluß. Grüne Triften und Grasflächen grüßen uns. Wir erkennen die Flaggen der weißen Schiffe, können die Namen lesen: vorn die „Hyäne“, dann abgetakelt die Hulk „Cyclop“ und die kleine schlanke „Nachtigal“. Wir fahren langsamer. In der Höhe der Joß-Platte liegt, durch zwei Baken kenntlich gemacht, die Kamerun-Barre. Große Aufregung herrscht. Werden wir herüberkommen oder nicht? Die Ausichten sind, wie uns der Kapitän versichert hat, nicht günstig, weil die Springzeit vorbei und mit dieser der höchste Wasserstand bereits überschritten ist. Zudem läuft das Wasser schon stark ab, und die Verwunderung ist deshalb nicht allzu groß, als ein plötzlicher Stillstand des Schiffes mit kurzem Ruck es

uns klar macht, daß wir mitten zwischen den beiden Tonnen im Angesicht der nahen Joß-Platte auf den Grund gelaufen sind. Wohl arbeitet das Schiff mit voller Schraubenkraft bald vorwärts, bald rückwärts, aber mit dem immer stärker ablaufenden Wasser wird auch die Aussicht auf ein Freikommen geringer. Die Ebbe hat scharf eingesezt, und Kapitän Jarf erkennt bald das Müßige seiner Versuche. Rasselnd fährt der Anker herab, denn der Kapitän will, wie er uns sagt, den nächsten höchsten Wasserstand in ungefähr zwölf Stunden abwarten. Inzwischen wird die Dampfspinasse klargemacht und mit mehreren Booten zu Wasser gelassen. Hauptmann Morgen und die übrigen Passagiere steigen mit der Post hinein und fahren, von mir, der mit den Sudanesen zurückbleiben muß, mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet, dem nun so nahen Ufer zu, wo sie, wie ich mit dem Glas unterscheiden kann, auf einer im Bau begriffenen Landungsbrücke von vielen Europäern in weißen Anzügen und unzähligen schwarzen Gesellen begrüßt werden. Vom Strande hinauf, den weißen Häusern zu, sehe ich sie noch gehen, dann verschwinden sie im Grün des Gartens, und ich habe Zeit, mich umzuschauen und das Gesamtbild auf mich wirken zu lassen. Die Sonne ist höher gestiegen und sendet ihre Strahlen bereits in fühlbarer Hitze auf das fast regungslos erscheinende Wasser und auf unser Schiff hernieder. Hinter uns, nach See hinaus, ist die Atmosphäre dichter geworden, und von den Bergen Fernando Pos, die uns seit gestern begleiteten, ist fast nichts mehr zu sehen. Meer und Land scheinen in einem weißen, kaum sichtbaren Streifen sich zu vereinigen. Der Joß-Platte gegenüber glänzt 2 bis 3 km weit silbern die gewaltige Wasserfläche des Ästuariums bis zu einem schwarzen Streifen düsterer Mangroven, hinter diesen erhebt sich eine dunkle Wolkenbank, und darüber, noch immer vom Himmel deutlich sich abzeichnend, die runde gewaltige Kuppe des Kamerun-Berges. Viele Kanus und Boote eilen auf dem Fluß von der Stadt her dem Dampfer zu, und vor uns liegt, wie in einem grünen Park, wohl 30 bis 40 m über dem Fluß, allmählich flußaufwärts wieder abfallend, die vielgenannte Joß-Platte mit ihren weißen Gebäuden. Ein Flaggenmast mit deutschen Farben ragt sichtbar hervor, und von mehreren anderen im Grün versteckt gelegenen Häusern hebt sich deutlich der hohe Bau des Gouvernements ab. Unten am Strande sind viele Arbeiter neben einem Bootshause, wie sich deutlich erkennen läßt, beim Auffahren und Auffüllen von Sand und Steinen tätig, denn es soll — wie mir der Kapitän erzählt, der sich zu mir gesellt hat — ein festes Bollwerk errichtet werden, um ein bequemerer Landen zu ermöglichen, da bisher nur eine feste Landungsbrücke vorhanden ist, die mit ihrer

Eisenkonstruktion weit hinaus in den Fluß ragt. Auf dem Fluß liegen mehrfach ungetafelte Holzfahrzeuge. Der Kapitän erklärt sie mir als Hülks, die zu Handelszwecken hier verankert sind. In früheren Jahren nämlich, als die unsicheren Verhältnisse in Kamerun ein Wohnen an der Küste unter den Eingeborenen den Kaufleuten noch nicht ratsam erscheinen ließen, kamen letztere mit ihren Segelschiffen, befrachtet mit europäischen Waren, auf den Fluß, legten diese hier vor Anker, tafelten

Gouvernementsgebäude.

sie ab und tauschten von ihnen aus das Mitgebrachte gegen die Erzeugnisse des Landes ein. Mehrere solcher Hülks hatten sich dann bis in die Neuzeit hinein erhalten und bildeten nun Stapelplätze für die am Lande gelegenen Faktoreien.

Das kleine Kriegsschiff, die „Hyäne“, hatte jüngst während des Dahomey-Aufstandes unter dem Kommando des Kapitäns Reinke viel von sich reden gemacht. Die weiße Hulk „Cyclop“ diente als Lazarettschiff für die Marine. Ferner lag ein kleines, schlank gebautes Fahrzeug, die „Nachtigal“, sowie ein mit einem Heckrad versehener Dampfer, der „Soden“, so genannt nach dem ersten Gouverneur Kameruns, auf dem Fluße. Bald kamen denn auch Dampfpinassen mit Booten im Schlepp von den deutschen Faktoreien von Boermann und Janßen & Thormählen sowie von englischen Firmen, längsseit unseres Dampfers,

und ich lernte in dem Vertreter der Firma Janzen & Thormählen, Herrn Weiler, einen liebenswürdigen Mann kennen, dem ich gewiß an diesem, meinem ersten Tage in Kamerun mit meinen vielen Fragen recht lästig gefallen bin. Groß war unsere Ungeduld, als ich erfuhr, daß man uns eigentlich noch nicht erwartet hatte, daß auch für die Unterbringung der Sudanesen noch nicht alles fertiggestellt sei und ich deshalb mit meinen Leuten wahrscheinlich noch bis zum nächsten Tage würde

Amtsgebäude (Palaver-Haus).

an Bord bleiben müssen. Alles stand nämlich in Kamerun noch unter dem Einfluß des eben niedergeschlagenen Aufstandes der Dahomey-Soldaten, und an sämtlichen Baulichkeiten wurde noch, wie mir erzählt wurde, eifrig gearbeitet, um die Spuren der Beschießung allmählich wieder zu tilgen.

Freudig überrascht waren wir, als schon am nächsten Tage der „Soden“ erschien, um uns an das Land zu setzen. Als das ganz flach gebaute Fahrzeug, das mit seinem riesenhaften Hedrad einen seltsamen Eindruck machte, längsseit unseres Dampfers kam, erkannte ich bald den Hauptmann Morgen, der mir schon von unten den Befehl zurief, sofort mit den marschbereiten Leuten überzusteigen. Da alles bereitgestellt war und die schwarze Besatzung der „Mline“ beim Herüberschaffen des zahlreichen Gepäcks und der Habseligkeiten der Sudanesen half, war es kaum 8 Uhr, als wir die Landungsbrücke erreichten und

unter dem Staunen der herbeigeeilten Dualla-Bevölkerung zum ersten Male Kameruner Boden betraten. In zwei Gliedern wurde angetreten, und unter den ägyptischen Marschweisen unserer sudanesischen Spielleute rückten wir hinauf vor das Gouvernement, wo uns der Gouverneur v. Zimmerer mit den übrigen Herren begrüßte. Eine kurze Musterung der Sudanesen, dann rückten wir weiter in die nahen Wellblechbaracken, die als Kasernements dienen sollten. Mir selbst wurde als Quartier ein Raum in dem Palaverhaus angewiesen, den ich mit Premierleutnant Häring, dem damaligen Führer der Polizeitruppe, teilen sollte.

Auf der Joß-Platte selbst wurde mir erst klar, welche Verheerungen das Granatfeuer der Marine während des Dahomey-Aufstandes angerichtet haben mußte. Wohl war das Gouvernementsgebäude bereits wieder hergestellt, aber überall zeugten noch umgerissene Baumstämme, abgeschlagene Äste, tief in die Erde gewühlte Löcher von der vernichtenden Wirkung der Granaten. Als ich das Palaverhaus, ein großes massives Betongebäude, betrat, sah ich, daß an ihm kein Fenster ganz geblieben war, und in dem großen kahlen, uns zur Verfügung stehenden Raume machte mich Häring auf ein altes wackliges Ledersofa aufmerksam, in dem eine Granate krepitiert war, die durch das Fenster hereingefahren. Dies Sofa machte neben einem übel zugerichteten Bett und einem Waschschrank sowie mehreren defekten Stühlen das Gesamtmobiliar unserer zukünftigen gemeinsamen Wohnung aus. Unsere Mahlzeiten nahmen wir von nun an gemeinsam in dem Hause des Dr. Fr. Plehn ein. Morgens um 6 Uhr tranken wir auf der Veranda des Plehnschen Hauses Kaffee, nachdem wir uns hatten kalt übergießen lassen. Der alte Dualla-Koch Plehns arbeitete, da die Küche vollständig zerstört war, im Freien, wo ihm drei große Steine, zwischen denen er ein Feuer angemacht hatte, als Herd dienten. Daß unsere Mahlzeiten, die neben Fischen und Ziegenfleisch meistens aus Konserven bestanden, nicht gerade lukullisch ausfielen, kann man sich denken. Nach dem Kaffee, zu dem einige Eier und etwas Fleisch genossen wurden, ging jeder von unserer kleinen Tafelrunde seinen Berufsgeschäften nach, d. h. der Doktor begab sich zu seinen Kranken, der Kanzler, Herr v. Salzwedel, in das Palaverhaus, Herr Scheffler in sein Zollbureau, während ich mich mit Häring zu den Soldaten verfügte.

Bei unserer Ankunft in Kamerun hatten wir eine Polizeitruppe, bestehend aus 88 Mann an der Westküste angeworbener Neger, vorgefunden. Es waren dies zum großen Teil Leute aus Sierra Leone und der Negerrepublik Liberia, nachdem die ursprüngliche, von Gravenreuth angeworbene Polizeitruppe, die sich meist aus Dahomey-Leuten rekrutierte, am 15. Dezember 1893 gemeutert hatte.

Die Veranlassung zu diesem Aufstand, der der Fortentwicklung der Kolonie durch eine vorübergehende Zerstörung der Regierungsanlagen auf der Joß-Platte erhebliche Wunden geschlagen hatte, war in der Unzufriedenheit zu suchen, welche die Dahomeys über die ungleichmäßigen Lohnverhältnisse in der Truppe empfanden. Diese Dahomeys, die den eigentlichen Kern der Truppe ausmachten und die schon mit Gravenreuth bei Buäa auf dem Kamerun-Gebirge und im Ubo-Gebiet gefochten hatten, bekamen neben freier Verpflegung nur einen Lohn von 6 bis 10 Mark, während die freier Hand angeworbenen Bey- und Sierra Leone-Leute mit 30 Mark monatlich gelohnt wurden. v. Gravenreuth hatte nämlich s. Z. die Dahomey-Leute an der Küste von Wydah als Sklaven freigekauft und sie nur verpflichtet, die Loskaufsumme in Kamerun abzudienen. Sie sollten dann später als freie Leute wieder in ihre Heimat zurückkehren dürfen. Da nun aber sämtliche Neger nur dem Augenblick leben und nichts schneller als vergangene Wohltaten vergessen, so waren diese Leute als Soldaten nachher mit ihrem Los so wenig zufrieden, daß sie sich gegen den stellvertretenden Gouverneur, Kanzler Leist, als er ihnen ihre Forderungen nicht bewilligen wollte, mit den Waffen in der Hand erhoben, wobei ihnen dann noch zustatten kam, daß die in Kamerun stationierte „Hyäne“ gerade auf einer Fahrt in San Thomé abwesend war. So konnte es geschehen, daß sämtliche Europäer gezwungen wurden, die Joß-Platte zu verlassen, die erst am 23. Dezember mit Hilfe der Mannschaften der mittlerweile zurückgekehrten „Hyäne“ wieder eingenommen werden konnte. Waren nun auch die Dahomeys, die in den Kämpfen schon mehrere Leute verloren hatten und dann, als sie von der Joß-Platte vertrieben waren, zum großen Teil von den Duallas ausgeliefert wurden, schwer genug bestraft worden, so war doch nicht nur der materielle Schaden, der durch die Beschießung entstanden, ein großer, sondern die Regierung hatte auch entschieden durch dies Vorkommnis an Ansehen bei den Eingeborenen verloren, und ebenso hatte die kommerzielle Entwicklung unter dem Eindruck der unsicheren Verhältnisse gelitten.

Sämtliche Europäer sahen daher in unserer neu angekommenen stattlichen Sudanestruppe eine Garantie für geordnete Verhältnisse im Lande und empfingen uns schon aus diesem Grunde besonders freundlich. Häring, der auf Urlaub gehen wollte und das Kommando an Hauptmann Morgen abgegeben hatte, war zunächst zur Erforschung des kleinen Kamerun-Berges nach Victoria abgeordnet. So lag mir die Ausbildung der jungen Soldaten ob.

Da standen nun auf dem grasbedeckten Exerzierplatz die großen schwarzen, mir schon so lieb gewordenen Sudanesen und übten unter

ihren Tschauichs und Betschauichs fleißig Griffe, beaufsichtigt von dem Feldwebel Krause, während gegenüber die kleinen schlanken Wey-Jungen unter dem frischen, schneidigen Büchsenmacher Zimmermann, der sich schon im Dahomey-Aufstande seine ersten Vorbeeren geholt hatte, Einzelmarsch machten. Sie waren ein Bild munterer beweglicher Kraft, mit dem roten Fes auf den schwarzen Wollköpfen, den offenen gelben Drelljacken im Matrosenschnitt mit roter Paspelierung und kurzen,

Kasernements.

bis an die Kniee reichenden Beinkleidern. Sie sind ungemein gelehrig; da sie auch körperlich sehr gewandt sind, ist bei ihnen die militärische Ausbildung sehr einfach und leicht, zumal sie einen ausgebildeten Nachahmungssinn besitzen. Jeder Griff, jede Wendung, die sie lernen, macht ihnen Vergnügen, und oft habe ich gesehen, wie sie nach dem Dienste in den Kasernen das Gelernte gleichsam im Spiel gemeinsam wiederholten, jeden ihrer Vorgesetzten dabei trefflich in seinen kleinen Eigenheiten und Schwächen nachahmten. Da hört man bald von allen möglichen kernigen deutschen Kraftausdrücken den weiten Exerzierplatz wiederhallen, die aus dem Munde der farbigen Unteroffiziere und Befreiten gar seltsam klingen. Und gar bärbeißig sind die Lehrer, gar ängstlich die Rekruten, die noch nicht englisch verstehen; ich selbst vergaß oft, wenn ich den

Dümmsten selbst etwas klar zu machen versuchte, daß ich in Kamerun und nicht in Frankfurt a. O. auf dem Kasernenhofe stand, nicht deutsch redende Leute aus Monrovia statt Polen ausegerzierte. Es sind ganz prachtvolle Menschen, diese schlauen, schmiegsamen Wey-Jungens und höchst brauchbar, so lange sie in der nötigen Zucht gehalten werden. Dies hatte mir mein afrikanischer Lehrmeister, Hauptmann Morgen, schon gepredigt, als wir die ersten Leute dieser Rasse in Monrovia an Bord

Einrücken einer Kompanie der Schutztruppe vom Exerzieren unter Oberleutnant Nolte.

nahmen, und ich bin nach seinem Beispiel streng, aber gerecht mit den Leuten verfahren und habe später die besten Ergebnisse mit den oft als rechte Strolche verschrieenen Wey-Leuten erzielt. Allerdings fröhnen sie recht vornehmen Leidenschaften. Eine größere Jeu-Raße als einen rechten Wey-Mann kann man sich kaum denken. Geld spielt keine Rolle. Auch in dieser Beziehung sind sie echte Landsknechte. Wie gewonnen, so zerronnen; heute ist heut, leben und leben lassen ist ihre Losung. Aber hübsch und schmuck, wie sie aussehen, verstehen sie es auch, sich in das Herz der schwarzen Schönen, wo sie erscheinen, einzuschmeicheln, wobei ihnen in Kamerun ihre wirklich geschmackvolle Uniformierung, gerade wie bei uns zu Hause den Söhnen des Mars, recht zustatten kommt.

Weiber-Palaver waren es denn auch, bei denen ich zum ersten Male in Kamerun prügeln lassen mußte, und zwar dann auch gehörig. Das „gehörig“ meine ich zwar mehr in bezug auf die Sudanesen, denn sie haben entschieden ein bedeutend dickeres Fell oder aber viel weniger Gefühl als ihre Kameraden von der Westküste, denn 25 („twenty five“ oder „chamza achrin“) machen auf sie nur einen sehr vorübergehenden Eindruck. Ich habe es erlebt, daß, als die Soldaten Abdallah bringi und Murfal sal, von denen der erste ein bekannter Säufer war, während der zweite wohl nur einmal zufällig sich übernommen hatte, schwer betrunken zur Wache geschleppt waren und am anderen Tage für ihre verschiedenen Ausschweifungen je nach Verdienst, der alte Routinier mit 25, die jüngere unerfahrene Kraft nur mit 10 „liebvollen Streichen“, belohnt werden sollten, gegen dieses Urteil entschieden protestierten. Abdallah bringi, weil er behauptete, das gleiche getan zu haben wie Murfal sal und deshalb auch dieselbe Strafe verdient zu haben; Murfal sal aber, weil er sich zurückgesetzt fühlte, „denn“ — sagte er mir — „ich bin kein Weib, Herr, und wenn Abdallah 25 bekommt, kann ich sie auch vertragen!“ — Ich war denn auch diesen Gründen zugänglich und ließ jedem 18, diese aber mit besonderem Nachdruck, verabreichen. Durch dieses mein erstes salomonisches Urteil habe ich aber entschieden an Ansehen bei den Leuten gewonnen. Man muß eben den oft von den unsrigen abweichenden Rechtsbegriffen der Schwarzen so gut als möglich Rechnung tragen und es verstehen, in jeder Lage, mag sie einem auch noch so verwunderlich vorkommen, mit einer gewissen Sicherheit zu handeln. Nil admirari!

Ganz anders als die Westküsten-Soldaten sowohl in ihrem Aussehen wie auch beim Exerzieren, sind die Sudanesen. Lernen jene alles spielend, wobei ihnen allerdings auch ihre Kenntnis der englischen Sprache oder vielmehr einer wüsten Abart dieses Idioms, die nur ganz entfernt an Albions Klänge erinnert, zu gute kommt, so stellt das Ausexerzieren der Sudanesen große Ansprüche an die Geduld des Ausbildungspersonals, denn sie sind nicht annähernd so gewandt, was den Exerzierdienst anbelangt, als die Soldaten der Westküste, wenngleich sie ihnen an Gefechtswert wegen ihrer Ruhe und Zuverlässigkeit entschieden überlegen sind.

War dann von 6 Uhr morgens bis 9 Uhr exerziert, so rückten die Leute in ihre Kasernen, vier große, inwendig verschaltete Wellblechbaracken, ein. Hier fanden Instruktionsstunden oder Appells statt, bis nachmittags wieder exerziert oder geschossen wurde. So gingen bei eifrigem Dienst schnell die Stunden und Tage dahin.

Ein besonderes Fest für uns Europäer war es immer, wenn ein Dampfer kam und Post brachte. Doch nahmen auch die Arbeiter des Gouvernements und der Faktoreien, ja selbst die Duallas, an dieser Freude teil, was sie durch ein anhaltendes, langgezogenes „Hallern“ bekundeten, das der erste, sobald er die Mastspitze eines einfahrenden Dampfers von der Joß-Platte aus bemerkte, stolz mit vollen Lungen anstimmte, worauf alle, die es in der Nähe hörten, einfielen, so daß sich allmählich ein wildes Geheul zum Himmel erhob. Was übt aber auf einen rechten, echten Negerarbeiter einen größeren Reiz aus, als ein Genuß, den man ihm für seinen Magen in Aussicht stellt, denn das raffinierteste Genießen heißt bei ihm: sich ordentlich voll essen und dann schlafen. Schöneres und Wünschenswerteres kann er sich eben kaum denken, und damit stand auch der Freudeanteil, den sie an dem Erscheinen eines Dampfers nahmen, in engem Zusammenhang. Das Schiff brachte Reis, Salzfleisch und Zwieback in den Gouvernementsstore. Das leibliche Wohlleben der farbigen Arbeiter war wieder auf eine Reihe von Wochen hin gewährleistet, daher das brausende Begrüßungs- und Willkommengeschrei. Andererseits tat auch der menschliche Herdentrieb das Seine, der ja auch bei uns zu Lande die Leute fortreißt, dahin zu laufen, wo möglichst viel gedrängt, und mit zu schreien, wo gelärmt wird.

Ein besonders in das Gebiet der Töne fallendes Ereignis bildet auch der jeden Mittag um 12 Uhr sich wiederholende donnernde Mittagschuß. Der ihn abfeuernde Kru-Hetman zählt zu den Honoratioren Kameruns und kommt sich in Ausübung seines Amtes ebenso wichtig vor, wie ein Bürgermeister, der eine Rede zu Kaisers Geburtstag hält.

Zu den geringsten Annehmlichkeiten Kameruns zählte während unseres ersten Aufenthaltes auf der Joß-Platte der viele Regen, der aber selbst in den beiden Regenperioden des Jahres nicht etwa ununterbrochen fällt, sondern oft stunden-, ja tageweise aussetzt, aber bei dem wenig durchlässigen Boden doch zu mächtig ist, um von der Erde aufgesogen zu werden. Es bilden sich Tümpel, Seen und kleine Sümpfe, so daß namentlich der Verkehr mit den am Fluß gelegenen Faktoreien, wo wir den Kaufleuten unseren Besuch machen mußten, nur in hohen Stiefeln möglich war.

Die europäischen Niederlassungen liegen nämlich am Kamerun-Fluß, weil er den Haupthandelsweg abgibt. Dicht hinter den Faktoreien sind die stark bevölkerten Dualla-Dörfer gelegen. So kommt es, daß das Gelände knapp bemessen ist, und sich die Wohnhäuser für die Angestellten sowie die Warenhäuser eng zusammendrängen. Nur hier und

da hat man die Wohnhäuser auf das Plateau verlegt und das niedrige Gelände nur für die Warenhäuser verwandt, eine Einrichtung, die auch in gesundheitlicher Beziehung empfehlenswert ist. Besonders stattlich nahm sich das noch neuerbaute, auf Pfeilern ruhende Gebäude der Hauptagentur von C. Woermann in Aquadorf aus. Ist nun die Joß-Platte, auf der sämtliche Regierungszwecken dienende Gebäude mit Ausnahme der Schule liegen, mit ausgedehnten Parkanlagen versehen, in deren Mittelpunkt das Gouvernementsgebäude liegt, so sind die sich daran schließenden großen Dualla-Dörfer Tokoto, Joß, Bell, Aqua und Didotown mit ihren langen, unregelmäßigen Häuserreihen mehr oder weniger der Sonne preisgegeben. Breite, sauber gehaltene Kieswege, vielfach bepflanzt mit Mango- und Brotfruchtbäumen, begrenzen die einzelnen Abteilungen des Gouvernementsparks, in dem noch mächtige Baumwollbäume, schlanke Öl- und Kokospalmen und zahlreiches Bambusgesträuch als Repräsentanten des früheren Zustandes stehen. In den Dualla-Dörfern, mit Ausnahme einiger weniger Straßen, die meist die Wohnungen des Häuptlings und seiner Frauen enthalten, stehen ohne Ordnung Hütte neben Hütte, dazwischen einige Pisangs und Bananen, hin und wieder wohl auch ein kleines Koko-, Dams- oder Kassada-Feld. Überall liegen vor den Häusern leichte Kanus oder Netze zum Trocknen. Da der freie Dualla außer dem Fischfange und dem Rudersport jeder körperlichen Arbeit entschieden abhold ist, so müssen die Frauen, die den Reichtum des Mannes ausmachen, die Feldarbeit versehen.

Die Duallas sind hochgewachsene, kräftige, schön gebaute Menschen. Die Männer haben vielfach gebogene Nasen und namentlich in der Jugend ausgeprägt semitischen Typus. Sie gehen im allgemeinen mit einem leichten Hemd (sogenannten Singlet) und einem großen Tuch, dem Labalaba, bekleidet, das kunstvoll um die Hüften geschlungen wird. Die Frauen tragen auf dem Felde nur leichte Lendentücher, oft auch ein großes, die Brust verdeckendes Tuch um den Hals geknüpft, während sie im Hause und auf der Straße meist schon mit langen, leinenen Hängkleidern geschmückt sind. Namentlich Sonntags und gegen Abend sieht man die Dualla-Jünglinge und -Mädchen überall im Dorf und auf den Straßen in den schreiendsten, modernsten Kostümen einherstolzieren. Mit ihren hohen Halskragen, in Lackschuhen und Manschetten, Turnüre und Federhut machen sie ganz den grotesk-komischen Eindruck des Negers aus den Fliegenden Blättern.

Sämtlichen Duallas ist eine große Lust zum Prozessieren angeboren. Sie sind sehr gewandte Redner, und wenn nicht die Gebühren in bar bezahlt werden müßten, bevor die Klage angenommen wird, so würde

das Palaverhaus nie und nimmer leer. Aber auch so hatte der Recht sprechende Herr v. Salzwedel entschieden am meisten von uns zu tun, und es war nicht zu verwundern, wenn ihm bei den vielen geringfügigen Zänkereien und Lügereien, mit denen er belästigt wurde, manchmal die Galle überlief. Dann erhob er sich in ganzer Länge, und wenn seine Stimme laut dröhnte und er gar zu dem neben ihm liegenden Strafhandbuch griff, dann entstand in dem sich plötzlich entleerenden Gerichtssaal

Wohnhaus Manga Bells im Bau.

ein so unheilvolles Gedränge und Geschrei, daß ich in meiner über dem Gerichtssaal befindlichen Behausung jäh aus meinem Nachmittagschlaf gestört wurde.

Die Duallas, die schon seit Jahrhunderten mehr oder weniger mit den Europäern in Verbindung stehen, sind meist Christen, und die besseren Familien halten auch darauf, daß ihre Kinder die Schule besuchen, doch hat das Zusammenwirken der Missionen verschiedener Konfessionen an einem Orte keinen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Eingeborenen ausgeübt. Sie sind vielfach faul und neigen zum Trunk; doch läßt sich eine gewisse Intelligenz und bei vielen auch ein wirklich nachhaltiger, guter Einfluß von Schule und Kirche nicht verkennen. Namentlich aus den jüngeren Elementen wird sich die Regierung manchen guten Unterbeamten oder Lehrern heranbilden können.

Als ich den alten King Bell besuchte, wurde ich auf den Bauplatz mitten in Bellsdorf geführt, wo er mit seinem Sohne Manga ein villenartiges Gebäude, das letzterer sich aufführt, besichtigte. Er war eine große stattliche Erscheinung mit sympathischem, von weißem Barte eingerahmten Gesichte. Nur mit dem Labalaba bekleidet, hielt er fest an allen alten Dualla-Gebräuchen. Er war ein treuer Freund der Regierung. Einen sehr gewandten Eindruck machte sein Sohn Manga, der, in England erzogen, geradezu vornehme Manieren hat. Er treibt bedeutende Handelsgeschäfte und steht mit mehreren europäischen Häusern direkt in Verbindung.

Lächerlich wirkte auf mich dagegen stets das Erscheinen des in Kiel erzogenen Duallas Pundo Aqua. Dieser, ein Sohn des noch in Kamerun lebenden Dualla-Häuptlings gleichen Namens, war in Europa unglaublich verwöhnt worden und daher einer der eingebildetsten, eitelsten und frechsten Neger geworden, die ich je kennen gelernt habe. Er ging stets nach neuester Mode gekleidet, trug Lackstiefel, moderne hohe Kragen und meist ein Monocle im Auge, sprach in gezielter Weise und kam eines Tages, als einige betrunkene Soldaten in seines Vaters Dorf Unfug verübt hatten, mit den Worten zu mir: „Verzeihen Sie, mein sehr verehrter Herr Leutnant, wenn ich Sie im Namen meines Herrn Vaters belästige und Sie bitte, den Unarten Ihrer Soldaten, die sicher nicht mit Ihrem Einverständnis handeln, gefälligst zu steuern. Ich und mein Herr Papa wären ihnen dafür besonders verbunden.“ Dieser Pundo hatte sich auch Visitenkarten mit dem Titel „Prinz Pundo Aqua, Kamerun“ drucken lassen. Er hatte eine silberne Schaumünze, die ihm zum Andenken an eine Besichtigung auf dem Bornstedter Felde, der er beigewohnt hatte, vom nachmaligen Kaiser Friedrich geschenkt war, um sich bares Geld zu verschaffen, in Kamerun verkauft, so daß sie in meinen Besitz gelangte. Ich habe ihm dann die Münze wieder zugestellt mit einer freundlichen Ermahnung, sich nicht noch einmal einfallen zu lassen, dies Andenken des hohen Herrn gegen Bargeld umzusetzen, um dies dann wieder im wahrsten Sinne des Wortes flüssig zu machen; einer gehörigen Tracht Prügel dürfte er sonst sicher sein. Pundo hat übrigens später nie mehr Geld gehabt, und da er zu faul war, zu arbeiten, hat er schließlich, nur um sein Leben fristen zu können, auch seine feinen europäischen Kleidungsstücke verkaufen müssen und dann lange als einfacher Händler wieder nach alter Kameruner Art, nur mit dem Labalaba bekleidet, im fernen Busch gelebt. Er ist ein besonders laut redendes Beispiel für die Richtigkeit des Sprichwortes „Schuster, bleib' bei deinem Leisten“ auch im schwarzen Erdteil, denn — „setzt man einen Frosch auch auf einen goldenen Stuhl, er hüpfst doch herab wieder in seinen Pfuhl“.

Besonders beliebt, wie übrigens bei den meisten Negerstämmen, sind auch bei den Duallas nächtliche Tänze und Geheimfeste, und bei klarem Mondschein hallt die ganze Joß-Platte wider von dem dumpfen Trommeln und einförmigen Singen, das von grellen Kehllauten der Tanzenden oft jäh unterbrochen wurde. Die Leute sammeln sich auf einem freien Platz im Dorf. In der Mitte sitzen die Trommler, welche die großen ausgehöhlten Baumstämme, die mit Leder überspannt sind, schlagen und so den Rhythmus des Tanzes angeben. Getanzt wird bei den Duallas meist in der Weise, daß die Leute im Gänsemarsch hintereinander im Kreise herumziehen und nach den Klängen der Musik die unglaublichsten Verrenkungen des Oberkörpers ausführen, während die Beine, in gleichem Tempo vorwärts gesetzt, nach den Klängen der Musik den Boden stampfen. Es ist geradezu erstaunlich, welche Beweglichkeit manche Leute in den Rücken- und Armmuskeln entwickeln. In dieser Art des Tanzes sind die Duallas, namentlich wenn ihnen der nötige Rum die gehörige Begeisterung verleiht, unermüdlich. An gewissen Tagen und Festen, zu Totenfeiern und Hochzeiten, werden auch ganz besonders mummenschanzartige Tänze aufgeführt, wobei Tiere, wie das Krokodil, der Leopard und der Elefant, eine große Rolle spielen. Auch heidnische, religiöse Geheimfeiern wurden früher oft unter den eingeweihten, verschiedenen Geheimbünden abgehalten. Dann wagte sich niemand aus dem Hause, und bei den oft gräulichen Zeremonien soll es auch an Menschenopfern nicht gefehlt haben. Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, mit solchen abergläubischen Geheimbündlern strafend in Berührung zu kommen, die lange Zeit, als Tiger verkleidet, im finstern Busch ihr Unwesen trieben, einzelne Passanten, Frauen und Kinder töteten und so ganze Gegenden in Schrecken setzten, bis sie auf Geheiß des Gouverneurs durch meine Soldaten ihr Schicksal ereilte.

Zu gewissen Zeiten des Jahres werden auch große Ringkämpfe (Palapalas) und Bootsregatten abgehalten, wobei sich das gesamte Volk mit großer Begeisterung beteiligt. Die Kings setzen dann hohe Preise, meist in Frauen bestehend, für die Sieger aus. Die Rennboote der verschiedenen Dualla-Dörfer sind mit riesigen Bug- und Heckverzierungen, geschnitzte Tiere oder Menschen darstellend, versehen. In zwei Reihen nehmen die Ruderer mit ihren kurzen, starken Paddeln Platz. Oft habe ich gesehen, wie diese Renn-Kanus den mit aller Kraft fahrenden Dampfspinassen der Marine oder des Gouvernements vorbeifuhren. Von klein auf als Fischer auf dem Wasser groß geworden, verfügen die Duallas nämlich über bedeutende Körperkräfte, die durch ein wochenlanges Training vor den verschiedenen Regatten auf eine Höhe gebracht

werden, daß die Bootsmannschaften wirklich ganz riesige Leistungen zu verzeichnen haben. In der Mitte des Bootes sitzt meist ein Mann, welcher der Trommelsprache mächtig ist und durch fortwährendes Schlagen der klartönenden Palavertrommel nicht nur die Mannschaft seines Bootes zu größter Kraftentfaltung anstachelt, sondern auch seinen Dorfgenossen am Strande von den Chancen ihres Bootes Kunde gibt.

Die Trommelsprache ist ja bekanntlich bei den Duallas besonders ausgebildet. Sie sind imstande, sich durch eine Trommel, die mit zwei Klöppeln geschlagen wird, sprachlich weithin zu verständigen. Eine solche Trommel ist aus einem größeren oder kleineren Baumstamm gefertigt, der einen besonders harten Kern hat. Mit großer Sorgfalt wird eine Höhlung in den Stamm gemeißelt, wobei besondere Vorsicht darauf verwendet wird, daß die Wände allenthalben die gleiche Stärke bekommen, da sie als Resonanzboden für die Töne dienen, die oben auf einem langen Schliß angeschlagen werden. Je nach der Haltung der Klöppel, die zum Trommeln verwandt werden, je nach der Lage der Wand, auf die sie fallen, entstehen verschiedene Töne, durch deren Zusammenstellung die Neger die verschiedenen Laute ihrer Sprache wiederzugeben und sich so zu verständigen wissen. Einer langen Schulung aber bedarf es, bis sie wirklich imstande sind, sie zu verstehen. Die Methode entspricht ganz unserer Telegraphie, bei der ja auch ein geschulter Beamter nicht nur ein Telegramm nach Punkten und Strichen abzulesen, sondern auch mit dem Gehör aufzunehmen versteht. Jeder bekanntere Mann und natürlich auch jeder den Duallas bekannte Regierungsbeamte hat auf der Trommel seinen bestimmten Namen. So nannten mich die Leute z. B. auf meiner späteren Jaunde-Station, wo auch die Trommelsprache verstanden wird, Katakata, zu deutsch ungefähr „unangenehmer Kerl“.

Geht man durch die Dualla-Dörfer, so findet man die Männer, sofern sie nicht auf Fischfang oder Handel gegangen sind, meist nichts tuend vor den Hütten liegend, wo sie sich, bis die Frauen das Essen gekocht haben, die warme Sonne in den Magen scheinen lassen. Die Frauen sind, wenn sie nicht im Hause beschäftigt sind, auf dem Felde und kommen erst gegen Abend zurück, um sich zu baden, und überall auf den Straßen auf den niedrigen Kamerunstühlen sitzend, von ihren Männern für die nächtlichen Tänze frisiert zu werden. Sehr besorgt sind die Mütter um ihre Kinder, die sie meist bis zum dritten Jahre selbst nähren und fortwährend auf den Hüften mit sich herumtragen. Sehr angenehm berührt das ausgesprochene Reinlichkeitsgefühl, das die Duallas besitzen. Kaum ist ein Kind geboren, so geht die Mutter schon

mit ihm zum Flusse herunter, um es zum ersten Male gehörig abzu-spülen. Die jungen Knaben und Mädchen spielen täglich stundenlang im Flusse, und auch die Erwachsenen versäumen ihre regelmäßigen Bäder niemals. Die Fertigkeit der Duallas im Schwimmen und Tauchen ist denn auch eine große, und ich habe nur die Kru-Jungen mit ihnen konkurrieren sehen.

Die Kru-Jungen, aus Liberia gebürtig, bilden den Stamm der Arbeiter und Bootsleute für die ganze westafrikanische Küste. Es sind herkulisch gebaute, fleißige, gutmütige Gesellen. In ganzen Scharen verheuern sie sich stammweise gegen einen Monatslohn von 12 bis 20 Mark nach den verschiedenen englischen, französischen, belgischen und deutschen Kolonien Westafrikas und geben hier überall den Stamm für die Arbeiter auf Plantagen und Faktoreien ab. Sie sind leicht zu lenken, auch bei guter Behandlung fleißig und genügsam und legen einen Hauptwert auf eine gute ausreichende Verpflegung. Nur die Hetleute bringen ihre Frauen mit. Dies ist wohl ein Hauptgrund, weshalb die Kru-Leute nicht länger als ein Jahr von ihrer Heimat fernbleiben. Wir haben namentlich die kleinen, oft nur 8 bis 10 Jahre alten Gesellen, die man überall als Hausjungen bei den Europäern trifft oder im Garten mit langen Haumessern bei Roden und Grasschneiden sieht, stets viel Spaß gemacht, und oft hat mich eine gewisse Bewunderung über die Selbstständigkeit dieser kleinen Negerjungen ergriffen, die, viele Hundert Meilen weit von Vater und Mutter entfernt, unter ganz fremden Menschen um ihr tägliches Brot arbeiten. Ich selbst hatte neben meinem trefflichen Sudaneseindienner Aman Sudani, der gleichzeitig Koch war und schon mit Wissmann Afrika durchquert hatte, und meinem Burschen, dem braven Sierra Leone-Soldaten Senneffi einen solchen kleinen, munteren Kru-Gesellen im Hause, dem seine Genossen wegen seiner beiden hervorstehenden Vorderzähne den Namen „King Ivory“ gegeben hatten. Es ist überhaupt unglaublich, mit welcher prächtigen Namen sich die Kru-Boys schmücken. Da finden sie alle Wochentage, aber auch Bottle beer, Half dollar, White man trouble, Broken paddle sind beliebte Epitheta.

Im Fluge gingen mir so bei all den neuen Eindrücken die Tage in Kamerun dahin. Wir rüsteten Ende April eifrigst für einen Strafzug gegen die Abo's. Diese Leute, auch zu dem Dualla-Stamm gehörig und Anwohner des gleichnamigen Flusses, der wieder ein Nebenfluß des in das Kamerun-Astuarium mündenden Wuri-Flusses ist, hatten sich seit Jahren bereits widerspenstig gegen die deutsche Regierung gezeigt, in jüngster Zeit eine dort angelegte, der Firma Herschell gehörende Fak-

torei gänzlich ausgeplündert und den Zugang in das Flußgebiet für den gesamten Handel gesperrt. Der Forderung des Gouverneurs v. Zimmerer, sich zu unterwerfen und die Hauptanstifter zu dem Überfall, die Häuptlinge Makolanbia und Pen auszuliefern, begegneten sie mit lautem Hohn, und es war allen Europäern in Kamerun einschließlich der Missionare und sämtlichen Eingeborenen klar, daß nur eine scharfe Maßregelung dieses Stammes imstande sein würde, das deutsche Ansehen, das schon durch den Dahomey-Aufstand erheblich gelitten hatte, im gesamten Küstengebiet zu befestigen. Da bereits zwei Jahre früher Graevenreuth in einer gemeinsam mit Marinedetachements vorgenommenen Aktion den Starrsinn der Miangesen, wie man auch die Abos nach ihrer Hauptstadt zu nennen pflegt, nicht hatte brechen können, so war es ein schwerer Kampf, auf den wir uns gefaßt machten.

Am 2. Mai früh schiffte sich die Truppe unter Führung des Hauptmanns Morgen in der Stärke von 1 Offizier, 2 Unteroffizieren, 1 Arzt, 80 Sudanesen und 70 Bey-Soldaten auf dem „Soden“ ein, um nach Malende aufzubrechen, das die Miangesen an Stelle ihrer alten Hauptstadt neu verschanzt und befestigt haben sollten. S. M. Kanonenboot „Hyäne“ hatte die Stationspinasse, die mit einem Revolvergeschütz ausgerüstet war, zum Schleppen der Boote zur Verfügung gestellt, da der Dampfer „Soden“ nicht die gesamte Expedition aufnehmen konnte. Auch waren der Leutnant z. S. Fleß sowie der Marinearzt nebst einigen Matrosen kommandiert für den Fall, daß der Landung Widerstand entgegengesetzt werden sollte. Die Expedition begleitete ferner der Regierungsarzt Dr. Plehn und als Freiwilliger der Feldjägerleutnant v. Mallinckrodt. Hatte Hauptmann Morgen gehofft, die Malende-Beach noch am 2. Mai zu erreichen und so die Miangesen zu überraschen, so wurde dies vereitelt, weil es sich bereits nach zweistündiger Fahrt zeigte, daß die Stationspinasse dem geschleppten Leichter nicht gewachsen war, von diesem aus dem Steuer geschlagen wurde und so auf einer Sandbank im Wuri festgeriet. Um 5 Uhr nachmittags kam auch der „Soden“ in der Nähe von Fiko auf einer aus drei Baumstämmen gebildeten Sperre fest. Allerdings wurden wir noch in der Nacht flott, da die Matrosen des Artilleriedetachements die uns umgebenden Baumstämme mit Sprengpatronen wegräumten. Aber am Morgen mußten wir auf die Pinasse warten, da beim Auslaufen Steuer und Räderschaukel des „Soden“ so stark beschädigt waren, daß er nicht mehr selbsttätig sich fortbewegen konnte. So langten wir erst am 3. Mai gegen 8½ Uhr vor die Haupt-Fiko-Beach nach Malende, wo wir ungestört vom Feinde uns ausschifften. Die Miangesen erwarteten uns hinter einer Fenz, die

sie wohlversteckt im Walde, am Wege, der steil vom Flußufer nach Malende hinaufführt, angelegt und durch vorgeschobene, verdeckt angelegte Fallgruben gesichert glaubten. Wunderjam feierlich kam es mir vor, als ich die kriegsgewohnten Sudanesen zum ersten Male ihr Gebet sprechen hörte und dann sah, wie sie sich unter lautem Allah-Rufen rücksichtslos auf die Ballisadierungen der Miangesen stürzten. Diese schienen auf ein solches Vorgehen nicht gerechnet zu haben; denn sie vergaßen ihren Schwur: „Wer von Malende in ein anderes Dorf flieht, wird getötet“ und flohen nach allen Seiten in den Busch. Zur Verfolgung des Gegners teilten wir uns im Dorfe in zwei Kolonnen. Wie die Husaren, leichtfüßig über alle Hindernisse hinfortsetzend, stürmten die Wey-Leute mit lauten Hurrarufen hinter den überraschten Miangesen her, die aus ihren zahlreichen Perkussionsgewehren ein lebhaftes Feuer im Walde gegen uns unterhielten. Um 2 Uhr ließ der Hauptmann „Sammeln“ blasen. Um 3 Uhr erteilte er mir den Befehl über eine neu anzulegende Militärstation, zu welchem Zwecke mir die Unteroffiziere Zimmermann und Seebe sowie 120 farbige Soldaten beigegeben wurden. Ich erhielt die Instruktion, rücksichtslos das ganze Miangesen-Land bis zur Auslieferung der Rädelsführer zu verwüsten und die Miangesen durch unausgesetztes Patrouillieren vom Abo-Flusse, ihrer Lebensader, fernzuhalten.

Ein seltsam ergreifender Augenblick war es für mich, als ich vom Hauptmann, der nun heimwärts dampfte, Abschied nahm; stand ich doch zum ersten Male mitten im dunklen Busch vor einer Aufgabe, allein auf mich angewiesen und selbständig; zum ersten Male wirklich verantwortlich!

Aber es gab keine Zeit zum Nachdenken. Es hieß gebieterisch, an die Arbeit gehen. Ein Lagerplatz mußte noch vor Dunkelheit ausgesucht, die Lasten mußten von der Beach geholt, für die ermüdeten Leute Verpflegung bereitgestellt werden; Wachen waren einzuteilen, denn um 6 Uhr bereits brach die Nacht herein. Erst gegen 9 Uhr wurde es ruhig im Bivak, das wir auf einem Hochplateau, nicht weit vom Wasser, aufgeschlagen hatten. Rundum war, so weit möglich, der Busch geschlagen und die Palmen gefällt. Mächtige Feuer brannten; in der Mitte stand mein Zelt, rechts lagerten die Sudanesen, links die Leute von der Westküste. Hin und wieder hörte man im dunklen Walde vereinzelte Rufe der Miangesen, die sich zu sammeln suchten. Wie ein versprengtes Volk Hühner lockte rufend einer den anderen. Hin und wieder bliesen sie auch wohl auf ihren Hörnern, und von den fernen Dörfern dröhnte der Schall der Palavertrommeln durch die Stille der Nacht. Lange noch

hörte ich den Gesprächen meiner Leute zu, die, von den Ereignissen des Tages plaudernd, keine Ruhe fanden. Die stolzen, kampfsgewohnten Sudanesen nannten die Miangesen, denen sie heut gegenüber gestanden hatten „kelb“, d. h. „Hund“, der verächtlichste Name, den ein Mohammedaner, dem jeder Hund als unrein gilt, einem Andersgläubigen geben kann. Dann wurde es stiller und stiller, die Feuer brannten niedriger, einsam zog eine Sternschnuppe über den Horizont, man hörte nur noch den arabischen Zuruf der Wachen und das Gebrüll auf Raub ausziehender Leoparden, die bis dicht an die Feuer herankamen.

Ich lag wach. Zum ersten Male hatte ich im Feuer gestanden, wirklich etwas erlebt. Wie anders als gestern Abend, dachte ich. Da hatte ich geträumt von dem, was kommen sollte, mich im Geist voranstürmen sehen gegen eine Schanze, eindringen, den ersten Gegner niederhauen, die deutsche Fahne aufpflanzen! — So gefährlich, so ganz meiner Vorstellung entsprechend, war es heut nicht gewesen; der Gegner hatte nur kurze Zeit standgehalten; aber vergessen würde ich nie den ersten Tag, an dem ich scharf schoß, den Tag, der heut zu Ende ging, das wußte ich, als ich einschlief und noch in kriegerischer Stimmung mechanisch nach dem Karabiner neben mir griff. Ich war Feldsoldat geworden, hatte die Feuertaufe hinter mir. Heut war ein Festtag gewesen.

Am folgenden Tage hieß es, das Lager einrichten. Es wurde abgesteckt, die Quartiere verteilt, ein Graben gezogen und eine Brustwehr gebaut. Wir Europäer suchten uns so trocken wie möglich einzurichten, indem wir starke Palmen parallel legten, Querkölzer darüber nagelten und dann mit Matten bedeckten, um unsere Zelte so auf trockenem Untergrund aufzuschlagen. Denn es regnete jetzt Tag für Tag mit afrikanischer Heftigkeit, und nichts blieb trocken. Täglich wurden auch Patrouillen vorgetrieben, die die Dörfer verbrannten, die Felder verwüsteten, aber nur selten mit dem Feinde Fühlung gewannen.

Sämtliche Miangesen hatten sich, wie ich von Gefangenen erfuhr, nach Mpako, einem Dorfe ungefähr 10 Stunden weit im Innern des Abo-Gebietes, zurückgezogen, um dort unseren Abmarsch abzuwarten, denn daß wir längere Zeit in ihrem Lande bleiben und so unseren am ersten Tage erfochtenen Sieg ausnützen würden, glaubten sie nicht. Gravenreuth war seinerzeit abmarschiert, nachdem er ihr Lager erstürmt hatte, wir mußten es also auch tun. Hierauf baute ich meinen Plan, als ich beschloß, Mpako zu überfallen. Am 6. Mai marschierte ich mit dem Büchsenmacher Zimmermann und 100 Leuten ab und langte nach beschwerlichem Marsche (wir hatten durch zwei Flüsse, die infolge des Regens stark angeschwollen waren, teils waten, teils schwimmen müssen)

erst nach Dunkelheit dicht vor Mpako an, das, mit Pallisaden umgeben, ungefähr 60 gut gebaute Hütten zählte. Ohne Feuer lagen wir im Walde, die ganze Nacht vom Regen bis auf die Haut durchnäßt. Raum graute der Tag, als auf einen Alarmschuß hin meine Soldaten von allen Seiten die Pallisaden überstiegen und mit Hurra die erschreckten Miangesen aus dem Schläfe weckten. Meine Vermutung hatte mich nicht getäuscht; die Miangesen hatten geglaubt, wir schliefen bequem in Malende oder bereiteten gar schon den Abmarsch vor. Sie hatten es nicht einmal für notwendig gehalten, Wachen auszustellen, denen der Regen wohl unangenehm war.

Da saß ich nun am Mittag meines ersten Geburtstages in Afrika inmitten des brennenden Mpako. Krachend stürzten die brennenden Häuser zusammen, rot schlug die Lohe gen Himmel, Frauen und Kinder irrten ratlos umher, laut aufkreischend, wenn sie auf einen bekannten Gefallenen stießen, denn

echt afrikanisch — mit dem Bajonett — hatten die Sudanesen gearbeitet. Zum ersten Male hatte ich die Bestie im Menschen entfesselt gesehen und noch stand ich unter dem Eindruck all des Grausigen, als die ersten Patrouillen, die den Fliehenden in den Wald nachgesetzt waren, jubelnd mit allen möglichen Beutestücken beladen, eintrafen und meldeten, wie sie im dichten Walde mit dem Feinde handgemein geworden waren. Ich ließ zum Sammeln blasen und schlug fern von dem blutbedeckten Kampfplatz mein Lager auf. Mpako war ein Trümmerhaufen, mit den Überresten der Hütten fachten die Soldaten ihre Lagerfeuer an, eine schwarze Rauchwolke stieg in der klaren Luft gerade auf zum Himmel. Hoch oben kreisten gierig krächzend,

Mabea-Gruppe.

reicher Beute gewiß, die Nasgeier. Es war ein ernsther Geburtstagsabend. Ich dachte der Lieben daheim, ich blickte vorwärts auf das, was mir noch im dunklen Erdteil bevorstand, und schlief ein, meinen alten Wahlspruch im Herzen: „Nicht rechts geschaut, nicht links geschaut, vorwärts gradaus, auf Gott vertraut und durch.“ —

Die Macht der Abos war gebrochen. Als ich am anderen Tage nach dem Lager zurückkehrte, führte mir mein braver Dolmetscher Zampa ein gefangenes Weib, mit Namen Pinde, vor, die sich erbot, Friedensverhandlungen mit den versprengten Miangeseen zu ermitteln. Ich war mit afrikanischer Art noch zu wenig vertraut, um mir von der Mission dieser Frau einen Erfolg zu versprechen, ließ sie aber auf Zampas Rat ziehen.

Dem braven Zampa habe ich es übrigens neben dem Büchsenmacher Zimmermann in erster Linie zu verdanken, daß ich mich so schnell in Kamerun eingelebt habe. Zampa, ein Kind der Südküste Kameruns, hatte seinerzeit Morgen als Diener begleitet, war von diesem mit nach Deutschland genommen und bei den Garde-Füsiliern in Berlin Soldat geworden. Er war dann nach dem Dahomey-Aufstand mit dem Detachement des See-Bataillons nach Kamerun gekommen und nun als Feldwebel in die Truppe eingestellt, wo er seiner vorzüglichen Landes- und Sprachkenntnisse wegen manchen Nutzen gestiftet hat.

Wie erstaunte ich, als mir am 10. Mai ein seltsamer Zug gemeldet wurde. Voran, auf einer ausgehöhlten Schildkröte trommelnd und singend, die losgelassene Pinde, hinter ihr ein Abo-Mann mit einer deutschen Flagge, gefolgt von wohl zwanzig unbewaffneten schwarzen, fast nackten Gefellen. Makolabia aber, der Häuptling, der sich persönlich stellte und völlige Unterwerfung seines Stammes versprach, war mit einem alten blauen Winterüberzieher bekleidet und trug stolz einen Seidenhut auf seinem zottigen Haupte. Der angebotene Waffenstillstand wurde von mir um so lieber angenommen, da sich bei mir durch heftiges Gliederziehen und fortwährendes Erbrechen ein erstes Fieber ankündigte. Als Hauptbedingung eines wirklichen Friedens, den nur der Gouverneur gewähren konnte, stellte ich die sofortige Auslieferung des gefürchteten Zauberers Pen hin und fuhr am folgenden Tage selbst mit einem Kanu nach Kamerun, um alles mit dem Gouverneur zu besprechen. Das Lager ließ ich unter der Obhut Zimmermanns zurück.

Auf der Joß-Platte traf ich bereits mit so schwerem Fieber ein, daß ich sofort in das Hospital gebracht wurde. Hier habe ich dann 14 Tage in der aufopferndsten Pflege des Dr. Plehn und zweier Schwestern vom Roten Kreuz zugebracht. Es ist etwas Böses um das erste afrikanische

Fieber. Die Schmerzen in den Gliedern, das Erbrechen und der Schüttelfrost bringen den Menschen so herunter, daß man allen Mut zum Weiterleben verliert. Man befindet sich noch elender als bei einer schweren Seekrankheit, mit der der Zustand im übrigen viel Ähnlichkeit hat.

In dem kleinen, unweit des Exerzierplatzes am hohen Ufer der Joß-Platte mit schönem weiten Blick über den Fluß gelegenen Krankenhause war übrigens dank der Hilfsbereitschaft des Deutschen Frauenvereins nur noch wenig von den Zerstörungen, die der Dahomey-Aufstand auch hier angerichtet hatte, zu bemerken. In dem festgebauten, hohen Betonhause waren die Zimmer, namentlich wenn die Brise vom Fluß einsehte, recht angenehm kühl. Die breiten eisernen Betten mit den weißen Decken und Moskitovorhängen hatten an sich schon etwas Freundliches und Anheimelndes; nirgends aber empfindet der Mensch die Wohlthat einer ordnenden, lindernden Frauenhand in der Krankheit mehr, als wenn er aus Wald und Busch kommt, wo er, siech und elend, auf jede Pflege hat verzichten müssen. Eine wahre Perle war der farbige Lazarettgehilfe Anjo, der mich mit rührender Sorgfalt, wenn die Fieberanfälle einsetzten, wie ein kleines Kind naß abrieb und dann, um den Schweiß hervorzurufen, in wollene Decken packte, zum fleißigen Teetrinken anhielt und mir Mut zusprach. Er war übrigens bei den Duallas unter dem Namen „Black-Doktor“ eine angesehene Persönlichkeit. Den Dr. Plehn nannten sie schlechthin „Doktor“, während der europäische Lazarettgehilfe den Namen „Small-Doktor“ führte.

Die Verhandlungen mit den Miangesen hatten mittlerweile zu keinem Ergebnis geführt, da sie Pen nicht ausgeliefert hatten. Als ich 14 Tage später gesundheitlich wiederhergestellt war, begab ich mich deshalb nach dem Abo-Lager zurück, um eine energische Verfolgung des Pen einzuleiten. Dieser war nämlich inzwischen zu den Ballung-Leuten geflüchtet, die zwischen Wuri und Mungo als Nachbarn der Abos haufen.

Anfang Juni rückte ich unter Führung der Abo-Häuptlinge Makalabia und Equalla in das Ballung-Gebiet mit 60 ausgesuchten Soldaten und 20 Trägern ein, um auf die Einwohner einen Druck auszuüben. Mitten in dem sehr waldigen und sumpfigen Ballung-Gebiet ließ ich mich nieder, während meine Soldaten das ganze Gebiet zwischen Wuri und Mungo abstreiften, ohne jedoch Pen zu finden, der bereits weiter in das noch ganz unbekannte Bergland Bakossi geflüchtet war. Seine Spur führte uns durch die Dörfer Jembe, Mameluke, Lum und Penje, die sämtlich auf großen weiten, mit Jams, Koko, Maniof und Erdnüssen wohl angebauten Lichtungen in dem Waldgebiet gelegen waren. Die Ballung-

Leute sind ein den Dualla-Leuten verwandter Stamm. Groß, tief-schwarz, mit breiten Elfenbeinringen um Arme und Beine, erwarteten sie uns neugierig überall in den Dörfern, um mir mit größter Sprachfertigkeit zu versichern, daß Pen nicht bei ihnen sei, da er wisse, wie befreundet sie dem „Governor“ seien, und daß sie alles tun würden, um ihn auszuliefern. Alle aber waren im Nu verschwunden, wenn ich ihnen auftrag, Essen für die Expedition heranzuschaffen oder einen Ochsen zum Schlachten zu stellen. Das Land ist reich an schönem Rindvieh, das die Eingeborenen aber leider nicht zu milchen verstehen.

Meine Soldaten hatten nach den großen Märschen, die wir in strömendem Regen täglich zurücklegten, meist gewaltigen Hunger. Ging es doch stets früh morgens um 6 Uhr, Mann hinter Mann, auf Wegen, die kaum Wege zu nennen sind, fortwährend bergauf und bergab bis 12 Uhr vorwärts. Stundenlang führten die Pfade auch in den Betten kleiner Bäche dahin. Diese waren jetzt mitten in der Regenzeit so angeschwollen, daß sie uns oft bis an die Brust reichten. Kam man aus dem kühlen Wasser heraus, dann ging es sicher einen steilen Abhang hinauf über Geröll und Gestrüpp dahin. Man geriet alsbald in Schweiß, was um so unangenehmer war, als die feuchte Luft ein Trocknen sehr erschwerte. Auch große weite Sumpfstrecken gab es zu durchqueren. Der modrige Geruch war hier fast so unangenehm als die Schwierigkeit der Fortbewegung. Bis an den Bauch gingen wir in dem schwarzen Schlamm, und trat man in den Fußtapfen eines Elefanten, die sich hier zahlreich spürten, so verschwand man auf Minuten gänzlich. Namentlich wir Europäer und die Sudanesen konnten uns nur mit gegenseitiger Unterstützung mühsam forthelfen.

Nachts, wenn wir in einem Dorfe Quartier genommen hatten, trompeteten ringsum die Elefanten, und ich dachte mit Sorge der zurückgebliebenen Sudanesen, welche von der Dunkelheit noch im Sumpf überrascht waren. Ihre Signalschüsse hörte man dann oft, wenn sie sich untereinander riefen oder feuerten, um die wilden Tiere zu vertreiben.

Die Sudanesen hatten furchtbar unter der Mäße zu leiden. Ihnen, den Söhnen der weiten, sonnigen ägyptischen Steppen, war der dichte, dunkle Urwald ein noch viel größeres Schrecknis als uns Europäern; sie litten stark unter Fiebern.

In vielen Orten, wo wir zur Nacht blieben, hatten die Leute noch keinen weißen Mann gesehen, Frauen und Kinder liefen, „Mufalla“, d. h. weißer Mann, schreiend, erschreckt in den Busch. Allmählich aber, wenn ich dann in der rauchigen niedrigen Hütte auf meinem Klappstuhl saß, von meinen Jungens mich abreiben ließ und es versuchte, einiger

leidlich trockenen Kleidungsstücke aus den Blechkoffern habhaft zu werden, kamen sie, mit dem Häuptling an der Spitze, wieder näher, brachten ein Huhn oder auch eine Ziege und begannen, alles anzustauen und bald auch anzufassen. Da gleich nach meinem Abmarsch aus dem Abo-Lager meine Getränkelaft, in der sich auch der Zucker befand, in einen Fluß gefallen und verloren gegangen war, so machte mir Sennessi, wenn ich Durst hatte, Limonadenwasser zurecht oder ich mußte Tee oder Kakao ohne Zucker trinken. Sehr freundlich war der alte Häuptling Bachenschud von Mameluke, der zentimeterlange Fingernägel als Zeichen seiner Würde und als Beweis dafür trug, daß er nie im Leben gearbeitet hatte. Stundenlang saß er nachts am Feuer und leistete mir Gesellschaft. Aber auch er war ebenso fest davon überzeugt wie sämtliche Leute des Gebiets, das wir durchstreiften, daß wir Pen nie fangen würden. Er sei ein großer Zauberer, der es z. B. auch gerade jetzt eingerichtet habe, daß sämtliche Wasser so angeschwollen, sämtliche Wege so unergründlich seien, daß wir nur unter den größten Strapazen überhaupt vorwärts kämen.

Die Straßenpolizei in den eng angelegten, geschlossenen Ballungsdörfern übten zahllose Schweine aus, die allen aus den Häusern geworfenen Unrat sofort gierig verschlangen. Dies war natürlich den strenggläubigen Sudanesen ein ganz besonderer Gräuel. Sie schlofen übrigens auch stets abgesondert von den heidnischen Soldaten der Westküste und pflegten nur mit den mohammedanischen Haussas einen kameradschaftlichen Verkehr. Auf die Wey- und Sierra Leone-Leute sahen sie mit einer souveränen Verachtung herab, obwohl ihnen diese doch im Wald und Busch weit überlegen waren.

Als wir uns den Bakossi-Bergen näherten, wurde das Gelände lichter. Die Bakossis, ein wilder Bergstamm, waren noch mit großen Armbrüsten und vielfach mit Pfeil und Bogen bewaffnet. In dem großen Dorf Adab traf ich den Missionar Autenrieth von der Baseler Missionsgesellschaft, der sich mit anerkanntem Mute mitten in diese Wildnis, von der Missionsstation Mangamba am Abo aus, vorgewagt hatte und dessen Einfluß ich es zum großen Teil verdankte, daß ich von den Bakossis überall freundlich aufgenommen wurde. Leider aber erfuhr ich hier, daß Pen an mir vorbei nächstlicherweile bereits wieder in das Ballungs-Gebiet zurückgeflüchtet sei. Da kehrte ich denn um und kam am 22. Juni im Lager von Miang wieder an, wo ich alles in bester Ordnung antraf.

In Kamerun war die „Hyäne“ mittlerweile durch den „Sperber“, der aus der Südsee kam, abgelöst worden, und mehrere Herren hatten

die Gelegenheit eines Transports, der im Auftrage des Gouvernements nach dem Ubo-Lager ging, benutzt, um dieses zu besuchen. Ich traf sie bei meiner Rückkehr ganz unerwartet dort an. Es war eine herrliche Nacht, die ich hier einmal wieder unter Kameraden am lodernden Lagerfeuer bei wärmendem Punsch und anregenden Gesprächen verlebte. Ein Ochse war geschlachtet, meine Leute schwelgten in Fleisch und tanzten, laut singend und trommelnd, um die Feuer. So feierten wir Abschied im Ubo-Lager!

Ich hatte erfahren, daß Pen, der ewigen Verfolgung müde, sich persönlich in Kamerun dem Gouverneur von Zimmerer gestellt und um Gnade gebeten hatte. Noch in der Nacht kamen Makolabia und Equalla, die den ganzen Zug mit mir gemacht hatten und gerade heute in ihre Dörfer entlassen waren, mit großem Gefolge an, um mir dieselbe freudige Nachricht zu bringen. Ich durfte ihnen mit gutem Gewissen einen wirklichen Frieden in Aussicht stellen. Am anderen Morgen brachen wir in drei Booten, die von der Pinasse geschleppt wurden, nach Kamerun auf. Der Feldwebel Zampa blieb mit 30 Mann bis zur endgültigen Entscheidung des Gouverneurs im Lager zurück.

Noch immer klatschte der Regen hernieder, als wir langsam auf dem stillen, breiten Ubo stromabfuhren. An beiden Ufern erhoben sich dichte, grüne Wände. Der Urwald reichte hier mit seinem undurchdringlichen Gestrüpp bis dicht an den Fluß heran.

Tief tauchten die Äste ins Wasser, hin und wieder ragte ein umgefallener alter, vermoderter Stamm wie ein Felsriff mitten in das Wasser hinein. Grelle rote Orchideen hoben sich prangend von dem dichten Grün ab, hoch in den Wipfeln sprangen lärmend Affen von Zweig zu Zweig. Oft zog ein einsamer Strädläufer, mit den Flügeln fast das Wasser berührend, über den glatten Spiegel des Flusses dahin oder ein Flug wilder Enten strich, laut auf das Wasser schlagend und schwerfällig sich erhebend, von dannen. Es ist etwas Großes, Gewaltiges um die von Menschen noch unberührte jungfräuliche Natur, fast stört es das so stimmungs- und eindrucksvolle Gesamtbild, wenn es stellenweise licht am Ufer wird, wo der Anlegeplatz eines Dorfes ist, das auf dem ansteigenden Ufer in einem Hain von hohen grünen Pisangs und Bananen versteckt liegt. Aus den niedrigen Hütten steigt langsam der Rauch empor und lagert sich bei der feuchten Atmosphäre weithin wie ein Schleier über das Grün der Umgebung. Überall sind deutsche Flaggen aufgezogen, die Bewohner stehen am Ufer, winken den Vorüberfahrenden zu und verkünden schallend mit der Trommel ihren hinter ihnen wohnenden Landsleuten die Abfahrt des gefürchteten weißen Mannes. An der Mündung des Ubo in den Wuri liegen große Sandbänke. Wie

grüngraue Baumstämme hebt es sich von ihnen ab, es sind, wie wir beim Näherkommen sehen, Krokodile, die träge mit großen Augen die Pinaffe anstarren, bis sie erschreckt kopfüber in das Wasser klatschen. Donnernd hallen die Schüsse der jagdlustigen Seeoffiziere ihnen nach. Ist es dann still geworden nach dem Schuß, so hört man überall am Ufer das grelle Kreischen der in Scharen sich erhebenden grauen Papageien, die mit kurzen Flügelschlägen erschreckt hoch oben über die Wipfel der Bäume streichen, das Schreien der Affen, die, laut kreischend, die Schützen zu verhöhnen scheinen.

Neben mir sitzt mein Freund Titus Türck im Ölzeug. Den Südwestster auf dem Kopf, hält er ein kleines, wohl kaum drei Jahre altes Mädchen, Bulema, sorglich im Arm. Ihre gefangene Mutter ist im Lager gestorben, und das kleine, aufgeweckte, muntere Ding ist Aller Liebling geworden. Namentlich aber Türck hat eine väterliche Zuneigung zu dem kleinen Wesen gefaßt, was sie aber zu unser aller Jubel nicht mit gebührendem Danke lohnen sollte. Als Titus nämlich das strampelnde und schreiende Kind, aus dessen Reden er nicht klug wird, dadurch zu beruhigen sucht, daß er den Südwestster vom Kopfe zieht und die kleine Bulema hineinwickelt, da erleben wir ein Ereignis, das auch bei heimischen Wickelkindern öfter den Liebkosungen allzu zärtlicher Onkel oder Tanten ein gar jähes Ende bereitet. Die kleine Bulema wurde später den Schwestern in Kamerun ein lieber Zögling, aber Onkel Türck betrachtete sie von jetzt ab, nur verständnisvoll lächelnd, aus respektvoller Entfernung.

Auf der Joß-Platte folgten Tage emsiger Arbeit. Der Gouverneur wollte mich mit einer Mission nach Jaunde, der vorgeschobenen Station Inner-Kameruns, betrauen. Da gab es viel zu ordnen und vorzubereiten. Auch mußte eine große Anzahl von Sudanesen entlassen werden, weil sie das Klima nicht vertrugen und auch mit den Lebensbedingungen in Kamerun unzufrieden waren. Die aus Kamerun entlassenen Sudanesen sind dann fast alle als Askaris nach Deutsch-Ostafrika gegangen.

Hulk „Enclop“ auf dem Slip.

Drittes Kapitel.

Durch das Jaunde- Land zu Ngilla.

Abschied von der Joh-
Platte. — Plantation. — Durch den
Urwald nach Solodorf. — Durch das
Jaunde-Land zur Station. — Bei
Zenfer. — Über den Sanaga ins Wute-
Gebiet.

Am 12. Juli war meine kleine, 180 Köpfe zählende Polizei-
truppe auf dem Exerzierplatze
zu einer letzten Musterung ange-
treten. Auf dem Flügel standen
unter dem Büchsenmacher Zimmermann die 75
ausgesuchten Leute, die mit mir nach Jaunde hin-
aufmarschieren sollten. Nur 25 Sudanesen und neugeworbene Rekruten
von der Westküste blieben unter dem Feldwebel Krause zurück. Alle
waren sie mir lieb und wert geworden durch ihren Eifer, ihre treue An-
hänglichkeit und Ergebenheit. Einige kurze Worte als Ermahnung,
sich brav und tüchtig zu halten, dann ließ ich wegtreten, und die Lasten,
die aufgestapelt im Schuppen standen, wurden einer letzten Prüfung
unterzogen. Die Soldaten aber, die morgen in den Busch ziehen sollten,
vereinigten sich noch einmal mit ihren Kameraden und Frauen, um
tanzend und singend Abschied zu feiern. Weithin hallten ihre Trom-
meln, ihr wildes Jauchzen und Kreischen durch die stille Nacht, als wir
Europäer vereint auf der Kommandobrücke des „Sperber“ saßen und
gleichfalls Abschied feierten.

Was würde die nächste Zeit mir bringen? Würde ich die treuen
Kameraden und Freunde wiederssehen, die hier alle so fröhlich um mich

vereint waren? Wie eine weite, blaue, gewaltige Kuppel breitete sich heute über uns zum ersten Male wieder nach langen Regentagen der sternbedeckte Himmel aus, in seiner Allgewaltigkeit uns erinnernd an den, in dessen Hand unser aller Geschick überall ruht, daheim und in weitester Ferne. Dies Bewußtsein gab mir ein Gefühl der Sicherheit, als die Gläser zum letzten Male aneinander geklungen waren, als die gleichmäßigen Schläge der schwarzen Bootsruderer durch das Dunkel der Nacht über den regungslos daliegenden Fluß dahin hallten, als ich als letzter der Gäste das Kriegsschiff verließ, um zum letzten Male auf der Joß-Platte mein Heim aufzusuchen. Einem neuen Leben ging es entgegen: zum ersten Male allein weit hinein nach Inner-Kamerun.

Um 6 Uhr schon am anderen Morgen war alles auf die „Nachtigall“, die bereit an der Brücke lag, verladen, die zurückbleibenden Soldaten standen in langer Linie aufmarschiert, Frauen und Kinder drängten sich heran, den Scheidenden noch die Hand zu reichen. Ein lauter Pfiff, langsam ging die Maschine an, zuerst beim Kap Suellaba vorbei, dann hinaus in die offene See. Der Kamerun-Berg und Fernando Po grüßten zum Abschied. Wie eine dunkle Linie erschien der Waldgürtel längs der niedrigen Küste, die wir hinabdampften. Gegen 6 Uhr gingen wir vor Plantation zu Anker. Ein flacher weißer Seestrand mit vier einsamen Wellblechhäusern, dahinter schwarz und drohend der Urwald. Wir ankerten wohl tausend Meter weit vom Ufer. Näher an das Land heranzugehen, ist hier unmöglich. Ganz allmählich steigt der Meeresboden zur Küste an, und die gewaltigen Wogen, die über den ganzen Ozean heranbrausen, laufen hier auf und bilden eine hohe Barre, die nur die kundigen Fischer des Landes oder die trefflichen Kru-Besatzungen der Firmen mit ihren Surfsbooten zu durchfahren imstande sind. Auch wir signalisierten zum Strande; aber die Nacht senkte sich hernieder, ruhiger wurde das bewegte Meer, das Land verschwand mehr und mehr im Dunkel, ohne daß die erwarteten Boote sich zeigten. So machten wir uns denn noch einmal für eine Nacht an Bord bereit. Fröstelnd und seefrank lagen die Soldaten unter ihren Decken an Bord herum, überall ein schützendes Plätzchen suchend. Die seegewohnte, schwarze Kru-Besatzung lachte und scherzte, die wenigen deutschen Matrosen sangen zu einer Harmonika deutsche Weisen. Neben uns blies hin und wieder ein Walfisch seine Wasserwolken in die Luft, als auch wir unser Lager aufsuchten.

Der Morgen graute kaum, der Nebel begann sich zu teilen, da sahen wir bereits am Lande die Flaggen im Winde von den Faktoreien wehen, mehrere wohlbesetzte große Boote abstoßen und ihren Kurs auf

uns zu nehmen. Lustig tönten die Weisen der gleichmäßig singenden und rudierenden Kru-Boys über die ruhige Wasserfläche zu uns herüber. Die Boote kamen längsseit, die Lasten wurden in ihnen verstaут, und bald traten wir, hoch oben auf Kisten und Koffern sitzend, die Fahrt zur nahen Küste an.

Plantation oder Pflanzung ist ein kleiner, aus den Niederlassungen von fünf Firmen, weniger Arbeiter und Eingeborener bestehender Platz an der sogenannten Batanga-Küste Kameruns, wie man schlechthin die Strecke zwischen Malimba, d. h. der Sanaga-Mündung, und Campo, nennt. Plantation liegt zwischen Longji nördlich und Kribi südlich, während Groß-Batanga, wonach die ganze Küste benannt ist, wieder 2 bis 3 Stunden abwärts von Kribi liegt. Ich hatte Plantation und nicht Kribi, wo der Bezirksamtmanu v. Derzen saß, zum Ausgangspunkt für meinen Marsch nach Jaunde gewählt, weil hier die meisten Kaufleute wohnten und deshalb die begangenen Pfade in den großen Bipindi-Busch führten. In der Lübeck'schen Faktorei wurde die unerwartete Einquartierung liebenswürdig aufgenommen. Zimmermann kam mit einem Teil der Leute bei Janzen & Thormählen unter. Der erste Tag ging mit dem Laden sämtlicher Lasten und Leute hin. Dies nahm so viel Zeit in Anspruch, weil gegen Mittag ein Tornado aufkam, der die „Nachtigall“ zwang, sich mit Rücksicht auf die flache Küste noch weiter herauszulegen, so daß die Boote fast zwei Stunden zu einem einmaligen Trip brauchten. Abends saßen wir lange auf der Veranda des Lübeck'schen Hauses. Still und ruhig lag das unendliche Meer vor uns, hinter uns rauschte düster und geheimnisvoll der Urwald. Die Wogen donnerten an das Gestade, und wir sprachen bei deutschem Bier von vergangenen Tagen, von Kund und Tappenbeck, von Morgen und Stetten, die als Erste versucht hatten, durch das Dunkel des hier 300 km breiten Urwaldgürtels nach Inner-Kamerun vorzudringen.

Die Bewohner der Küste hier sind Batanga-Leute, ein den Duallas verwandter Stamm, der durch den langen Verkehr mit den Europäern schon viel Kultur angenommen hat und einen großen Teil der Händler liefert, welche die Kaufleute, mit Truſt versehen, weit in den Busch zu den Ngumbas, Bakolos und Jaundes schicken, um Gummi und Elfenbein gegen europäische Waren umzusetzen. Die Batangas sind die Küste heruntergekommen und sitzen in Dörfern überall am Strande, während sie die Mabeas, die hier vor ihnen ansässig waren, in den Wald zurückgedrängt haben.

Die Mabeas sind häßliche, schwarze oder gelbe, vielfach über

den ganzen Körper tätowierte Gefellen mit Ringen durch Nase und Ohren. Sie geben mit ihren Frauen einen tüchtigen Trägerstamm ab. Es ist unglaublich, mit welcher Gewandtheit die schwächlich aussehenden, oft krummbeinigen Leute mit 50 bis 60 Pfund schweren Lasten unter den schwierigsten Verhältnissen den Urwald durchheilen, um ihre Waren in den Faktoreien Ngumbas abzuliefern und für den Rückmarsch mit Gummi beladen zu werden. Gleich nach unserer Ankunft hatten die Faktorigen durch Boten überall bekannt machen lassen, daß ich Träger nach Lolo-Dorf, der nächsten Regierungsstation im Innern, brauchte, und am anderen Morgen fand sich denn auch eine ganz stattliche Anzahl Mabeas bereit, mir meine Lasten zu tragen. Sie wurden einzeln von Zimmermann aufgeschrieben, dann erhielt jeder seine Last zugewiesen und wartete nun geduldig, auf dieser sitzend, das weitere ab. Die Headleute feilschten um Fisch und Rum als „dash“ für ihre Leute, weil sie, wie sie sagten, heute noch einmal tanzen mußten, um sich stark für den Marsch in das Innere zu machen. Der Weg führte zunächst drei Tage durch völlig unbewohnten Urwald, und demgemäß wurden die Leute für diese Zeit mit je sechs Tassenkopf Reis und zwei getrockneten Fischen versehen. Späterhin sollten sie sich dann durch Ankauf in den passierten Dörfern verpflegen, zu welchem Zwecke neben Zeugen und Perlen hier namentlich Tabak mitgeführt wurde.

Am 16. morgens ging es nun Mann hinter Mann auf dem schmalen Fußpfade lustig in den Busch hinein. Vorn schmetterte der Sudanese-Hornist fröhlich eine ägyptische Weise, dann folgte der Haussa-Gefreite Mamadu mit der Flagge der Expedition in der Hand. Hinter ihm ich selbst mit meinem braven Burschen Sennessi und dem kleinen Kru-Jungen King Ivory, der meinen Karabiner schleppte. Ich trug den Dreßanzug, Gamaschen, den grauen, breiten Hut und in der Hand einen langen Bambusstock. Hinter mir gingen Träger und Soldaten buntgemischt und am Ende des Ganzen Büchsenmacher Zimmermann. Der Weg war verhältnismäßig trocken und eben. Mächtig strebten die gewaltigen Stämme der Baumwollbäume, Rot- und Ebenhölzer gen Himmel. Wie ein großes Dach versflochten sich oben ihre breiten Äste und Zweige, so daß kaum ein Sonnenstrahl auf die niederen Büsche herunterdrang. Sie bildeten mit den Schlingpflanzen zusammen ein so undurchdringliches großes Chaos um uns, daß es nicht möglich war, ohne Hilfe des Haumeßers rechts oder links vom getretenen Pfade auch nur einige wenige Schritte zu tun. Hatte ich mir den Urwald belebt von wildem, großem und kleinem Getier vorgestellt, so war ich enttäuscht, denn ringsum schien die Natur ganz still und ruhig zu schlafen.

Kein Elefant, kein buntgescheckter Leopard, keine schillernde Schlange, nicht einmal ein giftiger Skorpion begegnete mir am ersten Tage, nur hin und wieder zeigten sich einige grell freischwappende Papageien, einige Affen, die sich erschreckt im Blätterdach von Ast zu Ast schlangen, ein einsamer Nashornvogel, der vor der Expedition das Weite suchte, oder auf hohem Baum am Lagerplatz ein paar bunte Turakas. Diese eintönige Stille in der Natur ermüdet sehr.

Der erste Tag ist stets für die noch ungeübten Träger besonders anstrengend, und wir waren deshalb wohl noch nicht sehr weit gekommen, als wir gegen 3 Uhr an einem Wasserlauf unser Lager aufschlugen. Eine kleine Lichtung und einige wenige primitive Unterstände mit altem Blätterdachwerk verrieten uns, daß hier öfter Karawanen zu halten pflegten. Die Zelte wurden aufgeschlagen, das Gepäck zusammengelegt, der Koch rief nach Jungen, die ihm Feuerholz und Wasser zutragen sollten, und bald lohten neben dem großen Herrenfeuer rundum diejenigen der Soldaten und Träger auf, die in den Kochgeschirren Wasser herbeigeht hatten und sich schnell, je nach Stammeszugehörigkeit oder persönlicher Zuneigung, in kleinen Gruppen zum Reiskochen vereinigten. Im Zelte wurde das Feldbett aufgeschlagen, die Gummibadewanne aufgestellt, Sennessi erschien mit den mitgeführten Eisenkoffern, denen er Handtuch, Seife und reine Wäsche entnahm, und ein kaltes Bad leitete die Ruhe des Tages ein. Dann wurden die nötigen Tagebuchnotizen gemacht, der Weg für den kommenden Tag mit den Führern besprochen, und bald war es 6 Uhr. Zimmermann und ich vereinigten uns zu unserem ersten Mahle auf der Expedition, das, wie so oft nachher, aus Reis mit Huhn bestand, dem wir eine Büchse kalifornischer Früchte als Nachtisch folgen ließen. Dann wurde es dunkel. Zimmermann rauchte seine Pfeife, wir tranken unseren Teeaufguß und plauderten, bis ringsum die unzähligen Grillen und Cixiden ihr ohrenbetäubendes Konzert erschallen ließen, das durch das gleichmäßige Schreien einer Buschflaxe oder das unharmonische Quaken eines großen Frosches vom nahen Wasser her unterbrochen wurde. „Nach getaner Arbeit ist gut ruhn“ heißt es dann auch für den müden afrikanischen Buschwanderer.

Am dritten Tage erreichten wir nachmittags den Lokundje-Fluß bei Bipindi und hatten damit den unbewohnten Teil der Urwaldregion hinter uns; wir befanden uns im Ngumba-Gebiet. Der mächtigste Häuptling dieses Stammes, Tunga, der nur noch einen Tagemarsch entfernt wohnte, hatte bereits von unserem Anmarsch gehört und Boten entgegengeschickt. Finster aussehende, häßliche Gestalten, in der rechten

Hand den schweren Vorderlader, über die Schulter den Patronenbeutel aus Affenfell, Felle um die Hüften, Messingringe an Armen und Füßen, standen sie, uns dreist mustern, vor den Sudanesen der Spitze, die als Afrikaner selbst über den wilden Anblick dieser Buschbewohner staunten. Die Ngumbas waren mit einem kleinen Kanoe über den träge dahinfließenden Lokundje gesetzt und fuhren, sobald sie ihre Botschaft ausgerichtet hatten, zurück, um ihrem Häuptlinge Bescheid zu bringen. Ich

Eingeborene der Batanga-Küste.

ließ eine lange Stahltrosse über den Fluß spannen, die Lasten in die Kanoes packen und diese an dem Seile herüberziehen, während meine Wey-Soldaten sich zum Staunen der am Ufer versammelten Eingeborenen im Wasser vergnügten; merkwürdigerweise sind nämlich auch die unmittelbar an den Wasserläufen wohnenden Waldbewohner des Schwimmens unkundig. Unter hohen Bäumen prasselten dann am jenseitigen Ufer die Lagerfeuer. Die Bakokos, die hier an die Ngumbas grenzen, brachten reichlich Hühner, Ziegen, Fams, Kassada und Erdnüsse zum Verkauf. Bis zum Abend wurde das Lager nicht leer von neugierigen Verkäufern, und die untergehende Sonne beleuchtete ein munteres, zufriedenes, essendes und singendes Völkchen. „Essen und

Trinken hält Leib und Seele zusammen“, dies Sprichwort hat wohl nirgends mehr Berechtigung als bei einer Expedition mit Schwarzen in Afrika. Gut genährt, ist der Neger fröhlich und jeder Strapaze gewachsen; hungrig, verzagt er leicht und leistet wenig. Beim Essen vergißt er alle Unbill vergangener Tage, an den morgenden Tag denkt er nicht. Carpe diem!

Am 20. gelangten wir nach beschwerlichem Marsche nachmittags in Tungas Dorf an. Im weiten Talkessel, von ragenden, waldbedeckten Bergen umgeben, lagen hier wohl an 100 aus Lehm oder Baumrinde gebaute Hütten. Tunga, der einstmalige Gegner Morgens, empfing uns freundlich. Ungewöhnlich groß, dabei mager, mit hohen Schultern und langen Affenarmen, entsprach er durchaus nicht dem Bilde, das ich mir von diesem gefürchteten Ngumba-Herrscher gemacht hatte. Er ließ Lebensmittel für die Leute in Menge heranschaffen und brachte mir selbst besonders schöne Bananen. Ein Kaufmann der Firma Maas, den ich in seinem Dorf antraf, klagte allerdings sehr über den Stolz und die Frechheit der Ngumba-Leute, die ihm kaum den notdürftigsten Lebensunterhalt gewährten. Für ein Huhn z. B. verlangten sie Waren im Werte von 3 Mark. Tunga war damals der größte Händler im Südbezirk. Jaundes, Pangwes und Bulis vereinigten sich mit Gummi und Elfenbein bei ihm und warteten oft monatelang in seinem Dorfe. Ihnen selbst gestattete er nämlich nicht, zur Küste zu gehen. Ihre Produkte wurden von den Ngumbas zur Küste gebracht und verkauft. Vom Erlös floß natürlich ein gut Teil in die Taschen Tungas und seiner Leute, die dann behaupteten, der weiße Mann bezahle so schlecht. Abends wurde getanzt, der Häuptling spendete reichlich Gin, und donnernd hallten die Freudenschüsse ringsum von den Felswänden wider. In der heißen Nacht quälten uns furchtbar die Moskitos, die trotz des Reges fortwährend eindringen und mit ihrem scharfen Summen, das sie mit Vorliebe gerade neben die Ohren verlegen, den Schlaf zur Unmöglichkeit machten. Als ich aus dem Zelt trat, war der Mond über den Bergen aufgegangen. Ein ferner Wasserfall strahlte, magisch beleuchtet, durch die grüne Laubwand der gegenüberliegenden Berghänge. Einige kahle Felsen hoben sich grotesk vom Himmel ab, der wie eine blaue Kuppel über dem Talkessel sich ausspannte. Still und friedlich lagen die Hütten inmitten der dichten Pflanzenhaine da. Große Fledermäuse jagten gespenstisch ihrer Beute nach. Ein wunderbar schöner Anblick, dies afrikanische Walddorf im Mondenschein!

Die nächsten Tage regnete es, und am 22. war es fast 6 Uhr, als ich, aus einer Richtung tretend, auf hohem Berge ein weißes Haus er-

blickte und Europäer erkannte, die uns entgegenkamen. Die Mole-Station war erreicht. Malerisch auf dem Gipfel eines hohen Berges am Lokundje gelegen, unterstand sie damals dem Gärtner Nette. Fast 200 m geht es bis zur Kuppe des Berges empor, der beinahe 600 m über der Meeresoberfläche liegt und gänzlich abgeholzt war. Oben an seinem Hange wohnten in 14 gefälligen, kleinen Häusern die Soldaten und Arbeiter der Station, während Nette selbst in den $\frac{3}{4}$ Jahren, die er hier zubrachte, ein hübsches Fachwerkgebäude, Küche und Vorratsraum errichtet hatte. Herrlich kühl wehte die Luft auf dem Berge, als ich mich mit Nette und dem hier wohnenden Vertreter von Janzen & Thormählen, Neß, hinsetzte, um bei einer Flasche Wein die Ankunft auf einer deutschen Station zu feiern. Spät abends erst kam Zimmermann; mehrere Sudanesen waren überhaupt liegen geblieben. Als ich am andern Morgen bei Sonnenaufgang auf die Veranda heraustrat, entfaltete sich ein herrliches Bild vor meinen Augen: ringsum dunkel bewaldete Berggipfel mit kahlen, in die klare Luft hineinragenden Felsspitzen, die oft die Form mächtiger Kegel annahmen; drunten im Tal lagernde Nebel und überall im Walde Lichtungen mit wohlbeplanten Dorfsiedelungen; am Fuße des Berges aber rauschte laut der reißende Lokundje. Dazu die wunderbar kräftige Luft und über dem Ganzen der tiefblaue Himmel mit dünnen jagenden Wölkchen, in denen majestätisch ein Raubvogel seine weiten Kreise zog.

Auf der Station wird es lebendig. Neugierige Leute kommen aus den Dörfern, um uns zu begrüßen, unter ihnen, durch ihre schönen gleichmäßigen Körperformen auffallend, bereits Jaundes.

Im Hause hat Zimmermann eine Spieluhr aufgezogen, die Holzauktion ertönt. Deutsche Soldatenbilder hängen an den Wänden, der Kaffee dampft auf dem Tisch, frisches Brot ist gebacken, und Bier, von der Küste mitgebracht, steht in kühlem Wasser im Schatten. Es sind genussreiche Stunden des Ausruhens hier auf deutscher Station, aber auch Arbeit gab es. Die Träger, die nach der Küste zurückkehrten, mußten gelöhnt werden, die Lasten wurden nachgesehen und neu verpackt, die Fußkranken einer ordentlichen Behandlung unterzogen und verbunden, neue Träger angeworben. In der freien Zeit wurden Briefe und Grüße in die Heimat geschrieben, und abends lauschten wir den kurzweiligen Erzählungen, die Neß aus seinem bewegten Leben gab. In Rußland geboren, hatte er fast die ganze Welt durchstreift, bis er hier im tiefen afrikanischen Urwald vor Anker gegangen war.

Herzlich war der Abschied, als wir am 27. Juli morgens aus der gastlichen Mole-Station abrückten. Nach alter Weise zogen wir, ich

selbst mit dem Hornisten voran, hinein nach Ngumba nördlich auf Jaunde zu. Der ganzen Expedition hatten die Ruhetage in Lolo-Dorf sehr wohl getan, munter schritten die Träger aus, unter frohem Gesang die jetzt oft recht beschwerlichen Berge hinauf, steile Abhänge herunter, über gefallene Baumstämme hinweg durch Sümpfe und Bäche. In den zahlreichen am Wege liegenden Dörfern empfingen uns die Bewohner überall mit einem freundlichen „Mbolo“! (d. i. „guten Tag“).

Die Gegend nahm jetzt mehr und mehr einen wirklich gebirgigen Charakter an. Überall trat der kahle Fels zu Tage, türmten sich mehrere hundert Meter hohe waldbedeckte Bergriesen auf, deren Hängen folgend der Weg meist in großem Bogen um die Höhe herumführte. Überall waren neue Farmen angelegt. Die Bäume, die ungefähr in halber Mannshöhe mit plumpen Beilen abgeschlagen waren, lagen in wildem Chaos übereinander und boten mit ihren dichten Ästen und Zweigen oft ein für die Träger kaum zu überschreitendes Hindernis. Die Eingeborenen verstehen es meisterhaft, auf den Bäumen entlang zu laufen, gewandt von einem auf den anderen der gefallenen Riesen hinüberzuspringen und so auf schwankem Wege, hoch durch die Luft, die Farmen zu durchheilen.

Solche Farmen sind weithin im Walde schon an dem aufsteigenden Rauch kenntlich. Die Eingeborenen versuchen nämlich, die gefallenen Baumriesen nach Möglichkeit abzubrennen. Von einem hellen Feuer ist dabei, weil das Holz nicht genügend trocken ist, nicht die Rede, aber tage- und monatelang glimmt der Brand allmählich fort. Die Asche bildet einen vortrefflichen Dünger, und die Pisangs, Bananen, Jams, Kürbisse und Erdnüsse, wohl auch etwas Mais, gedeihen auf den jungen Brandstätten vorzüglich. Sobald die Bäume geschlagen, notdürftig von den Ästen gereinigt und in Brand gesetzt sind, beginnen die Eingeborenen auch schon mit dem Pflanzen in ihrer unmittelbaren Nähe, so daß ein solches Feld im Ngumba-Walde mit kultiviertem Ackerlande auch nicht die geringste Ähnlichkeit aufweist. Diese Rodungen fürchteten wir am meisten auf dem auch sonst beschwerlichen Marsche. Denn unbarmherzig brannte die heiße Sonne auf uns herab, wenn wir auf den Bäumen entlang turnten oder tief gebückt unter ihnen forttraten, um überhaupt vorwärts zu kommen. Waren die Wohnungen der südlichen Ngumbas, die wir bisher gesehen hatten, meist in größerer Zahl und ziemlich geschlossen angelegt gewesen, so hatten wir es hier in dem neu unter Kultur genommenen Waldlande mehr mit einzelnen Siedlungen zu tun. Zwei oder drei Hütten im Rechteck, mit starken Bambuspfehlen als Seitenstützen, waren seitlich mit Wänden aus dicker Baum-

rinde versehen. Aus dieser waren hier auch die Dächer verfertigt, weil Palmen, aus deren Blättern Duallas und Jaundes die Dächer flechten, hier fast ganz fehlen. Alle Hütten sind so niedrig, daß man nicht in ihnen aufrecht stehen kann, ohne Fenster, mit viereckigen Ausschnitten als Eingänge vorn und hinten, die durch eine Schiebetür zu verschließen sind. Es gehört ein gewisses Geschick dazu, in solche Behausung hineinzugelangen. Nach Möglichkeit zusammengekrümmt, muß man den Kopf und einen Fuß gleichzeitig hineinzwängen, um den übrigen Menschen dann, taschenmesserartig zusammengeklappt, nachzuziehen, wenn man sich nicht gehörig stoßen will. Dies bleibt einem aber meist im Innern doch nicht erspart. Dort hängt nämlich soviel Gerümpel von der Decke herab, Körbe zum Aufbewahren der Wintervorräte, kurze, hölzerne Hacken, mit denen die Erde bearbeitet wird, Gehörne verwendeter Tiere, die als Amulette dienen, und dergleichen mehr, daß alledem in der herrschenden Dunkelheit schlechterdings nicht auszuweichen ist, zumal man noch nach unten sehen soll, wo Töpfe mit Wasser, Kalbassen (ausgehöhlte Kürbisse, die als Trinkgefäße usw. verwendet werden), niedrige, plump geschnitzte Schemel, Riepen und Körbe den Weg versperren. Ist nun solch ein Haus noch bewohnt, dann wimmelt es darin von kleinen Kindern, langbeinigen, ungefähr terriergroßen Buschhunden, krähenden Hähnen und gackernden Hennen mit ihren Kleinen, zu denen sich als illegitime Hauseinwohner unzählige Ratten gesellen.

Die Ziegen und Schafe haben die Ngumbas wie die Jaundes in besonderen, aus Pfählen über dem Erdboden gebauten Ställen untergebracht. Die Tiere klettern abends auf einem Baumstamm, der nachts fortgenommen wird, in den Stall und sind so gegen die Angriffe der Leoparden geschützt, die hier zahlreich und raublustig sind.

Die Ngumbas kamen uns überall freundlich entgegen, waren auch hier in der Nähe der Jaunde-Grenze nicht mehr so abschreckend häßlich, als ihre bei Tunga und dem Lokundje-Fluß angesessenen Landsleute. Eine furchtbare Wut auf die feigen Dorfhunde hatte mein wackerer Wupp, dem auch die Hundeschönen ebenso wenig zu gefallen schienen, wie mir und meinen sonst so galanten Bey-Soldaten die Ngumba-Damen. Wupp vergaß alle Rücksicht gegen das schwächere Geschlecht und hatte sich zweimal mit einer Buschhündin, die Junge hatte und deshalb ungewöhnlich mutig war, derartig verbissen, daß diese von den Soldaten totgeschlagen werden mußte, um die Tiere zu trennen. Im allgemeinen verschwinden nämlich diese mageren, spitznasigen, langohrigen Hunde, die in ihrer Jugend wie große Ratten aussehen und fast ganz unbehaart sind, mit eingezogenem Schwanze, tückisch blickend um

die Hausecke im Busch, sobald sie etwas Ungewöhnliches im Dorfe wittern, um erst wieder zu erscheinen, wenn die Lage sich vollkommen geklärt hat. Überhaupt ist es lehrreich zu beobachten, wie nicht nur die wilden Tiere, sondern, wie eben von den Dorfhunden erzählt, auch die Menschen und Haustiere den Wald als ihren natürlichen Beschützer ansehen. Den Menschen kommt ihre dunkle Farbe dabei besonders zu-statten. Betritt man unerwartet ein Dorf, dessen Bevölkerung ein böses Gewissen hat, so ist Mann, Weib und Kind im Nu im Busch, Hunde, Schafe, Ziegen folgen sofort den Gebietern, und flügel-schlagend verschwinden selbst die Hühner im Waldesgrün.

Nach drei Tagemärschen hinter Lolo-Dorf kamen wir im Bergland in die ersten Jaunde-Dörfer. Die Menschen sind hochgewachsen, mit wohlgebildeten, offenen freien Gesichtszügen. Elastischen Schrittes, mit einem Fell oder alten Tuchseken um die Hüften, drei bis vier Speere in der Hand, ein kurzes Haumesser, das in einer Holzscheide steckt, über die Schulter, kamen die Männer uns meist schon halbwegs vor dem Dorfe entgegen, während die freundlichen Frauen und Mädchen mit ihren kunstvollen Frisuren uns jubelnd beim Einzug begrüßten. Sie gehen bis auf einen aus trockenem Gras verfertigten, pferdeschwanz-artigen Cul de Paris fast nackt. Dieser seltsam gewählte und ange-brachte Schmuck gleicht täuschend den preußischen Helmbüscheln, und namentlich die ganz feinen Damen, die ihren Cul in roter Färbung trugen und von uns dementsprechend Spielleute genannt wurden, er-regten in der ersten Zeit die besondere Heiterkeit meiner Leute. Sehr beliebt ist Messing von der Dicke unseres Kabel- oder Telegraphendrahts, kunstvoll um Arm und Beine gewunden, oder weiße Hemdenknöpfe, die, zu allen möglichen Formen vereinigt, von den schwarzen, wohlgepflegten Haarfrisuren sich wirkungsvoll abheben. Vielsach fanden wir auch Frauen und Männer, die sich mit Rotholz feierlich bemalt hatten, während trauernde Witwen z. B. sich mit Tonerde weiß färbten und an Stelle des kunstvollen roten oder schwarzen Grasschmuckes hinten einfache grüne Raffadabblätter trugen.

Unvergeßlich wird mir bei all den neuen Eindrücken der erste Abend im Jaunde-Lande bleiben. Es war herrlicher Mondschein, wir lagerten in dem an fünfzig wohlgebaute Hütten zählenden Dorfe des Häuptlings Ukalla. Am äußersten Ende des Dorfes war mein Zelt aufgeschlagen. Vor mir dehnte sich, fast taghell beleuchtet, der breite Dorfplatz aus, auf dem heute überall vor den Häusern die Feuer meiner Soldaten und Träger brannten. Zwei waldbedeckte Bergriesen bildeten den Hintergrund, ein Wasser rauschte am Ende des Dorfes zu Tal. Es

Die Jaunde-Station 1895, von der Wasserseite aus gesehen.

war eine herrliche Stille in der Natur und selten rein und würzig die schöne Bergluft. Am Nachmittag waren wir eingerückt, der alte Ukalla mit seinen Riesenarmen, an denen die Elfenbein- und Metallringe laut klirrten, hatte mir wiederholt kräftig die Hand geschüttelt, mir wieder und wieder versichert, daß er ein treuer Freund des Mtangan (weißen Mannes) sei, mir manches von Kund und Tappenbeck und namentlich von Morgen erzählt, den seiner Zeit Tunga bis hierher verfolgt und beschossen hatte. Neugierig umstanden ihn seine Weiber und Töchter. Kinder, ganz nackt, die Hände auf dem Rücken, blickten mit großen Augen zu dem weißen Manne auf und staunten all die Dinge an, welche die Träger in langer Reihe aufstapelten. Als die Soldaten angetreten waren, ein lautes „Gewehr ab“ ertönte, gleichmäßig die Kolben den Erdboden berührten, die Köpfe rechts flogen und Zimmermann den letzten Mann der Karawane meldete, da war es ganz still im Dorfe gewesen. Dann, als die Gewehre zusammengelegt waren und plötzlich alles wegtrat, ein lautes „Ahe“ der Verwunderung; besonders Ängstliche verschwanden im dichten Busch, um dann alsbald unter dem Gelächter ihrer mutigeren Stammesleute wieder aufzutauchen, sobald sie sahen, daß nichts Gefährliches sich ereignete. Dann wurden von den Soldaten Zeltpfosten zusammengelegt, die Planen ausgespannt, ein „Up“ des schwarzen Unteroffiziers, und mit Leinen und Pflöcken wurde das grüne Haus fest gestellt. Die Neugierigen drängten sich heran, so daß der Posten sie fortreiben mußte, weil sie alles anfassen wollten. Die Häuser wurden verteilt, Soldaten und Träger erbaten sich Töpfe von den Frauen, die Jungen des Dorfes trugen Feuerholz herbei, Wasser wurde geholt, und bald meldete Ukallas Trommel, weithin vom Berge in den Wald tönend, den Nachbarn die friedliche Ankunft des weißen Mannes. Da kamen denn die Siedler des Waldes von allen Seiten an, voran elastischen Schrittes der Herr des Hauses mit dem Speer oder Gewehr in der Hand, hinter ihm seine Frauen und Kinder mit Pisangs, Hühnern und Ziegen, die Frauen oft mit großen Kiepen auf dem Rücken voll Erdnüsse, Jams oder Kassada. Vorsichtig gingen sie an das Dorf heran, ließen erst den Gesamteindruck etwas auf sich wirken, um sofort von irgend einem Soldaten oder Träger herangewinkt zu werden, der ihnen ein Bund kleiner Perlen oder ein Stück Zeug zeigte, um in der Zeichensprache, die alle Neger meisterlich verstehen, den Markt zu eröffnen. Daß schon öfter weiße Männer durchgekommen waren, sah man daran, daß Frauen und Kinder, die einen besonders schönen Hahn, ein Ei, eine Ananas oder Honig hatten, sich stets so stellten, daß sie vom Zelt aus gesehen werden konnten, und ihre Sachen, die sie für europäische

Leckerbissen ansehen mochten, nur an den Mtangan selbst verkaufen wollten. Auch große Häuptlinge aus den Nachbardörfern waren eingetroffen mit starker Gefolgschaft. Alle in Waffen stolz daher schreitend, kamen sie mit einer Ziege oder einem Schaf an der Leine bis vor das Zelt. Der Posten rief mich heraus, ein Händeschütteln, ein lautes „Awu maha“, die Hausjungen schleppten die Tiere und Lebensmittel fort, und würdig setzte sich der Häuptling nieder, um mit den Seinen geduldig auf das Gegengeschenk zu warten. Jetzt am Abend hatten die Ukalla-Männer Tanz-Trommeln hervorgeholt, Weiber und Männer sich Klap-

Jaunde-Dorf.

pern an Armen und Füßen befestigt und unter melodischem Gesange tanzten sie, laut jauchzend, überall umstanden von den Soldaten, die zum

ersten Male mit dem fröhlichen, harmlosen Jaunde-Völkchen in Berührung kamen. Ich hatte viel gehört von Land und Leuten, namentlich aus Morgens interessanten Schilderungen, der die Jaundes nicht genug zu loben weiß; aber der Eindruck, den ich in der herrlichen ersten Nacht im Jaunde-Lande empfang, übertraf weit meine schönsten Erwartungen, und voll Zuversicht sah ich dem weiteren Teile meiner Reise entgegen.

Es war so etwas ganz anderes, mit diesen unbefangenen, freiblickenden und sprechenden Naturmenschen zu reden, als mit den verschlagenen, hochmütigen und doch so kriechend freundlichen Küstennegern oder den stumpfsinnigen, finsterblickenden Ngumbas.

Am 3. August überschritten wir den Njong-Fluß und kamen nun, wie ich wußte, in die eigentliche Jaunde-Parklandschaft. Der ganze

dunkle Riesenbusch lag hinter uns. Im hellen Sonnenlichte aber marschiert es sich durch eine freundliche Landschaft, wo fröhliche Menschen wohnen, selbst auf bergigen Wegen besser als auf ebenem Pfade im finsternen nassen Walde. Unsere Wanderung von hier bis nach der Station glich einem Triumphzuge. Die vielen Palmen gaben der Gegend ein ganz besonderes Gepräge. Die hohen Urwaldbäume standen nicht mehr so dicht beieinander, das Unterholz war niedriger, fehlte auch wohl gänzlich oder machte großen, weiten, mannshohen Grasstrecken Platz. An rauschenden Wassern lagen schattige Bambushaine. Überall weitgebaute, sauber gehaltene Dörfer. Die viereckigen Hütten in zwei Reihen am Wege, das Ganze abschließend und, quer vor die Dorfstraße gestellt, jedesmal ein lustiges Männerhaus. Mit mehreren Eingängen und hohen Palmenblattdächern machten diese schattigen Häuser, in denen stets eine große Anzahl niedriger Holzbetten stand, einen recht einladenden Eindruck. In ihnen brannte stets ein Feuer, und rauchend saß dort der Häuptling mit seinen Leuten und Gästen. Die Betten oder besser Britschen bestanden aus dicht aneinander gebundenen Bambus- und Palmenrippen. Niedrige Holzblöcke und kunstvoll geschnitzte Sessel standen herum. In der Nähe des Männerhauses oder auch auf der Dorfstraße befand sich stets ein Tabaksbeet, denn selten trifft man einen Jaunde-Mann ohne die geliebte Tabakspfeife. Der Wandersmann hat in Jaunde stets einen aus Fell hergestellten Rucksack auf der Schulter, der alle möglichen notwendigen Gegenstände enthält und in dem vor allem der hölzerne Löffel untergebracht ist, der jeden Mann wie ein Reifestab und unentbehrlichstes Utensil begleitet.

Überall begegneten wir den reise- und vergnügungslustigen Jaunde-Leuten auf dem Wege. Sie marschieren, kaum rechts oder links schauend, in schnellem Tempo dahin. Mit lautem „Awu maha“ grüßen sie Entgegenkommende, die mit „Aha“ und „Wakehe“ (Wo gehst du hin) antworten, meist aber bereits vorüber sind, ehe eine Antwort erfolgt, die sie auch gar nicht abwarten. Kommen die reisenden Jaundes dann in ein Dorf und sehen im Männerhaus die Dorfleute beim Essen sitzen, so haben sie sofort den Löffel zur Hand, langen mit ihm hinein in die Erdnußsuppe und den Bananenbrei und sagen erst guten Tag oder stehen Rede und Antwort, nachdem sie den Hunger gestillt haben. Wenn dann die Tagesneuigkeiten ausgetauscht sind und ein flüchtiger Dank gesagt ist, geht es weiter, und oft legen sie so, Tag und Nacht ohne sichtbare Ermüdung marschierend, 50 bis 60 km zurück.

Der Jaunde ist, seinem sehr lebhaften Temperament entsprechend, nämlich auch sehr beweglich und unternehmungslustig. Bald ist jemand

im Nachbardorfe gestorben, bald ist anderswo eine „Alfa batala“ (ein Mannbarkeitsfest), ein „Abok“ (ein großer Tanz); es gilt, auf Handelsgeschäfte oder Brautschau auszugehen, beabsichtigte Kriegszüge müssen besprochen werden — kurz, an Grund zum Reisen fehlt es nicht, und reges pulsierendes Leben herrscht im ganzen Lande. So bekamen wir fortwährend Menschen zu sehen, die dann zuerst wohl scheu seitlich in den Busch traten, später aber sich unserem Zuge anschlossen, um uns in dem nächsten Dorfe gründlich besehen und bewundern zu können. Führte dann der Weg den Wanderer, der uns geschaut hatte, in ein abgelegenes Dorf, wo man die reisenden Europäer noch nicht gesehen hatte, so ward er dort ebenso umdrängt, wie bei festlichen Anlässen ein Extrablattverkäufer des Lokal-Anzeigers in Berlin, und ganz wie ein Zeitungsgewährsmann pflegte der Jaunde-Mann das Gesehene ohne Rücksicht auf die Wahrheit so zu erzählen, wie er es hübsch fand. Eines besonders guten Empfanges bei seiner Liebsten ist er gewiß, wenn er mit Neuigkeiten kommt, und gerade Liebesabenteuer sind es, welche die jungen Jaunde-Männer zu besonders weiten und anstrengenden Spaziergängen veranlassen. Gilt es doch in diesem gelobten Lande für die größte Empfehlung eines heiratsfähigen Mädchens, möglichst viele Freunde zu besitzen! Sie ist geschätzt, sie ist begehrt, sie steht deshalb hoch im Preise!

Die Bebauung des Landes ist, der starken Bevölkerung entsprechend, auch eine viel sorgfältigere als in dem Küsten- und Ngumba-Gebiet. Große Plantenhaine beschatten rundum die Dörfer, und früh morgens, schon mit Sonnenaufgang, pflegen die Frauen im Arbeitsanzug, d. h. mit ihrem Blätterschmuck achtern, zur Arbeit aufs Feld zu gehen. Die Männer machen nämlich nur die schwere, grobe Landarbeit, d. h. sie fällen in der Nähe ihres Dorfes, wo sie eine Farm anlegen wollen, die Bäume, reinigen das Land nach Möglichkeit von dem Unterholz und brennen die gefälltten Stämme ab. Dann weisen sie die verschiedenen Teile der Farm ihren Frauen zu, die nun mit der Hacke an die Arbeit gehen, um kurz vor den Regenzeiten dem Boden die Maiskörner und Erdnüsse, den Koko oder Jams anzuvertrauen. Beginnt es zu regnen und keimt das Gepflanzte, so gilt es, die Farm fortwährend vom Gras und Unkraut zu befreien, das in dem jungfräulichen Boden ebenso schnell wuchert wie die junge, aus dem Samen getriebene Pflanze. Zum Schutz gegen die zudringlichen Ziegen und das Wild muß außerdem ein Zaun rund um das Feld gebaut werden. Die Jamswurzel, die in Jaunde besonders beliebt ist, muß zur Zeit gehäufelt werden und bedarf, ebenso wie die Kürbisse, einer Stütze für die rankenden Triebe, so daß die Jams-

kulturen der Jaunde von weitem wie große Hopfenfelder aussehen. Auch der Mais macht, namentlich in der Blütezeit, dadurch viel Arbeit, daß fortwährend die zahllosen Reisevögel von den jungen Blüten und Dolden verscheucht werden müssen. Die Jaunde-Frau hat deshalb tagsüber fleißig zu arbeiten, da sie außerdem noch das Essen kochen, Brennholz suchen und Wasser tragen muß, das in den Häusern in großen, tönernen Töpfen aufbewahrt wird. Überall in Wald und Feld rieseln muntere Bäche von den Bergen hernieder, und reichlich fallender Regen verleiht dem Boden eine solche Fruchtbarkeit, daß allenthalben zweimal im Jahre gerntet wird. Langsam zogen wir in den Morgenstunden auf breiten, gut ausgetretenen Wegen dahin, und überall in den Dörfern war unsere Ankunft ein Volksfest. Kaum waren wir von unserem Nachtquartier eine Stunde abmarschiert, so forderten uns die Dorfsältesten schon auf, unter allen Umständen bei ihnen zu rasten, so daß wir vom Njang bis nach Jaunde nur ganz kleine Märsche haben machen können. Erst am 9. August erreichten wir mittags die Station, herzlichst bewillkommnet von Herrn Zenker, der hier schon seit fünf Jahren hauste und in letzter Zeit von den Herren Staudt und Rabischung unterstützt wurde. So hatten wir denn den eigentlichen Urwaldgürtel hinter uns und befanden uns an der Grenze des Wald- und Graslandes auf der vorgezogensten Station in Inner-Kamerun.

Zenker ist gelernter Botaniker und Gärtner und vermöge seiner vorzüglichen Gesundheit und praktischen Veranlagung der schwierigen Aufgabe, hier allein, 20 Tage von der Küste ohne alle rückwärtigen Verbindungen, eine Station zu halten, in hervorragender Weise gerecht geworden. Allerdings kam ihm dabei der friedfertige, offene Charakter der Jaunde-Bevölkerung sehr zustatten, aber immerhin gehört schon ein großes Maß von Mut und Willenskraft dazu, um so lange Jahre hindurch ganz allein in so entlegener Stellung auszuhalten.

Die Station liegt 700 m hoch und macht einen überaus freundlichen Eindruck. Wir passierten am 9. früh ein kleines Gebirgswasser, dann ein großes Dorf, das mir als dem Häuptling Zonu gehörig bezeichnet wurde, und kamen auf einen breiteren Weg, der wohl 10 Minuten weit durch einen Bananenhain führte und schließlich auf den Stationshof mündete. Der Hof war an zwei Seiten durch eine Lehmmauer, an den beiden anderen durch einen Zaun abgeschlossen. Das Stationsgebäude stand auf mannshohen Pfählen und war ganz aus Balken und Brettern gebaut, mit einem hohen, lustigen Dach aus zusammengeflochtenen Palmblättern versehen. Rundum lief eine stattliche Veranda. Gegenüber, an der Mauer, befanden sich sechs große, aus Lehmfachwerk gebaute Ur-

beiterhäuser, die mit großen Vorbauten versehen waren, so daß die Leute auch außerhalb des Hauses gegen Licht und Sonne geschützt sitzen und plaudern oder arbeiten konnten. Ein großes Laboratorium, ein Store und sechs weitere Fachwerkbauten auf dem unteren Hofe, die an den Hängen des Hügels nach dem Wasser zu gelegen waren, machten nebst einem Schaf- und Ziegenstall die Baulichkeiten der Station aus. Zenker, eine mittelgroße, kräftige, von der Sonne gebräunte Erscheinung mit kurzem Spitz- und Schnurrbart, einen Fes auf dem Kopfe, empfing uns mit seinen beiden Assistenten auf dem Stationshof, wies den Trägern in der Jaunde-Sprache die Plätze für die Lasten an, zeigte den Soldaten ihre Quartiere und führte mich selbst in das Haus, das aus sechs geräumigen Zimmern bestand, die, durch nur bis zur halben Höhe des Hauses reichende Bretterwände voneinander getrennt, sehr schön luftig und kühl waren. In netten Matrosenanzügen, die Mütze in der Hand, machten die beiden kleinen Söhne Zenkers, zwei prächtige Mulattenjungen, ihre Aufwartung.

Bald hatte ich die Reisekleider ausgezogen und stieg den Berg hinab zum Wasser, um mir den Reifestaub abzuwischen. Ein sauberer Zickzackweg führte vom Hofe aus hinunter; das Wasser war durch ein Wehr aufgestaut, in ein mannstiefes geräumiges Bassin geleitet und durch ein Dach gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Eine Brücke führte über das 6 m breite, knietiefe, klare Gebirgswasser, auf dessen anderem Ufer ein Feldofen und zwei Trockenhäuser standen, die mit einer großen Zahl schon fertiggebrannter oder noch trockener Steine von der Tätigkeit des Herrn Rabischung, wie mir Zenker erklärte, Zeugnis ablegten. Der Berghang war mit Reis bepflanzt, der gut stand. Später führte mich Zenker in sein eigenstes Reich, den Garten. Wie staunte ich, als ich hier neben seltenen Bananen-, Kaffee-, Kakao- und Tabaksträuchern, Baumwollkulturen, herrliche Mangos und Popeias, große Ananasplantagen, vor allem aber Kohl, Radieschen, Bohnen, Suppenkräuter und Zwiebeln sah. Das waren angenehme Ausichten für die uns bevorstehenden Tafelfreuden in Jaunde.

Alles, alles wußte der findige Zenker sich selbst zuzubereiten. Das hatte er in der langen Zeit gelernt, in der er von der Küste und jeder Zufuhr abgeschnitten war. Er fabrizierte selbst Zucker oder besser gesagt Sirup, indem er Zuckerrohr, das im ganzen Jaunde-Lande reichlich wächst, ankaufte, die Stauden in kleine Stücke schneiden ließ, aus denen dann mit sauberen Stöcken, wie es bei uns die Knaben mit Hollunder tun, der zarte süße Kern herausgestoßen, gesammelt und ausgepreßt wurde. Der süße Saft wurde aufgefangen und aufgeköcht. Er lieferte,

wenn er erkaltet war, einen wunderbar süßen Sirup. Essig bereitete sich Zenker aus Bananen, die er leicht in Gärung übergehen ließ. Da es keine Milch gab, weil Großvieh überhaupt fehlte und Herr Zenker die Ziegen nicht milchte, benutzte er statt der Butter sehr schönes Palmkernöl, das er durch Abkochen und Zusatz von einigen Tropfen Limonensaft herrlich zu klären verstand. Aus Mais machte er Mehl, das ein dunkles, aber sehr schmackhaftes Brot lieferte. Die Hefe ersetzte ihm ausgegorener Palmenwein, den es reichlich überall zu kaufen gibt. Die Jaundes bohren die Palmen, um den Saft zu gewinnen, vielfach an, wie es bei uns mit den Birken geschieht, und fangen die Flüssigkeit in Kalebassen auf. Gereinigt ist dieser Wein, wenn er leicht angegoren ist, ein berauschendes, etwas süßliches Getränk. Aus dem Fleisch bestimmter Kürbisse, die er in viereckige Stücke schnitt und scharf in Palmöl briet, lieferte er imitierte Bratkartoffeln für die Tafel. Sehr schmackhafte Kakes wurden aus geriebenem Koko gemacht. Süße Kartoffeln und Jams, in Wasser gekocht, fehlten nie bei Tische. Junge Kassadablätter, die kurz geschnitten wurden, lieferten ein täuschend wie Spinat schmeckendes Gericht. Das Mark junger Palmen, das frisch aus der Umhüllung genommen und gekocht wurde, machte er mit Essig und Öl zu Salat an. Manchen praktischen Wink nicht nur für Garten und Küche, sondern für alle Vorkommnisse im afrikanischen Busch verdanke ich diesem alten Praktikus, dem ich auch in seinem Umgange mit den Leuten vieles abgesehen habe, was mir während meiner ganzen Tätigkeit draußen von größtem Nutzen gewesen ist. Als Stationsarbeiter hatte Herr Zenker neben Wey- und Sierra-Leone-Leuten meist Dahomeys. Es waren dies die letzten Reste der von Gravenreuth angekauften Leute, einige vierzig Männer aller Altersstufen, die Zenker als Ziegelmacher, Maurer, Holzfäller, Zimmerleute und Gärtner recht gut ausgebildet hatte. Sie führten übrigens ihren Namen Dahomeys mit Unrecht, denn sie hatten sämtlich das Dahomey-Land nur als Gefangene geschaut und waren entweder aus der englischen Lagos-Kolonie oder aus dem Togo-Lande gebürtig, von den Kriegern Behanzins gefangen worden und als Sklaven an der Küste verkauft. Zenker hatte ihnen auch eigene Felder angewiesen, die sie mit ihren Frauen und Kindern in ihrer freien Zeit bebauten, eine Maßregel, die viel dazu beigetragen, die Leute trotz des schmalen Soldes, den sie erhielten, einigermaßen zufriedenzustellen. Allerdings hatten sie ja auch in Jaunde keine Gelegenheit, Vergleiche mit besser bezahlten Leuten anzustellen.

Ein buntes Bild entrollte sich vor uns, als wir Europäer am ersten Abend auf der Piaffa des Hauses plaudernd beieinander saßen. Da

schritten ernst und würdevoll die hochgewachsenen Sudanesen in ihren Uniformen oder auch wohl im langen, weiten heimischen Burnus mit dem Fes auf dem Kopfe, dahin. Die kleinen fidelen Wey-Leute sah man schon hier und da mit einer Jaundeschönen engumschlungen ein stilles Blätzchen suchen, um ihr dort die mitgebrachten schönen Sachen zu zeigen.

Dualla-Träger von der Küste und die wenigen Kru-Jungen, die als Boys bei der Expedition waren, hatten sich modisch herausstaffiert und ließen sich von den Kindern der Dahomey-Leute und den Frauen begaffen, die sich heute an dem Einzugstage mit frischen weißen Shawls über die Schultern und bunten Kopftüchern ganz stattlich präsentierten. Einige muhammedanische Hauffas hatten sich einen Turban um den Kopf gewunden und versuchten mit überaus gesetzten Laffas und La il Allah il Allahs, mit den rechtgläubigen Sudanesen Freundschaft zu schließen. Dazwischen strömte das Volk aus den Dörfern herbei. Auch sie hatten sich alle, Männlein wie Weiblein, nach Möglichkeit herausgeputzt, jeder Fegen Tuch, dessen sie hatten habhaft werden können, war irgendwo, passend oder unpassend, auf dem schwarzen Körper angebracht. Alle waren frisch geölt, die Haare zeigten fettglänzend die wunderbarsten Frisuren, und die roten, schwarzen und weißen Haarbüschel der Frauen wetteiferten in ihrer grellen Farbenpracht mit den Papageien- und Turako-Federn, welche die Männer sich in die Haare gesteckt hatten. Ketten aus Leoparden- oder Hundezähnen um den Hals, bunte Felle, flirrende Spangen an Arm und Fuß ließen die braunen und schwarzen Gestalten um so malerischer erscheinen. Als es dunkel wurde, loderten überall auf dem Hofe die Feuer auf, und um sie tanzten die Neger. Da hörte man den einförmigen näselnden, fast plärrenden Gesang der Sudanesen, die in weitem Kreise im hellen Mondschein beieinander saßen. Hin und wieder erhob sich ein Paar und führte mit Schilden und Speeren, die sie sich von den Eingeborenen geborgt hatten, einzelne Fechtergänge nach heimischer Art aus. Bald vorwärts, bald rückwärts springend, neckten und höhnten sich die Gegner, warfen die Speere aufeinander, deckten sich geschickt, duckten sich zur Erde und gingen dann plötzlich, aufeinander losspringend, mit der Handwaffe zum Handgemenge über. Blißschnell folgten Hieb und Parade. Die Kameraden schauten mit Spannung zu, riefen und lachten, bis die Kämpfenden des Spieles überdrüssig wurden, sich die Hand reichten, in den Kreis zurückkehrten und sich langsam und würdevoll eine Zigarette drehen, um bei den blau aufsteigenden, sich ringelnden Rauchwolken einem anderen kämpfenden Paare zuzuschauen und in den Gesang ihrer Kameraden einzustimmen. Alles, was die Sudanesen tun, auch ihr Spiel, hat etwas Gesehtes, Würdevolles.

Ganz anders ging es nebenan bei den Leuten von der Westküste zu. Hier hatte der Rum bereits seine Schuldigkeit getan und die Stimmung einen hohen Grad der Lustigkeit erreicht. Auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen, die mit Leder überspannt waren, schlugen mehrere Leute ohne jeden Takt wild mit den Fäusten, und ohne Rythmus, wie die begleitende Musik, war der wilde Gesang stimmbegabter Einzelsänger, die in der Wey- oder Sierra Leone-Sprache Ereignisse der letzten Tage feierten, worauf dann die ganze Masse zum Schlusse im Chor den Refrain wiederholte. Dabei sprangen sie im dichten Pulk mit beiden Beinen in die Höhe, warfen wild die Köpfe hintenüber und stießen beide Arme kurz in die Luft. Im Gänsemarsch hintereinander herschreitend, tanzten mit lautem, gleichmäßigem Händeklatschen die Jaunde-Weiber. Mehrere Spielleute schlugen mit Klöppeln auf verschieden gestimmte Hölzer, die nach Art von Klaviertasten über trockene Kürbisse gelegt waren, welche als Resonanzboden dienten. Deutlich ließen sich verschiedene Töne unterscheiden, und die Kunstfertigkeit der Spielleute war ebenso bewundernswert wie ihre Ausdauer im Musizieren. Immer zwei oder drei Paare lösten sich gleichzeitig aus dem großen Kreis der Tänzer, um in die Mitte zu springen und besondere Pas und Wendungen unter den unglaublichsten Verrenkungen von Rücken und Schultern auszuführen. Hoch flogen die farbigen Bastbüsche, welche die Weiber, hinten befestigt, um die Hüften trugen; über und über in Schweiß gebadet, glänzte die Haut der schwarzen oder braunen Gestalten. Wie balzende Strauße mit den Flügeln, so schlugen sie mit den Armen und hoben kunstvoll die Füße gleichmäßig nach dem Takte der Musik. Schneller und schneller werden die Bewegungen, wie die Bauchtänzerinnen Agyptens drehen sich die Frauen in den Hüften. Kürzer und ruckartiger stoßen die Männer den Oberleib vor- und rückwärts, wobei sie sich nach rechts und links in den Hüften wiegen. Dann hat der Tanz seinen Höhepunkt erreicht, die wilden, gellenden Schreie der Männer und Frauen, die mit zurückgeworfenem Kopf in höchster Ekstase sich gegenüberstehen, vermischen sich mit den schrillsten Tönen der Trommel. Plötzlich ein jäher Schluß! Einige Minuten der Stille und Erschöpfung. Die Knaben bringen Wasser, das die Männer gierig schlürfen, die Mädchen frische Bananenblätter, mit denen die Tänzerinnen sich gegenseitig die schweißtriefende Haut trocknen. Aber von neuem erschallen jäh die Instrumente, von neuem stampfen die Füße der unermüdblichen Tänzer gleichmäßig den Boden. Es geht fort und fort, bis der Mond untergeht, in den Vollmondnächten aber bis zum frühen Morgen.

Wir sitzen in der herrlichen Nacht draußen und werden nicht müde, uns von der Heimat zu erzählen, von vergangenen Tagen, und uns in

Vermutungen über die nächste Zukunft zu ergehen. Zenker erzählt von Jaundes Vergangenheit: Wie im Oktober 1887 Kund und Tappenbeck als erste durch den weiten Urwaldgürtel hierher nach Jaunde gelangten, wie dann Kund, auf dem Rückmarsch von den Bakofos schwer verwundet, nicht wieder nach Afrika hatte zurückkehren können, während Tappenbeck in Kamerun ein Schwarzwasserfieber jäh dahinraffte; wie Morgen dann im Jahre 1889 die frühere Kundsche Expedition übernahm, mit dieser von Kribi aus nach Jaunde zu Ngilla vordrang und über den Mbam längs des Sanaga zurückkehrte, um im Juni 1890 Zenker dauernd in Jaunde zu belassen, während er selbst über Ngilla nach Tibati und weiter über Ibi an den Benué marschierte. Diesen fuhr er abwärts in den Niger und kehrte über Akassa nach Kamerun zurück. Eine große neue Expedition, um all das, was Morgen in Erfahrung gebracht hatte, genau zu erforschen und auch nach Osten hin, nach Inner-Kamerun, vorzudringen, war im Jahre 1891 mit großen Mitteln unter Gravenreuth geplant, der aber im November bei dem Sturm auf Buëa, am Kamerun-Gebirge, fiel. Mit einem Teile seiner Expedition war Ramsay Sanaga aufwärts gegangen und hatte an der Grenze des Gras- und Waldlandes die Balinga-Station angelegt, mit deren Leitung er Leutnant von Volkamer betraute, um selbst Zenker in Jaunde aufzusuchen und von dort zur Küste zurückzukehren. Der nächste Europäer, den Zenker begrüßen sollte, war der Expeditionsmeister Beermann. Dieser traf im April 1893 mit der traurigen Kunde von der Stettenschen Expedition bei ihm ein, daß Volkamer bereits am 27. September 1892 zusammen mit dem Sergeanten Scadox von den Barrungos gefangen und getötet worden sei. Stetten war mit seiner Expedition, zu der noch Oberleutnant Häring, Expeditionsmeister Beermann und Gillwald gehörten, am 13. März 1893 in Balinga eingetroffen und hatte hier zu seinem Schrecken nur einige überlebende Dahomeys von der Volkamerschen Besatzung vorgefunden. Der unglückliche Volkamer hatte sich von dem Balinga-Häuptling verleiten lassen, gegen die Barrungos, einen dem Häuptling Ngilla untertänigen Bati-Stamm, zu Felde zu ziehen, und hierbei am 27. September 1892 seinen Tod gefunden. Erst am 11. Mai 1893 konnte der Kaiserliche Gouverneur v. Zimmerer, auf einen Bericht Stettens hin, den beiden Tapferen folgenden ehrenden Nachruf widmen:

„Der Leiter der Station Balinga, Freiherr Volkamer von Kirchensittenbach, Königlich Bayerischer Premierleutnant à la suite des Infanterie-Leib-Regiments, sowie der ihm als Expeditionsmeister unterstellte Zahlmeister Scadox haben im Kampfe gegen den Stamm der Barrungos nach heldenmütiger Gegenwehr den Tod gefunden. Indem ich die traurige Pflicht erfülle, diese Nachricht zur Kenntnis zu bringen,

darf ich zugleich der Versicherung Ausdruck geben, daß die vorzüglichen Charaktereigenschaften und die unwandelbare Pflichttreue der für Kaiser und Reich Gefallenen ihnen ein bleibendes, ehrenvolles Andenken sowohl hier im Schutzgebiet als auch in der Heimat sichern werden.“

Stetten hatte dann die Barrungos nach Möglichkeit bestraft, die Station Balinga aber aufgegeben und den Expeditionsmeister Beermann mit dem Reste der Volkamerischen Besatzung, zwei Geschützen und den noch übrigen Tauschwaren der Station nach Jaunde geschickt. So erfuhr Zenker das schreckliche Geschick seines Nachbars. Stetten hat dann über Tibati Jola erreicht und daselbst die Uchtriß-Passargese-Expedition getroffen, die den Venuë aufwärts dorthin gelangt war.

Zenker hat allein bis zum Juni 1893 die Jaunde-Station, nunmehr der einzige vorgeschobene Posten in Inner-Kamerun, geleitet. Dann erst kam, um ihn zu verproviantieren und einem drohenden Angriff der Voghe-Belinghes, eines Bane-Stammes, auf die Station vorzubeugen, im Juni 1893 der Exerziermeister Levonig mit 40 Soldaten nach Jaunde, bestrafte die Voghe-Belinghes und legte am 1. September 1893 die Zwischenstation Lolodorf an, deren Leitung in Nettes Händen ruhte.

Seit der Gründung dieser Zwischenstation war Zenkers Stellung in Jaunde bedeutend gesicherter, namentlich seitdem er im letzten Jahre noch in dem Gärtner Staudt und einem ehemaligen Fremdenlegionär, Rabischung, Assistenten erhalten hatte. Rabischung, ein Elsässer von Geburt, war, wie so viele seiner Landsleute, um sich dem deutschen Heeresdienst zu entziehen, in die französische Fremdenlegion getreten und mit dieser bereits fünf Jahre in Tonkin und drei Jahre in Algier gewesen, als der Dahomey-Krieg ausbrach, der ihn nach Westafrika führte. In seinen Schilderungen konnte er nicht genug von den furchtbaren Strapazen erzählen, die man den gemeinen Soldaten der Fremdenlegion zumutet, und die Verzweiflung hatte ihn schließlich dazu getrieben, von Wydah im Dahomey-Gebiet aus zu Fuß nach Deutsch-Togo zu desertieren. In der glühendsten Sonne und Tag und Nacht war er an der Meeresküste entlang marschiert, bis er deutsches Gebiet erreichte, von hier aus wurde er nach Kamerun geschickt. Der Gouverneur überwies ihn nach Jaunde. Bis spät in die Nacht hinein konnte ich dem in französischem und deutschem Kauderwelsch erzählenden Rabischung zuhören.

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes auf der Station erschienen von allen Seiten Häuptlinge, um uns zu begrüßen. Sie kamen in feierlichem Zuge mit der unvermeidlichen Pfeife im Munde, mit einem Schaf oder einer Ziege und einem großen Gefolge von Frauen und Kindern

hinter sich, marschierten würdevoll auf den Hof und fragten Zingla, wie sie Zenker nannten, wer der neue Mtangan (weiße Mann) sei. Dann versicherte ich sie der Freundschaft des Gouverneurs, der wohl wisse, was die Jaundes für brave Leute seien, ermahnte sie, Ruhe und Ordnung zu halten und von den scheußlichen Weiberopfern abzulassen. Die Jaundes nämlich glauben oder wollen nicht glauben, daß ein Mann ohne äußere Veranlassung sterben kann. Wenn ihm ein Unglück zustößt, er z. B. ertrinkt, von einem Baum erschlagen wird oder im Kampfe fällt, dann wissen sie freilich, wie er ums Leben gekommen ist. Greilt aber der Tod einen Mann infolge hohen Alters oder einer äußerlich nicht bemerkbaren Krankheit, so behaupten sie, irgend jemand müsse ihm Medizin gegeben und so seinen Tod veranlaßt haben. Da treten die Verwandten und zauberkundigen Alten zu einem Rat zusammen. Meist wird eine der Frauen des Verstorbenen als schuldig erklärt und diese bei seiner Begräbnisfeier aufgehängt. Aber nicht nur aus diesen Gründen, sondern auch sonst gilt es, namentlich bei wohlhabenden Männern, für schicklich („fashion“, wie mein Wen-Junge sagte), wenn mehrere Frauen beim Totenfest dem Gestorbenen zu Ehren geopfert werden. Selbst Zenkers Tatkraft war es bisher nur in beschränktem Maße gelungen, diesem Unfug zu steuern. Er hatte mich deshalb gebeten, jeden einzelnen einflußreichen Mann, der sich zum Besuch einfand, im besonderen bezüglich dieser Weiberopfer zu vermahnen.

Besonders herzlich war meine Begrüßung mit dem alten Boghe-Das-Häuptling Zonu, einem wohl siebzigjährigen gelben, etwas zusammengesunkenen Alten, der in einem blauen Tuchrock mit einem Kürassierhelm auf dem Kopfe, die Unterarme mit mächtigen Elfenbeinringen bedeckt, auf mich zukam und mich herzlich umarmte, weil er mich für Tappenbeck hielt, den ersten Europäer, den er seinerzeit gesehen und zur Niederlassung in seinem Lande aufgefordert hatte. Zonu war ein verständiger alter Herr, der aus seinen kleinen Auglein mich listig anblinzelte, mir wieder und wieder die Hand schüttelte, wobei seine Ringe laut klirrten, und sich meiner dauernden Freundschaft, die ihm doch wohl wertvoll erscheinen mußte, dadurch versichern wollte, daß er mir eine von seinen, übrigens sehr schönen, Töchtern als Dienerin anbot. Die älteste Zonu-Tochter, Gohu, ein großes, tiefschwarzes Mädchen, war fast stets auf der Station und nahm, wie ihr Vater, eine Art Vertrauensstellung ein; sie erzählte viel von Kund, Tappenbeck, Morgen und namentlich Zampa, die sie noch als Kind gekannt hatte. Sie war mit ihrer Kenntnis von Land und Leuten und ihrem scharfen Verstande, mit dem sie stets erfaßte, worauf man hinauswollte, für die Station ebenso nützlich als für

ihren alten Vater. Zonu wußte sich den Anschein eines Biedermanns zu geben, kam fast täglich auf die Station und brachte stets etwas Besonderes für mich mit, wie junge Erdnüsse, frische Eier, oder besonders schönen Palmwein, um hierfür dann stets kleinere oder größere Geschenke einzuheimsen. Er erzählte viel von Morgen — der bei allen Jaundes als „Fete-Fete“ (großer Krieger) eine besonders angesehenen Stellung einnimmt — namentlich, nachdem er gemerkt hatte, daß ich ein hervorragendes Interesse an Fete-Fete nahm.

Es ist merkwürdig, wie scharf die Schwarzen zu beobachten verstehen, wie sie sofort erfaßt haben, womit sie sich beliebt machen können und wie sie diese Schwäche des anderen rücksichtslos zu ihrem Vorteil ausnutzen.

Bei der Annehmlichkeit des Aufenthaltes auf der schönen Station, auf der ich so viel Neues, Lehrreiches sah, erlebte und lernte, tat es mir fast leid, daß wir sobald an den Aufbruch nach Norden in das Wute-Gebiet denken mußten. Zenker hatte bereits langer Hand einen Marsch dorthin geplant, um nähere Nachrichten über die Straße nach Osten auf Gaza zu einzuziehen. Aber die Aussicht, jetzt in das wirkliche Grasland zu kommen und nun auch nach Inner-Afrika einen Blick zu tun, ließ uns den Abschied von Jaunde weniger schwer werden.

Am 10. August marschierten wir, von vierzig Soldaten begleitet, Zenker voran, um den Weg zu zeigen, morgens bei dem Klange der Trompeten gen Norden. Etwa 50 Jaundes folgten als Träger. Neben Zeugen und Perlen hatten wir uns auch reichlich mit Haumessern, Scheren, Schellen, Nägeln und anderen Kleinigkeiten versehen, von denen wir auf Grund Morgenscher und Stettenscher Erfahrungen wußten, daß sie bei den Ngilla-Leuten gesucht waren. Für den Häuptling selbst als Geschenk führten wir Gewehre, Pulver, bessere wollene Decken und auch etwas Sammet und Seide mit. Überall, wo wir die großen, von schönen Pflanzungen umgebenen Jaunde-Dörfer durchzogen, standen die Eingeborenen in großer Zahl am Wege und wünschten Glück für die Reise.

Die langgestreckten Dörfer der Boghe-Das und Boghe-Belinghes, die im Umkreise von einer Stunde nördlich von der Station liegen, zeugen von einer großen Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Die Hütten sind nicht nur besonders hoch und sorgfältig gebaut, die Felder gut gereinigt und mit hohen Zäunen gegen Wildschaden versehen, sondern der gelbe, trockene Lateritboden in den Dörfern ist sogar von jedem Grashalm befreit und spiegelblank und glatt gefegt. Männer und Frauen sind mit Stoffen und Perlen behangen, und schöne Schafe und Ziegen beleben die

Dorffstraßen. Die Schafe im Jaunde-Gebiet sind kurzhaarig wie die Ziegen, werden aber, wenn gut gezogen, bedeutend größer und stärker wie diese. Schafe sind bei den Jaundes besonders begehrt, da Ziegenfleisch nur von den Männern genossen werden darf, für die Frauen aber als schädlich gilt. Ich halte diese Einrichtung für eine in sehr selbstsüchtiger Absicht von den Alten gegebene Satzung, die eben von dem Grundsatz ausgingen, daß selber essen fett macht. Denn da gerade bei allen festlichen Veranlassungen die Ziege und nicht das Schaf als Opfertier vorgeschrieben ist, so kommen die Frauen bei den Liebesmählern, wenn die Opfertiere verspeist werden, sehr schlecht weg.

Überall in den Dörfern ist das Haus des Häuptlings durch eine bis zur Erde reichende feste Tür gekennzeichnet, vor der sich meist ein Vorbau und ein kleiner Zaun befindet, wie es die Jaundes in den Faktoreien Ngumbas und an der Küste gesehen hatten. Die Häuptlinge halten stets einen Vorrat europäischer Waren auf Lager und machen einen regen Tauschhandel, um alle ihre Einnahmen wieder zum Weiberkauf zu verwenden. So kommt es, daß namentlich in den Jetute-Dörfern, die wir anschließend berührten und die auf der Grenze des eigentlichen Waldlandes liegen, bei dem Häuptlinge Noassokko und seinem Sohne Tanganjide auffallend viele schöne Mädchen aus allen Jaunde-Stämmen uns begrüßten. Schon die Lage der Jetutes, die als nördlichster Jaunde-Stamm die Grenze gegen die Ntonis (Ettuns) bilden und daher beide Sprachen sprechen, gibt ihnen als Zwischenhändlern besondere Gelegenheit und Veranlassung zu Handelsunternehmungen. Die Ettuns, obgleich den Jaundes stammverwandt und einen Übergang zu den westlich wohnenden Bakokos bildend, leben seit jeher mit den Jaundes in offener Feindschaft. Sie wollen aber natürlich auch Stoffe, Perlen, Gewehre und Salz haben und mußten sich damals, um dies zu bekommen, noch der Jetutes als Zwischenhändler bedienen. — So waren die genannten Häuptlinge dieses Stammes, ebenso wie Tunga in Ngumba, zu besonderem Reichtum gelangt.

Hat die Gegend bisher immer noch den Typus der Parklandschaft gezeigt, in der einzelne Palmen im Grafe mit Büschen und dichteren Waldstücken wechseln, so hört im Jetute-Lande der Wald vollkommen auf. So weit das Auge reicht, ist die hügelige Landschaft mit oft übermannshohem Grafe bedeckt. An den Wasserläufen stehen allerdings noch überall Bäume, aber der Blick kann doch weithin über die Gegend schweifen, und besonders licht und freundlich erscheint uns, die wir von den Waldmärschen her nicht gewohnt sind, so weit zu schauen, die reich bebaute Landschaft, die wir durchzogen. Große Jams- und Kassada-

felder überall an den Berghängen, und in Pisanghainen versteckt zahlreiche Dörfer, in den Tälern rauschende, muntere Gebirgswasser. Fröhlich zog unsere kleine Schar bis gegen Mittag durch das Land dahin.

An der äußersten Jaunde-Grenze, einem kleinen Dorf, gegenüber von einem grasbedeckten, hohen Berge, dessen Spitze ragende Felskegel krönten, wurde das Lager aufgeschlagen, und bald hatte Ponjo, Zenkers alter Dolmetscher, genügend zu tun, um die Häuptlinge abzufertigen, die zahlreich von allen Seiten kamen, um Zingla, wie die Jaundes Zenker nannten, und die neuen weißen Leute zu sehen.

Ein vier Stunden breiter unbewohnter Grasgürtel trennt die Jaundes von den Glandi-Leuten und Gselles, bei denen wir am folgenden Tage nächtigten. Nur ganz schmale Pfade führen durch diese gewaltige Graswüste. Es hatte stark getaut, und bis auf die Haut durchnäßt zogen wir, blindlings den Führern folgend, Mann hinter Mann, durch die Mauern wogender Halme dahin. Ein solcher Marsch hat etwas furchtbar Ermüdendes, weil man von der Umgegend ringsum nichts sieht und sorgfältig darauf achten muß, wohin man den Fuß setzt, um nicht plötzlich über einen Stein zu stolpern oder in einen alten Termitenhaufen oder sonst ein Loch im Boden zu fallen. Brennt dann noch die Sonne hernieder, so entwickelt sich in den hohen Halmen, durch die kein Lufthauch streicht, eine furchtbare Atmosphäre. Auch für Überfälle feindlicher Eingeborener sind diese gewaltigen Grasgesilde besonders geeignet. Ich dachte auf diesem ersten Grasmarsche viel an die unglückliche Zelewskische Expedition und überlegte, wie man sich gegen solche unerwarteten Angriffe am besten zu sichern vermöchte.

Die Ntonis sind kleiner und auch nicht so proportioniert gebaut wie die Jaundes; sie sprechen einen den Bakofos ähnlichen Dialekt. Ihre Dörfer sind ärmlicher, was wohl schon der Umstand veranlaßt, daß sie nur verhältnismäßig wenig Palmen haben, die den Jaundes ein so treffliches Material zum Häuserbau liefern. Die Ntoni-Hütten sind sämtlich mit Gras bedeckt, die Siedelungen auch meist kleiner wie in Jaunde. Das Vieh ist unansehnlich, und wenn in späteren Jahren ein Jaundemann eine Viehzahlung auf der Station zu leisten hatte, so war ich sicher, daß er Ntoni-Vieh brachte, konnte er doch immer für zwei Jaunde-Tiere drei bis vier Ntoni-Schafe oder Ziegen einhandeln. Die Leute waren zunächst mißtrauisch, denn wir befanden uns dicht an dem Mfule und Mfamba, zwischen denen Morgen seinerzeit hatte fechten müssen. Als die Ntonis sahen, daß ihnen nichts geschah, fanden sie sich abends in größeren Scharen ein, aber alle mit Gewehren und Speeren bewaffnet, vielfach mit Rotholz grell bemalt, Papageien- oder Turakofedern im Haar. Bei ein-

tretender Dunkelheit gingen alle wieder in ihre Dörfer zurück, und auch die Ortseingewohnten zogen es vor, außerhalb zu nächtigen. Am anderen Morgen ging es über die reißenden Flüsse, die selbst jetzt in der Trockenheit mit so starkem Gefälle über das Gestein dahinsauften, daß der Fuß kaum einen Halt zu finden vermochte. Die Ufer sind bei beiden Flüssen, die kaum eine Stunde voneinander liegen und sich später im Beniata-Gebiet vereinigen, von einem dichten Waldsaum eingerahmt. Hier haufen zahlreiche Affen, und die Spuren von Elefanten, Leoparden und kleinem Wild bewiesen uns, daß wir in die wildreichen Steppen Inner-Kameruns eingetreten waren. Nördlich der Gfelle-Landschaft liegt die Beniata-Steppe. Die Siedelungen werden vereinzelter, vielfach zeigen sich Sumpfniederungen, von niedrigem fetten Grase bestanden, und einzelne hohe Fächerpalmen, die der Gegend etwas ganz besonders Charakteristisches verleihen, krönen die Höhen. Die Beniatas sind den Bakoto noch näher verwandt als die Ntonis und haben etwas merkwürdig Finsternes und Verschlossenes in ihrem Wesen. Nur sehr vereinzelt ließen sie sich blicken, hatten meist schon ihre ganze Habe auf die Kunde von unserer Annäherung hin aus ihren Dörfern entfernt und standen in vollen Waffen seitlich des Weges. Auch als wir in einem ihrer Dörfer unser Lager aufschlugen, kamen sie nur einzeln und scheu und brachten so wenig Lebensmittel, daß diesmal Schmalhans bei uns Küchenmeister war.

Um so leichter wurde uns am anderen Morgen der Ausbruch in das benachbarte Batschenga-Gebiet. Hier war der Boden auffallend schwarz, man merkte bereits, daß man in eine Flußniederung kam. Am Wege überall sehr sorgfältig bebaute Felder und zahlreiche große Dörfer. Mit lautem Jubel begrüßten die Sudanesen hier große Mais- und Durrrhapfplantagen, die sie an ihre heimischen Gefilde erinnerten.

Die Bewohner zeigen einen gänzlich neuen Typus, tiefschwarz und groß, tragen sie nicht die gepflegten Frisuren der Jaundes, sondern lassen Haar und Bart struppig wachsen; manchmal hatten sie auch die Bärte zu langen, auf die Brust herabhängenden Zwickeln verschlochten. Zeuge europäischen Ursprungs fand man überhaupt nicht mehr. An Armen und Füßen tragen die Batschengas aus Leder roh angefertigte Ringe und vielfach einen Schurz aus einem selbstverfertigten Rindenstoff um die Hüften, der steif und starr an den Seiten absteht und es mir unklar erscheinen ließ, wie die Leute in dieser harten Gewandung überhaupt einherlaufen konnten. Sie haben rohe Gesichtszüge, breite Lippen und meist spitz gefeilte Zähne. In den Dörfern finden sich vielfach runde Hütten, besonders auffallend aber sind die hohen Schmieden, deren spitze

Dächer die anderen Häuser wohl um das Dreifache überragen. Der Boden ist reich an Eisensteinen, und die Batschengas gelten weithin als geschickte Schmiede.

Hatte nun schon der dunkle Humusboden einen größeren Wasserlauf angekündigt, so war uns ein fernes Brausen am Mittag des 19. August das sichere Zeichen, daß wir uns den Nachtigalfällen näherten, wo wir den Sanaga und damit die Grenze der Bantu- und Sudan-Neger erreichen sollten. Als wir ein aus ungefähr zwanzig Hütten bestehendes Dorf auf einem Hügel erreichten, das uns besonders einladend erschien, weil zahlreiche Palmen Schatten gewährten und viele Sträucher mit reifen Limonen es umgaben, da sahen wir auch hell und silberklar in stattlicher Breite den Sanaga durch die grünen Steppen dahinfließen. Der Häuptling Ewuna, das Oberhaupt sämtlicher am Sanaga wohnenden Batschenga-Fischer, hieß uns freundlich willkommen. Wir schlugen das Lager auf und gingen dann einem schönen Bache, der am Fuße des Berges auf felsigem Grunde dem Sanaga zueilte, nach, um zum ersten Male am Ufer des Flusses zu stehen, den ich später noch so oft überschreiten und dem ich schließlich bis zu seinen Quellen nach Inner-Adamaua hinein folgen sollte. Wohl 600 m breit fließt er hier, von einem ganz schmalen Waldgürtel umgeben, von Ost nach West. Überall treiben dicke, weiße Schaumflocken auf dem klaren Wasser zu Tal, die uns, wie donnerndes Rauschen, verraten, daß unweit von unserem Standpunkt die berühmten Schnellen liegen mußten. Wir gingen stromauf, und hinter einer kurzen Ecke bot sich uns denn auch das prächtige Bild, den Fluß in seiner ganzen Breite durch eine Reihe dicht bewaldeter Felsinseln hindonnernd, zu Tal rauschen zu sehen. Sind die Fälle auch nicht so hoch wie die, welche der Fluß in seinem Unterlauf bei Edea bildet, so gewähren sie doch in ihrer Breite und gerade dadurch, daß der weiße Wasserschaum sich wirkungsvoll von dem tiefgrünen Hintergrund der Waldinseln abhebt, ein besonders großartiges Bild.

Im Dorfe fanden wir bereits die Einwohner zu vielen Hunderten versammelt. Aber nicht wie die Jaundes, der eine hier, der andere dort, standen sie mit den Soldaten herum, sondern dicht gedrängt, Pfeil und Bogen in der Hand, hockten sie mit emporgezogenen Knien überall hinter ihren Häuptlingen. Die Häuptlinge ausschließlich führten die Unterhaltung. Auf ihren Befehl brachten die Frauen, die nicht mehr den Gras- oder Blätterschurz auf dem Rücken, sondern nur ein schmales Band Rindenzeug um die Hüften trugen, frischen Mais und sehr viel Fische herbei. Sie schickten ihre Boten aus, um nach Flußpferden und Elefanten zu suchen, als wir nach jagdbarem Wild gefragt hatten, und

erzählten von den nahen Wutes, von Ngilla und den Europäern, die sie früher geschaut hatten. Kurz, es machte sich hier zum ersten Male etwas von Manneszucht bei diesen Naturmenschen geltend. Abends tanzten die Leute nach den Klängen großer Pauken und Flöten. Der Gesang in der an rohen Kehllauten reichen Sprache handelte, wie uns Zenkers Junge, Mbea, mittheilte, meistens bereits von den Taten des gefürchteten Nachbarhäuptlings Ngilla. Mbea war seinerzeit Morgen von Ngilla zum Geschenk gemacht worden. Er war von den Wutes in dieser Gegend geraubt und uns nun wegen seiner Sprachkenntnisse von großem Nutzen.

Mir ging es körperlich wenig gut. Fieber und etwas Dysenterie hatten mich schon in den letzten Tagen so mitgenommen, daß abends im Zelt trübe Gedanken mich quälten. Es ist eine Eigentümlichkeit des Fieberzustandes, daß mit ihm so plötzlich auch eine tiefe seelische Niedergeschlagenheit den Menschen ergreift. Als sich bei mir die Brechanfälle fortwährend wiederholten, während mir vor Frost die Zähne klapperten, da dachte ich so recht daran, wie weit, weit entfernt von der Heimat, von den sorgenden Lieben ich mich befand, wie tausend Gefahren ringsum lauerten. Draußen in dunkler Nacht rauschten die Fälle, brauste hin und wieder ein Windstoß daher, so daß die Äste der hohen Bäume knarrend sich bogen. Ich lag wach, furchtbar lang wurde mir die Nacht. Aber als es hell wurde, da kam auch mit einer geringen Besserung sofort der alte Unternehmungsgeist wieder, und mittags schon ließ ich mir von Ewuna von Ngilla erzählen, der seine Herrschaft jetzt bis an den Sanaga ausgedehnt und den Häuptling selbst verpflichtet hatte, ihm jeder Zeit Kanus zur Verfügung zu stellen, um über den Fluß setzen zu können. Auch bei Kule, dem größten Häuptling der mehr landeinwärts wohnenden Batschengas, saßen bereits ständige Ngilla-Boten, die ihren Häuptling über alle Vorkommnisse bei den Batschengas auf dem Laufenden erhalten mußten. Nur mit leisem Schauer wurde der Name des Allgewaltigen genannt. Von den Gräueln seiner Horden erzählte Ewuna die wunderbarsten Mären. Er hatte es auch noch erlebt, daß vor nunmehr fast dreißig Jahren die Fullahs ihre Pferde im Sanaga getränkt hatten, und einzelne Batschengas, die nach Tibati in die Gefangenschaft geführt, dann aber entflohen und wieder in ihre Heimat gelangt waren, hatten Wunderdinge von den großen Städten und Sultanen Adamauas bis hierher gemeldet. Wie man wußte, war Ngilla mit Tibati befreundet, und die Kunde von der Macht dieses Sultans ließ Ngilla in den Augen der Eingeborenen hier fast als ganz unüberwindlich erscheinen. Von Europäern hatten sie nur einige wenige auf dem Durchmarsch gesehen. Schnell,

wie diese gekommen, waren sie wieder verschwunden. Auf der Jaunde-Station hatte Zenker nur über so wenig militärische Machtmittel verfügt, daß sein Name nicht sonderlich weit bekannt geworden war. Da hier nur die Machtfrage entscheidet, so mußte unser Ansehen weit hinter dem Ngillas zurückstehen.

Am Morgen des 21. erwarteten uns zehn Kanus unten am sandigen Ufer des Flusses. Die Sonne war kaum aufgegangen, als wir zu zehn bis zwölf in den großen, ausgehöhlten Baumstämmen Platz nahmen. Vorn und hinten stand je ein Batschenga-Mann mit langer Stange bewaffnet als Fährmann im Boot. Zwei kurze Paddeln lagen zur Hand, die, wenn das Wasser tiefer wurde, an die Stelle der Stangen traten. Durch die Fälle und Inseln war die Strömung im Flusse eine sehr wechselnde. Zunächst ging es ein ganzes Stück stromauf, bis wir an die eigentliche Fahrrinne kamen, wo tausend das Wasser daherschloß, so daß die Fährleute mit dem Aufgebot aller Kräfte rudern mußten, um das Kanu nicht gar zu sehr abtreiben zu lassen, dann kam wieder ruhiges Wasser, es ging stromauf, und mehrmals wiederholte sich dies, bis wir schließlich nach wohl zwanzig Minuten am anderen Ufer im hohen Schilf landeten.

Nur wenig betreten war der schmale Pfad, der uns durch weite, niedrige Grassteppen langsam bergauf einem nahen, hohen Rücken zuführte, auf dem, wie wir gehört hatten, die Bati-Leute, die bereits Ngilla untertan waren, ihre Siedelungen hatten. Herrlich marschierte es sich durch die taufrische, wellige Steppe, und zu beiden Seiten des Weges erblickten wir große, oft 200 bis 300 Stück zählende Rudel von Antilopen. Ruhig ästen die schlanken, braunen Tiere, nur hin und wieder erhoben sie unruhig die Köpfe, um die ungewohnte Menschenchar anzustauen. Hin und wieder suchte auch wohl ein Trupp, der gar zu nahe am Wege plötzlich überrascht war, das Weite. Zahlreiche Fischadler zogen über dem klaren Flußspiegel ihre Kreise. Schlankke Reiher saßen, aufmerksam in das Wasser spähend, auf den trockenen Ästen der Bäume am Fluß. Hin und wieder eilte ein Marder oder Wiesel über den Weg, und Zimmermann behauptete sogar, mehrere Büffel gesehen zu haben. Aber der Jagdeifer mußte gezügelt werden, denn gar zu leicht konnten unsere Schüsse die scheuen Eingeborenen erschrecken und zu Mißverständnissen Veranlassung geben, die dann schwer wieder gutzumachen gewesen wären. Friedlich hieß es vordringen, wenn wir mit unserer kleinen Schar bis zu Ngilla kommen wollten. Von der Hügelkette ungefähr 2 Stunden jenseits des Flusses bot sich uns noch einmal ein herrlicher Ausblick über das weite Flußtal mit den Siedelungen und schwarzen

Feldern am anderen Ufer, mit der unendlichen, wildbelebten Steppe diesseits und den prächtigen wildbewegten Fällen im Hintergrunde. Dann kamen wir in dichten Wald. Scheue, schwarze Menschen lugten aus den Büschen und kamen auf das Winken und Rufen der Führer, die uns Ewuna mitgegeben hatte, nur schüchtern herbei. Wir versicherten sie unserer Freundschaft, und sie baten uns zu halten, bis sie Tungele benachrichtigt hätten. So hieß der Häuptling, der uns bald an der Spitze von wohl hundert, mit Speer und Bogen bewaffneten, hochgewachsenen Leuten entgegenkam. Er trug ein langes Haussa-Hemd, Sandalen an den Füßen und war reich mit Lederringen an Armen und Füßen geschmückt. Mit freundlichem Gesichte führte er uns in sein Dorf, das auf einer Lichtung mitten von dichtem, niederen Busch, wie von einem festen Verhau umgeben, gelegen war. Es bestand aus wohl vierzig kleinen, bienenkorbartigen, aus Gras geflochtenen runden Hütten und sechs sehr schönen, großen, hohen, runden Häusern, deren runde Wand aus Lehm hergerichtet war, und ein hohes, oben spitzes Grasdach trug. Der Lehm Boden war sauber gestampft, eine Wand teilte das Ganze in zwei Räume, die einen angenehm kühlen Aufenthalt gewährten.

Von allen Seiten kamen die Bati-Leute herbei, um die Europäer in Tungeles Dorf zu schauen. Es waren hochgewachsene, sehr schön gebaute Leute mit regelmäßigen, ansprechenden Gesichtszügen, gingen aber meist fast nackt. Die Frauen waren mit ihren schlanken Gliedern und der wohlgepflegten Haut geradezu schön zu nennen. Ich konnte es mir vorstellen, daß die Sklaven aus diesen Gegenden in den muhammedanischen Teilen Adamauas besonders beliebt waren und Ngilla deshalb fortwährend Raubzüge in die Bati-Länder unternahm. Anlaß hierzu gaben ihm meist, wie mir Tungele erzählte, angeblich nicht ausgeführte Anordnungen. Ngilla beherrschte tatsächlich das ganze Land zwischen Mbam und Sanaga, hatte überall feste Stationen angelegt, von denen aus die Wutes der Besatzung schrankenlos schalteten und walteten. Wurde den übermütigen Befehlen der Krieger Ngillas in den Bati-Dörfern nicht sofort Folge geleistet, gab dies einen erwünschten Anlaß für einen Raubzug größeren Stils in diese Gegend, wobei rücksichtslos alle Batis, soweit sie sich nicht durch die Flucht retten konnten, in die Sklaverei fortgeschleppt wurden. Diejenigen Bati-Männer, die sich und ihre Habe den fortwährenden Übergriffen und Räubereien der Ngilla-Leute nicht aussetzen wollten, hatten sich in das Dickicht der Waldungen zurückgezogen, ihre Dörfer mit Verhauen umgeben und führten hier ein unruhiges, unstätes Leben, da sie stets die Waffen in der Hand haben und eines Überfalles von seiten Ngillas gewärtig sein mußten. Die stetige Unruhe, die

sie auch an einem geordneten Feldbau hinderte und ihnen alle Lebensfreudigkeit nahm, führte mit der Zeit dazu, daß sich auch die unruhigsten Elemente der Wute-Herrschaft unterwarfen. So hatte auch Tungele erst in der letzten Zeit, wie er mir erzählte, die Herrschaft Ngillas wirklich anerkannt und war von ihm mit dem Haussa-Gewand, das er stolz trug, und einem gut gearbeiteten Dolch, den er mir zeigte, belohnt worden. Tungele schickte sofort nach unserer Ankunft eilende Boten nach Ngilla-Stadt, um dem Häuptlinge unsere Ankunft zu melden.

Der Vormarsch nach Norden von hier führte zunächst durch mehr oder minder dicht verwachsene Waldstrecken, über sumpfige Wiesen an den Allau-Fluß, der bereits dem Mbam, dem größten Nebenflusse des Sanaga, zueilt und auf einem großen Baumstamme überschritten wurde. Überall auf den weiten Steppen sahen wir wieder zahlreiche Antilopenherden. Zu Hunderten grasten die gelbbraunen, unten weiß gefärbten Ballahs in den lichtbewaldeten Tälern und an den bebuchten Bergabhängen.

Ich kam auf zwei der Tiere zum Schuß. Der mittelgroße, gazellenartig gebaute Bock hat lange, weit ausgelegte, stark geknotete, im Raume S-förmig nach hinten gebogene und mit den geraden Spitzen einander wieder zustrebende Hörner, während das weibliche Tier sehr stark im Wildpret, aber ungehört ist. In Afrika, wo ja bekanntlich die Hirsche fehlen, bilden die Antilopen, die ihre Hörner zeitlebens tragen, die gesuchteste Jagdbeute für den Waidmann, nicht nur wegen des saftigen, schön durchwachsenen Wildprets, das auf Expeditionen durch Länder, in denen es kein Rindvieh gibt, zur Verpflegung besonders erwünscht ist, sondern auch wegen der so verschieden geformten Gehörne, die in ihrer großen Mannigfaltigkeit den Stolz jedes afrikaniſchen Jägers ausmachen. In Kamerun findet man die verschiedensten Arten und Formen vertreten, von dem kleinen, nicht viel über stecknadellangen Horngebilde des zarten Zwergantilopenbocks im Busch bis zu dem oft meterlangen, herrlichen Kopfschmuck des Wasserbocks aus der sumpfigen Niederung. Wenn ich jetzt daheim in meinem Arbeitszimmer sitze, so spricht ein jedes der lieben, von draußen mitgebrachten Schmuckstücke ein beredtes Wort zu mir von manchem mühsamen Bürschgange in dichtem Wald, von einem glücklichen Schuß vom Pferde in ein Rudel plötzlich aufspringender Hornträger an breiter, bequemer Straße in den weiten Steppen Nordkameruns. Ein ander Horn erinnert an stundenlanges, mühsames Klettern bergauf in den Felsen hoch oben im Gebirge. Daneben das schöne, starke, 70 cm lange, regelmäßig gewulstete, nach hinten etwas breit gedrückte Gehörn mit den glatten, runden Spitzen spricht von

langem, weiten Suchen im schwarzen Sumpf und dichten Busch. Bis an die Schultern gings im Wasser über Wurzeln und Bambusstauden, tief geduckt unter den Zweigen hindurch, die beinahe bis aufs Wasser reichten, mit Schlamm bedeckt, vorwärts bis zum Schusse, der dem über 7 Zentner schweren, tiefdunklen Wasserbock das Leben kostete.

Wie durch einen Garten Gottes zogen wir heute dahin. Wohl waren die Tiere, als meine Schüsse durch die stille Natur dröhnten, scharenweis flüchtig geworden und setzten mit hohen Sprüngen durch das niedere Gras dahin, bis sie ein Bambusgehölz oder einen Busch erreichten, wo sie, neugierig äugend, stehen blieben, um bald wieder beruhigt aus dem Dickicht herauszutreten und mit gesenkten Köpfen von dem saftigen, jungen Grase weiter zu äsen. Wohl freischten am Wasser die Affen laut auf, als Zentner mitten aus einer Schar einen besonders schönen, langbehaarten Kerl herausholte, aber immer wieder wenige Minuten, wenige hundert Meter weiter dasselbe Bild des größten Wildreichtums. Überall die breiten Fährten der Elefanten. Von

Wohlhabender Haussa-Mann.

dem Sohleneindruck hoben sich deutlich die vier großen Zehen ab. Wurde das Gras höher, so sah man, namentlich am Wasser, betretene Wildwechsel und wie breite Heerstraßen zwischen den schmalen Pfaden den Weg, den die gewaltigen Dickhäuter gezogen waren. Namentlich die Spuren junger Elefantenkälber, die ich hier zum ersten Male sah, erregten meine Aufmerksamkeit. Aus der verschiedenen Tiefe der Eindrücke konnte man, abgesehen von der Sohlenbreite, auch auf die verschiedene Schwere der Tiere schließen. Rechts und links von dem breiten, tief eingetretenen Pfade führten überall die kleinen Spuren seitlich in Busch und

Feld hinein und zeigten, wie die munteren kleinen Gesellen sich, um ein frisches Blatt oder ein grünes saftiges Gras zu erhaschen, von den bedächtig in langer Reihe dahinschreitenden älteren Tieren getrennt hatten. Die mir schon von Jaunde her wohlbekannten Spuren von Leoparden und Wildkazen fehlten nirgends. Ziehen die Pallahs in Rudeln dahin, so hat meist ein altes erfahrenes Leittier die Führung übernommen. Sorglos trotten die jungen Böcke hinterdrein, bis ein schnaubendes Verhoffen des fein witternden Leittieres das Rudel vor uns warnt. Mächtig kam die Jagdpassion über mich, aber es hieß vorwärts, und mit meinen mehrmals auf dem Marsche abgegebenen Schüssen holte ich mir heute nichts mehr als einen sehr schönen Falken, der dicht über uns kreiste, und erweckte durch diesen Zufallstreffer mit der Kugel ein jubelndes Halloh der gesamten Träger, das gleich darauf zu einem wahren Triumphgeschrei answoll, als von hinten her die Kunde kam, daß Zimmermann einen starken Büffel geschossen habe und mich deshalb ein wenig zu rasten bat. Es war ein ungefähr sieben Zentner schwerer, mir eigentlich recht klein erscheinender roter Wildbüffel. Es war das erste Tier dieser Gattung, das ich sah, und es entsprach gar nicht meiner Vorstellung von dem Tiere, das ich aus allen Afrika-Reisebeschreibungen kannte, von dessen gewaltiger Kraft, Bösartigkeit und Hinterlist ich so viel gehört hatte. Zimmermanns Jaundes hinten hatten zwei große rote Tiere dicht am Wege durch den Busch trotten sehen und Zimmermann hatte mit einem guten Blattschuß aus seiner schweren Büchse das eine Tier auf kaum 10 m Entfernung gestreckt. Das Gehörn fiel mir durch die Breite seiner in der Stirnmitte sich beinahe berührenden Wurzeln auf, doch war es, dem ganzen Bau des Tieres entsprechend, recht klein, nur waren seine Spitzen für ein Rindergehörn auffallend steil nach oben gestellt. Im Nu war das Tier zermürt; jeder, der zugreifen konnte, belud sich mit einem möglichst großen Stück Fleisch, und abends wurde im Bati-Lager bei Wunabella geradezu im Fleisch geschlemmt. Ich selbst hatte mir von meinem braven Aman Sudani den Brägen tadellos zubereiten lassen, und auch die Lebern der Antilopen mundeten nebst frischem Jams vorzüglich. Ein saftiges Stück Büffelfleisch hatten wir gehörig kochen lassen, eine vorsichtigerweise mitgenommene Kruke feinsten Düsseldorfer Mostrichs war zur Feier des Tages aufgemacht worden, und wir konnten uns von dem herrlichen Rindfleisch, das wir seit unserer Anwesenheit im Abo-Lager nicht mehr gegessen hatten, kaum trennen.

Vom 24. August bis zum 2. September dauerte unser Aufenthalt in Ngilla-Stadt. Stundenlang waren wir, nachdem wir Wunabella,

Die Nachfigal-Schnellen im Sanaga.

die letzte Bati-Niederlassung, verlassen hatten, durch dichten gebirgigen Wald, vielfach durch Sümpfe und weite, mit hohem Gras bedeckte Steppen marschirt, bis wir gegen 1 Uhr im Tale, wie in einem großen weiten Kessel, die Stadt mit ihren runden Hütten liegen sahen. Aber fast noch eine Stunde mußten wir im glühenden Sonnenbrande, auf breiter ausgetretener Straße, durch wohlbebaute Mais- und Durrahfelder marschieren, bis wir an die ersten großen Häuser herankamen. Hatten wir oben im Berge auf ein Meer spitzer Strohdächer geschaut, so traten wir jetzt in ein Labyrinth von dicht nebeneinanderstehenden großen, schön gearbeiteten Lehmhäusern ein. Zahllose schmutzige, ganz nackte Kinder lagen überall in der Sonne, schöne Schafe und Ziegen liefen herum, Hunde huschten bei unserem Herannahen scheu in die Türen hinein, standen hier still und kläfften uns unmutig an, und Hühner suchten flügelschlagend das Weite. Ein Esel kam heran und beschnupperte mich neugierig. Wir zwängten uns zwischen den Häusern hindurch und folgten einem betretenen Fußpfade bis auf den großen, mitten in der Stadt gelegenen, wohl 200 m langen und 50 m breiten Marktplatz. Da galoppierten, munter ausschlagend, mehrere Pferde vor uns her. Verschiedene Männer rannten mit Schild und Speer, augenscheinlich sehr überrascht, ihnen nach, aber erst als wir unser Gepäck abgelegt hatten und ich auf meinem Feldstuhl saß, um geduldig der Dinge zu warten, die da kommen sollten, erschienen aus einem nahen Gehöft, das mit einem hohen Mattenzaun umgeben war, mehrere ältere Männer mit weißen Bärten in langen schmutzigen, zerrissenen blauen Toben und sagten uns, daß Ngilla selbst auf einem Kriegszuge in Balinga abwesend sei und daß fast sein ganzes Volk ihn begleitet habe. Es seien ihm aber bereits Boten nachgeschickt, um unsere Ankunft zu melden, und wir sollten es uns doch nur bis dahin bequem machen. Es waren Haussa-Händler, die, wie sie uns erzählten, von Tibati hierher gekommen waren und nun in meinem Befreiten Mamadu einen alten Bekannten aus Kanu begrüßten. Plötzlich hörten wir von einem Berge herunter lautes Pauken, und bald kam ein wüst aussehender Kerl im Haussa-Hemd mit einem roten Fes auf dem Kopfe, mehrere Speere in der Hand, uns entgegengesprengt, während seine Begleiter in wilden Sprüngen um ihn herumtanzten, ihre Gewehre abschossen und fortwährend laut „Dem lem (gut) nasalla ako“ (der weiße Mann ist gekommen) riefen. Sie zerrten einen großen Schafbock an einem langen Strick hinter sich her, und mehrere kahlgeschorene, unbewaffnete, fast nackte Sklaven schleppten große Krüge mit Durrahbier heran. Der finstere Geselle, der sein kleines Pferd vor mir fortwährend im Maule

riß, mit den Speeren über den Kopf schlug und so zu allen möglichen Kapriolen anstachelte, stellte sich als Ngillas Bruder vor und wies uns einen aus zehn Hütten bestehenden sich um einen freien Platz gruppierenden Kraal an, in dem wir Quartier nehmen sollten. Während ich die zum Lagern nötigen Anweisungen gab, entfernte er sich wieder. Inzwischen kamen von allen Seiten Neugierige, allerdings meist Weiber und Kinder, aber auch einige alte Hauffas und Butes, herbei, um unseren Einrichtungen mit vielem Vergnügen zuzusehen und namentlich das Ablösen der Posten jedesmal mit lautem Jubel zu begrüßen.

Die Häuser waren sehr geräumig und kühl, der Boden sorgfältig gestampft. In einem Kreis von 3 m bis 6 m Durchmesser hatte man Lehmwände von Manneshöhe errichtet, in der Mitte des Ganzen stand ein starker Baumstamm aufgerichtet, von dessen Spitze aus dicke Palmenstübs, die an der Innenwand festgebunden waren, als Unterlage für ein festes, sehr kunstvoll gearbeitetes Grasdach dienten. Die Türen waren hoch und fest, Fenster fehlten überhaupt, so daß das Ganze zwar einen angenehmen kühlen, aber recht dunklen Aufenthalt gewährte. Neben dem großen Ngilla-Dorf, das damals wohl aus 1500 großen Hütten bestand, lag ein kleines Hauffa-Dorf. Hier hatten diese Händler Zentral- und Westafrikas ihre südlichste Station. Ihre Frauen und Kinder versahen uns bis zu Ngillas Ankunft, die erst nach drei Tagen erfolgte, mit den nötigen Lebensmitteln. Der wackere Bruder Ngillas brachte mir jeden Tag einen Schafbock oder Hammel und mehrere Krüge Bier. Die Hauffas nahmen unsere Zeuge, Perlen und namentlich Feuersteine sehr gern und haben, da sie ja die Preise machen konnten, weil anderswo nichts zu bekommen war, sicher später mit dem, was sie von uns erpreßten, ein vorzügliches Geschäft gemacht.

Überall im Tschadsee-Gebiet, am Niger und in ganz Adamaua, in allen Fullah-Staaten, finden wir die Hauffas; nicht nur als Händler, sondern auch als Handwerker und oft sogar in Hofchargen; bei den heidnischen Völkern sind sie Lehrer und Träger aller höheren Kultur. Zu Ngilla kommen die Hauffas von Tibati aus und bewohnen ihr eigenes aus Bienenkörben bestehendes Dorf. Sie bringen Pferde, Esel und alle europäischen Artikel, die sie aus den Faktoreien der Royal-Niger-Company am Benué kaufen, mit und tauschen sie gegen Sklaven und Elfenbein ein. Daneben betreiben sie aber mit ihren Frauen und Sklaven eine große Landwirtschaft, die nicht nur sie selbst ernährt, sondern von deren Erzeugnissen sie sogar noch an die Eingeborenen weiter verhandeln. Sie verstehen es, besonders wohlschmeckende Fuffu-Kuchen aus Mehl herzustellen, Durrahbier und Mimbo (Palmwein) zu brauen.

Die Frauen züchten Hühner und machen Kapaunen fett, nähen für die eingeborenen Weiber und wissen sich, mit allen möglichen Hausmitteln vertraut, unentbehrlich zu machen. Die Männer lehren die Wutes Schmiede- und Lederarbeiten, nähen Koransprüche in die Kleider, die als Amulette gelten, rasieren die Männer, frisieren die Frauen, schießen mit giftigen Speeren aus ihren Borderladern Elefanten und sind als kluge Ratgeber in Krieg und Frieden nützlich und wert. Sie waren es, die den an sich ganz rohen und auf recht niedriger Kulturstufe stehenden Wutes einen gewissen Stempel höherer Kultur aufgedrückt hatten.

Ich hatte mich am Morgen des 27. August kaum erhoben, als zwei Reiter auf gut gezäumten Pferden, ganz und gar in Hausfa-Gewänder gehüllt, das Gesicht mit dem Litham umwickelt, vor mein Haus gesprengt kamen und mir Ngillas Ankunft meldeten. Schon die ganze Nacht hatten dumpf die Trommeln gewirbelt, und fortwährend waren, wie mir die Leute der Wache gemeldet hatten, Menschen in die Stadt eingezogen. Als ich mich, von Zimmermann und Zenker begleitet, mit einer Sudanesen-Eskorte nach dem Marktplatz aufmachte, da war die Stadt, soweit man sehen konnte, voll von Menschen. Überall standen Bewaffnete herum, untersezte kräftige Gestalten mit rohen Gesichtern, kurzem, breitem, nach vorn gekämmtem Kinnbart, die Haare mit einem Scheitel in der Mitte versehen, dann in einzelne Zöpfe geflochten und mit Palmöl gefettet, zur Seite gestellt, so daß sie wie ein breiter Helm das Gesicht umrahmten. Die Zähne waren spitz gefeilt; um den Leib trug die ärmere Bevölkerung einen Lendenschurz aus Tuch oder Rindenbast, während die meisten der Leute aus Ngillas Umgebung in lange Hausfa-Gewänder gehüllt waren. Die Bewaffnung bildeten Speer, Schild, Bogen und ein Lederköcher voll Pfeile. Um die linke Handwurzel trugen sämtliche Bogenschützen einen breiten, ledernen Schutzing, der die Adern gegen das Zurückschnellen der Sehne nach dem Schuß schützen sollte. Auf der rechten Hand hatte jeder Mann, auch wenn er nicht den Bogen führte, einen eisernen Spannring, der in einer dolchartigen Spitze endete. Mehrere Messer am Oberarm oder im Hüftgurt und vielfach eine kurze Holzkeule vervollständigten die Ausrüstung. Breitbeinig, fest und sicher, ihrer Kraft sich bewußt, standen sie da und sahen dreist unserem Aufmarsch zu.

Ngilla empfing uns, vor einer offenen Hütte auf dem Marktplatz sitzend. Rundum standen, schwarzen Mauern gleich, seine Krieger, hin und wieder ragte ein besonders gekleideter Führer mit roten Federn im Haar aus der Schar seiner Leute hervor. Totenstill war es, als wir kamen, nur Ngilla hörte man sprechen, der an seine ihn umgebenden

Großen, die an der Erde kauerten, während er auf einem niedrigen Ruhebett saß, mit scharfer, kurzer Stimme Befehle erteilte. Gebückt erhob sich dann der Angesprochene und eilte in langen Schritten fort, um den Befehl seines Königs auszuführen. Als die Sudanesen präsentierten und ich, von dem Haussa-Dolmetscher Mamadu begleitet, mit Zenker und Zimmermann vor Ngilla hintrat, um ihm die Hand zu reichen, da rief er mir ein lautes „Vem“ als Willkommen entgegen, und ich antwortete mit „Vem ako“ (wörtlich: gut ist vorhanden). Wir reichten uns die Hände, und ringsum brachen die Scharen seiner Leute in ein donnerndes „Jade, jade“ (Beifallsbezeugung) aus. Während sie mit beiden Beinen in die Höhe sprangen und mit den Speeren gegen die mannhohen Büffelschilde schlugen, so daß es dröhnend und klirrend zum Himmel hallte, während in höchsten Kehllauten wohl hundert Weiber mit vor den Mund gehaltenen Händen hinter dem Häuptling gleichfalls ihr „Jade“ freischten, donnerten die schweren Vorderlader, und die Reiter in ihren bunten Verhüllungen schlugen und spornten die Pferde, daß sie wild stiegen. Dumpf klangen die Töne riesiger Elfenbeinhörner, die vier Neger mit Aufbietung aller ihrer Lungenkräfte neben Ngilla bliesen, in das Dröhnen der großen Pauken, Pfeile flogen in die Luft, Speere wurden hochgeworfen, nackte Arme schwangen jubelnd die blanken, langen, breiten Schwerter, kurz es war ein eindrucksvolles Bild, wie ich es kaum wieder geschaut habe. Halb wild, halb orientalisches kultiviert, ein afrikanischer König im Bewußtsein seiner Kraft inmitten seines Volkes!

Ich setzte mich neben Ngilla. Er war ein vielleicht dreißig Jahre alter kräftiger Mann. Er trug ein blaues langes Haussa-Kleid; seine kurzen wolligen Haare, seine Haut, die Hände und Füße waren wohlgepflegt, so daß sein Aussehen kein unsympathisches war. Auf seine Bitte, ihm meine Soldaten vorzuführen, ließ ich Bachid zum Sammeln blasen. Klar und durchdringend hallten die Signale durch die Stadt dahin. Mit dem Gewehr in der Hand kamen meine Leute herbeigestürzt und traten in zwei Gliedern nach der Größe an, der riesige Abdallah Hidvois am Flügel. Die Sudanesen in ihrer Ruhe, ganz nach europäischer Art gekleidet, machten den Wutes augenscheinlich gewaltigen Eindruck. Dann kurze, scharfe Kommandos, das Einsetzen der Gewehre in die Schultern, die Griffe der Hände an Schloß und Kolben, sonst Totenstille! Kurze Wendungen, einige Marschbewegungen und fest wie die Mauern stand die kleine Schar inmitten der Tausende, die, als „Das Gewehr ab!“ ertönt war, jubelnd in laute Beifallsrufe ausbrachen. Ngilla war sichtlich erstaunt; er wollte noch mehr sehen, aber

ich bedeutete ihm, daß wir noch mehrere Tage blieben und daß es für heute genug sei. Betschauisch Osman übernahm das Kommando. Eine kurze Wendung, und mit festem Tritt, geschlossen, marschierte die kleine Schar in das Quartier zurück. Ich erhob mich, reichte Ngilla die Hand, und unter dem Eindruck des militärischen Schauspiels verließen wir den Kreis der Wutes. Noch lange waren diese um ihren Häuptling versammelt. Gegen Mittag kam als Bote Ngillas sein einäugiger Feldhauptmann Gimene. Ihm folgten Sklaven mit großen Körben voll Hühnern, Mehl und süßen Bananen, sowie mit drei Schafböcken als Geschenk für uns Europäer. Große Krüge mit Durrabier, mächtige Töpfe mit gekochtem Elefanten- und Büffelfleisch, Brote aus warmem Fuffu (Maismehl und Durrahmehl mit Wasser gekocht) und grünem Gemüse aus Koko und Kassadablättern wurden herbeigeschafft. Beinahe zu viel war es für meine Leute, und oft teilten sie mit Ngilla-Leuten, die jetzt von allen Seiten herbeikamen und Kleinigkeiten, wie gutgearbeitete Haarpfeile, schöne Armringe aus Leder, Sandalen und vielfach Meerschweinchen, welche die Soldaten sehr gern essen, zum Kauf anboten. Auch mit den Schönen des Landes schlossen meine Leute Freundschaft, und als dann abends der Häuptling einige Hundert seiner Frauen zum Tanz schickte, da war des Jubels kein Ende. Es war eine Freude, die wohlgebauten, kräftigen Wute-Weiber zu sehen. Nur kleine Schurzelle bedeckten ihre Hüften, sie stampften mit den Füßen beim Tanz den Boden, während sie mit den Händen klatschten und mit hellen Kehllauten muntere Lieder sangen, deren Refrain sich stets wiederholte. Zwei bis drei sprangen aus dem Kreise, in die Mitte kunstvoll vorwärts schaffierend und dann rückwärts tretend, bis sie die kreisenden und singenden Reihen wieder erreichten, wo sie, mit den Händen abgestoßen, vorwärts flogen, bis andere im gleichmäßigen Wechsel aus der Reihe traten und sie ablösten. Noch spät, als ich im Hause lag, tönte draußen das „Hehe hehe Ngilla wudia“ (Warum muß Ngilla sterben) der Wute-Weiber, unter die sich längst meine Leute gemischt hatten, die mittanzten und mitkreischten nach echter Wey-Jungen-Art.

Am anderen Tage früh morgens ging ich wieder zu Ngilla, der nun seine Geschenke erhielt. Mehrere Stücke Samt und Seide, einige wollene Decken, Borderladergewehre, Pulver, Haumesser, Salz und eine Spieluhr waren die Hauptartikel, aber auch Nadel und Faden, kleine Schellen, Hand- und Fußringe, Nägel, Scheren und Spiegel wurden gern genommen. Herr Zenker machte Ngilla als Leiter der Jaunde-Station gleichfalls Geschenke und versicherte ihn guter Nachbarschaft, während ich ihm die Freundschaft des Gouverneurs zusagte, wenn er sich

der Einfälle in das Stationsgebiet enthielte. Ngilla sagte wieder und wieder „Lem“, versicherte, daß der Nasalla (weiße Mann) sein bester Freund sei, wußte aber gleichzeitig nach echter Negerart eine Uhr, die er bei mir sah, als Besiegelung dieses Freundschaftsaktes zu erpressen. Überhaupt musterte er, nachdem er nun seine Geschenke erhalten hatte, alles, was wir an und mit uns trugen, mit begehrliehen Blicken und kam, sobald er etwas schickte oder einen von uns sah, mit neuen Bitten und Anliegen. Am Nachmittag schossen Zenker, Zimmermann und ich nach aufgestellten Zielen, und auch die Soldaten führten vor dem stauenden Volk ein Schützengefecht auf. Der dritte Tag nach der Ankunft des Häuptlings war für ein großes Kampfspiel der Wutes in Aussicht genommen, Ngilla wollte uns seine gesamte Streitmacht zeigen.

Am frühen Morgen kamen von allen Seiten in größeren und kleineren Abteilungen in vollem Waffenschmuck die Wute-Krieger herbei. Gegen Mittag tönten die Pauken, und Ngilla ließ uns auf den Marktplatz laden. Wohl drei- bis viertausend Wutes waren zur Stelle. In zwei langen Reihen, viele Glieder tief, standen sie da. Ganz vorn die ausgesuchtesten Krieger mit den mannshohen Schilden aus Büffelfell, die fast die ganze Gestalt des Kämpfers deckten und rechts und links mit langen Pferdeschweifen geziert waren. Viele waren mit Nägeln und Messing kunstvoll beschlagen. Die bunten Federn auf den Köpfen der schildbewehrten Speerkämpfer in vorderster Linie nickten, wie sie sich selbstbewußt im Kreise umschauten. Sie waren die Hopliten, der Kern von Ngillas Streitmacht; das wußten sie und führten meist nur das blanke Schwert als Waffe in der Hand. In gesonderten Abteilungen standen hinter ihnen die Gewehrschützen, meist Bundesgenossen, Batis oder andere als Sklaven gefangene Bantus. Sie trugen eine Tasche aus Affenfell, in der sie Blei und Steine als Munition hatten, sowie ein Pulverhorn über die Schulter. Die Leute mit Pfeil und Bogen neben ihnen führten kleine Schilde und leichte Speere. Als Ngilla aus dem hohen Mattenzaun hervortrat, der den ganzen Königsbezirk im weiten Kreise umgiebt, begrüßte ihn donnerndes Geschrei der Seinen. Wieder dröhnten die Pauken, die Elfenbeinhörner erschallten. In dichten Scharen, sämtlich die Haare gleichmäßig frisiert, gleichfarbige Tuschschurze um die Lenden, mit breiten Perlschnüren um die Hüften, kamen händeklatschend wohl 200 junge Weiber hinter ihm aus dem Kraal und stellten sich, wie ein dunkler Kranz, hinter den weißbewandeten Hauffas und Alten auf. Ngilla setzte sich.

Mehrere weißbärtige Alte sprangen hinzu und stützten ihn. Zu des Häuptlings Füßen saß ein Riesenneger mit kahlgeschorenem Haupte.

ohne jeden Schmuck, das blanke Schwert über die Kniee gelegt — der Scharfrichter. Mit einem besonders schönen Elfenbeinhorn, drei Reiter-
speere in der Hand, mit hohen Haussa-Stiefeln und Sporen an den
Füßen, stand ein weißbärtiger Alter stets in seiner Nähe. Auffällig
war er stets um den König besorgt, hob die Steine vom Boden auf, be-
vor Ngilla den Fuß zur Erde setzte oder verscheuchte die Fliegen, wenn
eine auf des Königs schwarzen unbedeckten Kopf oder sein weißes Ge-
wand sich setzte. Es war Nangasiba, der Erzieher Ngillas. Er blies,
wenn es in das Gefecht ging, das Elfenbeinhorn und stand neben dem
König im Streite. Da war ein anderer Alter mit tiefer Narbe im
Nacken. Sein Kleid war über und über mit Koransprüchen benäht,
Büschel aus den Schwanzhaaren des Elefanten trug er in der Hand
und Wedel aus seltsamen Federn, mehrere Tonkrufen, die er an langen
Riemen über die Schulter trug, kennzeichneten ihn als Zauberer und
Medizinmann. Einst hatte er, die Etikette vergessend, vor Ngilla in
den Fuffu-Brei gelangt. Des Königs Messer hatte seinem Hals die
tiefe Narbe geschlagen, die dauernd von diesem Fehltritt gegen höfische
Etikette erzählte. Da standen bei den Pferden des Häuptlings mehrere
athletisch gebaute, junge unbekleidete Neger, die Haare auf der einen
Seite des Kopfes geschoren, mit Rotholz bemalt, jedes Winkes Ngillas
gewärtig. Es waren seine Läufer. Von Jugend auf trainiert, mit
besonders guten Lungen begabt, waren sie nicht nur schnell, sondern auch
ausdauernd auf große Entfernungen, wenn es galt, einen eiligen Befehl
Ngillas zu überbringen. Fast alle diese Leute seiner nächsten Umgebung
waren keine freien Wutes, sondern Sklaven, aber dem Häuptling unbe-
dingt ergeben und auch bei den Wutes gefürchtet, weil sie das Ohr des
Herrschers besaßen.

Noch immer kamen Dorfhäuptlinge an der Spitze ihrer Scharen;
weither, wie der Staub der Straße, der sie bedeckte, bewies. Eiligen
Laufes traten sie bis auf zehn Schritte an Ngilla heran, dann gingen sie,
die Hände auf die Knie gestützt, in gebückter Stellung auf den Häuptling
zu, knieten vor ihm nieder und reichten ihm niedergeschlagenen Auges die
Hand, was das Zeichen für ihre Leute war, in ein schallendes „Hehehe“
auszubrechen. Auf einen Wink Ngillas traten sie in die Reihen der
Streiter. Gimene, der Feldhauptmann, kam mit sechs Veritlenen heran-
gesprengt, kurz vor Ngilla parierten sie die Pferde mit der linken Hand,
während sie zur Begrüßung mit der rechten ihre Reiterlanzen schwenkten.

Nun begann der Kampfgesang. Langsam gingen beide Linien vor-
wärts. Einzelne Speerkämpfer sprangen mitten auf den Marktplatz
und führten unter dem Jubel beider Parteien ihre Scheinkämpfe auf,
indem sie bald vorgingen, bald zurückwichen, ihre Speere aufeinander

warfen, mit den Schilden sich deckten, mit dem bloßen Schwert zum Schluß aufeinander einhieben. Hinter den Schilden schlichen die Gewehr- und Pfeilschützen vor. Die Steinschloßbüchsen krachten, Qualm erfüllte die Luft, die Scharen waren bis dicht aneinander gerückt, da gab Ngilla ein Zeichen, und unter jubelnden Rufen stürzten sich einzeln die Weiber unter die Kämpfenden. In langen Sprüngen, vornüber geneigt, mit den Händen die Brust haltend, setzten sie über den Platz. Lang hinten die Beine streckend, mit ihren weiblichen abgerundeten Formen boten sie wirklich ein schönes Bild. Sie sollen im Kampfe die Krieger zu besonderem Mute anstacheln, Verwundete aus der Gefechtslinie tragen und Gefangene machen. Wieder ein Wink des Häuptlings; es trat eine Pause im Kampfe ein. Ngilla fragte, wie es mir gefallen habe, und Haussa-Sänger verkündeten rühmend seine Taten. Aber nur ein Augenblick der Erholung; schon liefen seine Boten, mit den Armen in die Seiten gestemmt, breitspurigen Schritts von Rotte zu Rotte und zogen die gesamte Streitmacht in einer Linie uns gegenüber zusammen. In ganzer Tiefe rückte nun Ngillas Volk, die Speerkämpfer voran, unter dröhnendem Schlachtgesange auf uns zu. Bis auf 40 Schritt ließ der Häuptling sie herankommen, dann erhob er sich und griff nach hinten. Man reichte ihm Speer und Schild. Brausend erscholl der Jubel seiner Leute. Seine Getreuen um sich, die sich sorglich vor ihm beugten, sprang der Häuptling mit langen Säßen vor, und die gewaltige, schwarze Masse seines Volkes wich langsam vor ihm zurück. Dann wich der König, hinter den Schild geduckt, Schritt um Schritt. Auge in Auge folgten ihm seine Leute. Jetzt hielt er und wandte sich um, seine Frauen umdrängten ihn, sein Volk rückte auf, und in wildem brausenden Anlauf führte er seine Krieger auf uns zu. Wie eine schwarze Woge, die mit weißem Gischt am Lande donnernd bricht, so kam die Schar schwarzer Leiber mit der weißgekleideten Königsschar in der Mitte bis dicht an uns herangerast. Vor mir warf Ngilla Schwert und Schild zu Boden, stand aufgerichtet inmitten seines jubelnden Volkes und reichte dem weißen Manne die Hand zum Freundschaftsbunde. Dann wurden die Waffen fortgehängt, und Spiel und Tanz vereinten das gesamte Wute-Volk bis zum Morgen.

Am 2. September verließen wir die Ngilla-Stadt, und nach drei schönen Jagdtagen an den Nachtigal-Fällen erreichten wir am 12. September die Jaunde-Station.

Viertes Kapitel.

ange und bange Tage in dem Bakoko-Walde.

Friedlicher Marsch durch Freundesland. — Von
den Bakokos überfallen. — Waldkämpfe. —
Verwundet zur Küste.

Jetzt hieß es zurück nach Kamerun. Aber nicht die Straße, auf der ich gekommen, gedachte ich zu ziehen, sondern einen neuen direkten Weg zur Küste zu suchen. Ich wollte quer durch das Bakoko-Gebiet nach der Edea-Station. Die Straße über Lolodorf nach Kribi und von da auf dem Wasserwege nach Kamerun stellt nämlich die Katheten eines rechtwinkligen Dreiecks dar, dessen Hypotenuse ein gerader Weg Jaunde—Edea—Kamerun-Stadt bilden würde. Diesen kurzen Weg hatte bereits Kund einschlagen wollen, war aber schon von den Grenz-Bakokos mit den Waffen in der Hand zurückgewiesen und so wieder auf die alte Straße abgedrängt worden. Morgen hatte einen anderen Weg durch das Bakoko-Gebiet, und zwar den Sanaga abwärts, erzwungen. Ramsay und Stetten waren ihm gefolgt. Alle drei hatten allerdings mit den Ein-

geborenen kämpfen müssen, aber in den letzten Jahren war der Handel von Edea aus von Dehane, Malimba und Klein-Batanga weit hinein in das Bakoko-Gebiet gedrungen. Die Missionierung hatte am unteren Sanaga gute Fortschritte gemacht, und ich glaubte, daß die Bakokos bereits den Nutzen eingesehen hätten, den ihnen ein offener Handelsweg durch ihr Gebiet in das Innere hinein bringen würde.

Wohlgemut brach ich am 20. September mit einer kleinen Schar und 82 Jaunde-Trägern von der Station aus nach Südwesten in das Voghe-Ja-Gebiet auf. Zonu hatte mir seinen Sohn Imbudu mitgegeben, der trefflich englisch sprach und bereits bei Kund und Morgen bedienstet gewesen war.

Nächst der Station führte der Weg durch felsiges Hochland, wo Busch und Gras wechselten, und am ersten Tage lagerten wir in einem großen Dorf in der Nähe des Elementen-Berges, der von der Jaunde-Station aus sichtbar ist und ein deutliches Wahrzeichen in der die Station umgebenden Bergwelt abgibt. Soldaten und Träger hatten beim Abmarsch von der Station je eine rote gestickte Kappe erhalten, die zum Einkauf von Verpflegung für drei Tage genügte. Die Jaundes brachten reichlich Pflanzen und Jams, und aus den Dörfern, die wir passierten, boten sich uns noch Leute als Träger zur Küste an, ein Zeichen, daß auch hier noch die Leute den Weg zur Küste durch Bakoko für unbedingt sicher hielten. Wir konnten scharf vorwärts marschieren, da für unsere wenigen Lasten mit Tauschwaren meist zwei oder drei Träger zur Verfügung standen. Ich hatte soviel Jaundes mitgenommen, um an der Küste einen ersten Versuch zu machen, Jaundes als Arbeiter im Gouvernementsdienste zu beschäftigen.

Am dritten Tage kamen wir in das große Dorf des Häuptlings Etangambele und hatten damit das Ciccum-Mwelle-Gebiet erreicht, d. h. wir befanden uns im Grenzgebiete zwischen Jaunde und Bakoko. Der Häuptling war ein gebückt einhersehrender Greis mit krallenartigen, unglaublich langen Fingernägeln, die auch hier, wie von Ballung schon erzählt, für ein besonderes Zeichen von Vornehmheit gelten. Der alte Herr empfing uns sehr freundlich und erzählte viel von Kund, der in seinem Dorfe genächtigt hatte, bevor er von den Ndoghebelas angegriffen und schwer verwundet wurde, so daß er nach Jaunde umkehren mußte. Etangambele versprach, mir auch Führer zu den Ndoghebesoll-Bakokos mitzugeben, von denen er wußte, daß sie direkt nach Dehane Handel trieben. Er meinte übrigens, daß uns seine Nachbarn, die Ndoghesens, mit denen er selbst auch bis vor kurzer Zeit in Unfrieden gelebt hatte, nicht würden freiwillig ihr Gebiet passieren lassen, und ermahnte eifrigst zur Vorsicht.

Die Ciccum-Mwelles bauen ihre Hütten bereits nach Bakoko-Art, indem sie für jedes einzelne Haus einen erhöhten Unterbau herstellen, auf dem sie Lehmwände errichten, die wieder ein Palmendach tragen. Die Lehmhütten, die viereckig sind — eine Eigentümlichkeit der Bauten im ganzen Bantu-Gebiet —, sind meist sauber gehalten und hübsch bemalt; sie gewährten auch bei dem *h e f t i g e n* Regen, der jetzt begann, einen schönen trockenen Aufenthalt.

Ich zog eine gute Hütte oft dem Zelt vor, das, wenn es naß geworden ist, namentlich wenn es wegen des Regens geschlossen wird, gar keinen rechten Luftwechsel gestattet. Die eigentliche Zeltdecke unter dem Überdach muß, um diesem Übelstande einigermaßen abzuhelpen, mit besonderen Ventilationsklappen versehen sein. Auf ein gutes Zelt kommt gerade in Kamerun, wo man im Walde bei der primitiven Bauart der Eingeborenenhütten und im Graslande wegen der streckenweise ganz fehlenden Bevölkerung oft auf ein solches angewiesen ist, sehr viel an. Im Freien zu schlafen, was oft viel angenehmer wäre, ist wegen der Fiebergefahr möglichst zu vermeiden.

Die Ciccum-Mwelles sind halb Jaundes und halb Bakokos, sprechen auch beide Sprachen gleich gut und heiraten oder verheiraten nach Jaunde oder Bakoko. Die Jaundes nennen die Bakokos schlechtweg Mwelles (das sind Fremde), wie sie auch die nach Osten an sie grenzenden Grasvölker mit demselben Namen bezeichnen, obwohl sie nach ihrer Stammesverwandtschaft mit den Bakoko-Mwelles in keiner Hinsicht etwas zu tun haben. Viele wirkliche Bakokos, die sich zu Handelszwecken bei Etangambe aufhielten, schlossen sich am 25. September unserer Expedition an. Sie waren meist kleiner wie die Jaundes, geschmeidig und kräftig gebaut und hatten oft wohlgebildete Gesichter; sie erinnern weit mehr an die Duallas, denen sie auch sprachlich stammverwandt sind, als an die Fan-Stämme, zu denen die Jaundes, Banes, Bulis und Pangues gehören. Besonders auffällig waren mir bei den Bakokos stets die scharfen Unterschiede in der Hautfärbung, die vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Schwarz wechselten. Auch die Bakokos haben wie die Jaundes wenig Bartwuchs, gehen fast nackt, scheinen aber mehr Wert auf gute Hautpflege zu legen, wie auf besonders kunstvolle Haartrachten, in denen die Jaundes sich auszeichnen.

Die nächsten zwei Tage marschierten wir durch engverwachsenes Waldland mit alten Lichtungen, in denen man noch deutlich die Spuren früherer Dorfstätten sah. Das ganze Gebiet war in den fortwährenden Kriegen zwischen Bakokos und Jaundes verödet und bildete jetzt den Tummelplatz zahlreicher Elefanten, die wir oft nachts trompeten

hörten, aber auch Büffel, große Antilopen und Leoparden waren zahlreich.

Ganz gegen meine Erwartung wurden wir gerade im Ndoghesens-Gebiet besonders freundlich von den Bakokos aufgenommen. Die Wege wurden jetzt, da der Boden sehr lehmhaltig ist und es fortwährend regnete, so glatt, daß es der größten Anstrengung bedurfte, um bei den oft sehr steilen Bergpassagen das Gleichgewicht zu bewahren.

Das Ndoghesens-Gebiet ist reich bevölkert und vorzüglich bebaut. Sehr viele Ölpalmen liefern das begehrte gelbe Fett, von dem die Bakoko-Männer und -Frauen meist über und über geradezu triefen. An Gewehren und Pulver scheint großer Reichtum zu sein. Tabak wird überall in den Dörfern gebaut. Affen- und Wildschädel liegen auf den Hütten und erinnern den Besitzer an manche glückliche Jagd. Viele schöne Ziegen und Schafe sahen wir beim Durchmarsch in den Dörfern. Wie in Jaunde werden die Tiere nachts zum Schutz gegen Raubtiere in hoch über dem Boden auf Pfählen gebaute Ställe getrieben. In den meisten Dörfern stehen aus Holz geschnitzte Fetische im Schatten eines Baumes oder in einem dichten Gebüsch, das ein Zaun oder eine Hecke umgibt. Ist jemand gestorben, so hängen sowohl die Jaundes als die Bakokos sein persönlich von ihm gebrauchtes Haus- und Feldgerät, seinen Hut, seine Pfeife, Töpfe, Körbe, Krüge an einem Pfahl vor der Hütte, in der er begraben ist, auf. Auch auf dem Wege begegneten wir oft Begräbnisplätzen, die sorgfältig reingehalten und auf ähnliche Art geschmückt waren. Die Bakokos sind besonders abergläubisch. Daher findet man vor jedem ihrer Dörfer alle möglichen Fetische oder merkwürdigen Zeichen. In den Boden gesteckte Hölzer, die alles Unglück bannen sollen, sind fast vor jeder Hütte. Kein Bakoko unternimmt ein Geschäft oder begibt sich auf eine Reise, ohne vorher Medizin gemacht oder Vorzeichen eingeholt zu haben.

Der Regen nahm mehr und mehr zu. Überall Berge und schmale Pfade, unendlicher dichter Wald und öfters kleinere oder größere Sumpfstrecken. Der Marsch wurde daher anstrengend und beschwerlich. Am 26. fanden wir erst spät nachmittags ein in zwei Reihen gebautes kleines Dorf inmitten junger Farmen, in dem wir Quartier nahmen. Wir waren sehr ermüdet, da wir die Wasserscheide zwischen Sanaga und Njong hatten überschritten und kurz vor dem Dorfe einen größeren Wasserlauf schwimmend passieren mußten. Durch und durch naß, begannen wir eiligst Feuer zu machen, um noch vor Einbruch der Nacht einigermaßen mit dem Trocknen unserer Sachen fertig zu werden. Gleichgültig schauten uns die Bakokos zu, die, überall Pfeife rauchend, die

schweren Borderlader über die Knie gelegt, vor ihren Hütten saßen. Man hätte glauben sollen, daß auf diese Leute, die vielfach noch nie einen Europäer gesehen hatten, das Erscheinen einer solchen Karawane einen gewaltigen Eindruck machen mußte. Aber sie waren finster und verschlossen und schienen unsere Anwesenheit kaum zu bemerken. Wohl kamen die Weiber und Kinder aus den Hütten und sahen dem Aufschlagen der Zelte für die Europäer zu, wohl kam der alte weißhaarige Häuptling mit seiner Pfeife im Munde und reichte mir bewillkommend die Hand, aber von einem Volksfest mit Spiel und Tanz wie in Jaunde, wenn eine Karawane passiert, ist hier keine Rede. Das ist aber auch an den vorhergegangenen Tagen nicht anders gewesen, und reichlich bringen die Leute Lebensmittel, auch Ziegen und Schafe. Der Häuptling saß lange mit mir und den Führern plaudernd am Feuer, bis der Koch zum Essen rief und ich, ermüdet von dem stundenlangen Laufen, schnell mein Huhn und meinen Reis gemeinsam mit Zimmermann verzehrte, dann noch einmal die Wache, welche heute Abdallah Bringi mit drei anderen Sudanesen beim Gepäck bezog, revidierte und im Zelte den Schlafanzug anzog, um vor dem Einschlafen noch etwas, auf dem Bette liegend, zu lesen. Draußen in der dunklen Nacht klatzte der Regen herab, und der Wind rauschte in den Wipfeln der hohen Bäume. Ich löschte den Lichtstumpf und dachte an die liebe Jaunde-Station, die nun schon sieben Tage hinter mir lag, an Edea, das ich bald zu erreichen hoffte, an die ferne Heimat und alle die Lieben zu Hause. Schneller und schneller jagten die Gedanken, mehr und mehr verschwamm das Gedachte, und allmählich sank ich in den Schlaf, aus dem mich erst ein wunderbares Geräusch erweckte. Was war das? Waren das nicht Männer im Zelt? Ich sprang auf und faßte nach dem Schatten, der mir im Traum erschienen war. Da — ein Knall, ein tausendfacher Widerhall, das Zelt war voll Rauch; ich wollte festhalten, wurde zur Erde gestoßen und sah, mich aufrichtend, noch zwei Männer im Dunkel der Nacht verschwinden.

Die Karawane war überfallen, denn draußen donnerten die schweren Borderlader der Bakokos, schrien und jammerten Verwundete. Die Schüsse im Zelt gingen zu früh los und fuhren, ohne Schaden anzurichten, oben durch das Doppeldach, wie Zimmermann feststellte, der eben mit den Leuten, die er hatte sammeln können, erschien.

Draußen wurde es still, die Soldaten lagen, wie es bei Nachtalarm vorgeschrieben ist und wie wir es so oft geübt haben, schußbereit mit dem Gewehr in der Hand, vielfach nackt, wie sie vom Feuer aufgesprungen waren, rund um das Zelt. Da tönte ein wildes Hohnlachen aus dem Walde. Es waren die verräterischen Bakokos, die frohlockend riefen,

daß keiner von der Karawane den morgenden Tag erleben solle. Eine Salve antwortete, deren Schall sich donnernd an den Bergwänden brach; aufs Geratewohl in die Nacht hineingefeuert, tat sie den tückischen Angreifern wohl nur wenig Schaden. Wir begannen, Licht zu machen im Zelt; es war angefüllt mit Verwundeten. Die Jaundes drängten sich wie eine Herde Schafe zusammen, klagten laut und gaben kaum so viel Raum, daß man zu den Verwundeten gelangen konnte. Draußen war es so dunkel, daß nichts zu sehen war, und wenn ein Soldat nach einem Kameraden suchte, den er vermißte, und einen Strohbrand anzündete, um im Dunkel der Nacht in dem Chaos von Häusern und Lasten sich vorwärts zu tasten, dann frachte es sofort von allen Seiten im Busch, bis er schleunigst die verräterische Fackel bei Seite warf und untätig das Morgengrauen abwartete.

Zimmermann sitzt mitten im Zelt und verbindet bei einem Lichtstumpf die Verwundeten, die sich von allen Seiten herbeidrängen. Als der Morgen graut, sehen wir, daß fünf Soldaten tot, zwölf mehr oder weniger schwer verwundet sind. Die Bakofos haben überall auf die arglos bei ihnen in den Hütten rund um die Feuer schlafenden Leute geschossen. Jetzt sind sie verschwunden, und totenstill liegt der Wald da. Blutlachen im Dorfe, Leichen mit verzerrten Gesichtern in und vor den Häusern und, wie eine Schar verschüchterter Vögel, nebeneinander gekauert bei den Lasten die Jaunde-Träger. Noch immer klatscht der Regen vom Himmel. Alles grau in grau. Aber wir müssen weiter unter allen Umständen, darüber sind ich und Zimmermann uns klar. Noch haben wir einige 40 kampffähige Soldaten. Die Toten müssen begraben werden, und Sudanese-Posten werden rund um das Dorf in den Wald vorgetrieben, damit wir bei der traurigen Arbeit nicht etwa gestört werden. In der größten Hütte wird ein breites Grab von den Jaundes, die zitternd und zagend diese Arbeit ausführen, aufgeworfen. Da liegen sie nebeneinander, die wackeren Jungen, die am Morgen noch so lebensfroh ausgezogen waren, am Abend noch so vergnügt um die Feuer gesessen und geschwätzt hatten. Es wird mir weh um das Herz — „schnell tritt der Tod den Menschen an!“ dann hinein in die feuchte, kühle Gruft. Das Grab wird zugeschaufelt, der Erdboden gleichgemacht und die Spuren sorgfältig verwischt, um einer Leichenschändung vorzubeugen, denn die Bakofos sollen, wie man mir sagt, Menschenfresser sein, eine Behauptung, der ich allerdings damals noch etwas skeptisch gegenüberstand. Nun werden die Lasten neu verteilt; Imbudu und Mbong, meine beiden Jaunde-Headsleute, ermahnen ihre Leute tüchtig, aufzubleiben und keine Angst zu haben, falls geschossen werden sollte. Sie

haben sich stolz mit den Gewehren und Patronentaschen der gefallen Soldaten ausgerüstet, auch anderen Jaundes noch Gewehre gegeben und erklären mir wieder und wieder, daß ihre Landsleute nur Angst hätten, weil sie den Bakokos wie Weiber gegenüberständen, ohne Gewehr oder Speer in der Hand. Daß sie sich sonst vor den Bakokos nicht fürchteten, hätte ich ja an den vielen niedergebrannten Dörfern hinter Ciccum-Mwelle gesehen. Nun sind die Lasten aufgenommen, vorn sechs Wey-Soldaten, dann ich selbst mit Sennessi und dem Befreiten Mamadu, die Träger mit den Sudanesen, und schließlich Zimmermann mit dem Rest der Wey-Soldaten, die beim Ausmarsch das Dorf anzünden, daß prasselnd die Lohe gen Himmel steigt und bald die Balken und Wände zusammenstürzen über dem Grabe meiner fünf braven Soldaten.

Es ist ein trauriger Zug, und langsam nur geht es vorwärts, da sechs schwer Verwundete getragen werden müssen. Zu diesem Zwecke haben die Soldaten und Jaundes starke Bambusstämme geschlagen, die nun immer zwei Mann auf die Schulter nehmen, während in einer Decke, die an der Tragstange befestigt ist, die Verwundeten wie in einer Hängematte ruhen. Die Führer, die uns Etangambele gestellt hatte, und die sicher von der Absicht ihrer Landsleute unterrichtet gewesen sind, waren in der Nacht verschwunden, und es hieß jetzt, nach dem Kompaß durch das Dunkel des Waldes vorwärts. Es braust der Wind, es rollt der Donner, halb dunkel ist es im dichten Walde, und schweigend, jeder nur mit sich selbst beschäftigt, aufmerksam in die Büsche an der Seite spähend, Mann hinter Mann, zieht die kleine Schar vorwärts. Mit langen Sägen, die Gewehre in der Linken, das blanke Haumesser in der Rechten, sind Ambudu und Mbong an mir vorbei gesprungen. Sie, selbst Söhne des Waldes und Todfeinde der Bakokos, wollen es sich nicht nehmen lassen, nach dem richtigen Wege auszuspähen und mit ihren an das Waldesdunkel gewöhnten Augen den Busch nach etwa versteckten Feinden zu durchforschen. Eng haben sie den Gürtel angezogen, den Lendenschurz scharf um die Hüften gebunden, jedes Loch im Boden, jeden Stein vermeidend, über die vielen gestürzten Baumstämme sich leicht hinwegschwingend, wenn sie quer über den Weg liegen, wie die Marder auf ihnen entlang laufend, wenn sie in der Wegrichtung gestürzt sind, schreiten sie so rüstig aus, daß wir ihnen nur mit Mühe zu folgen vermögen.

Da krachen Schüsse links und rechts, gewaltiges Geschrei; die Soldaten schießen, ich sehe vorspringend nur Rauch und den Soldaten Mambu am Boden liegen. Starr und steif, das Auge gen Himmel gerichtet, das Gewehr noch in dem schlaffen Arm, liegt er mit zer-

schmettertem Kopfe im Grase. Selbst die Führer haben nichts gesehen, und hinter Felsstücken und Baumstämmen hervor haben die Bakokos ganz unerwartet mitten in unsere Spitze hineingefeuert. Mit lautem „catch him, kill him“ sind die Soldaten rechts und links in den Busch gesprungen, die Karawane stockt, die Träger liegen hinter ihren Lasten, und von hinten her, mit hochgehobenen Gewehren, brausen die Weng-Jungen an mir vorbei, ihren Kameraden nach in den Wald, hinter den Bakokos her. Als Zimmermann vorkommt und neben mir bei dem gefallenen Mambu steht, da hören wir noch vereinzelt Schüsse und grelles Schreien, aber bald kommen die Soldaten einzeln zurück, ohne einen Kopf mitzubringen, wie sie sicher täten, wenn einer der verhassten Gegner gefallen wäre, denn dies Zeichen des Triumphes läßt sich kein wahrer Weng-Junge nehmen. Hat seine Kugel den Gegner gestreckt, so ist sofort das haarscharfe Messer heraus, mit zwei Schnitten ist der Kopf vom Rumpfe getrennt und in der Hand des Siegers, der ihn frohlockend den Kameraden zeigt. Schnell ein Grab ausgeschaufelt, hinein mit dem Toten ohne Sang und Klang, und nun weiter.

Raum sind wir angetreten, da hinter uns scharfe Schüsse und wildes Geschrei! Die Bakokos haben unseren Weitermarsch aus dem dichten Busch bemerkt und sind sofort herangeschlichen, um den Kampfplatz abzusuchen. Das haben aber Thomas IV und Rakibobbi als alte Buschsoldaten längst vorausgesehen. Sie haben die Karawane ruhig weiterziehen lassen und sind selbst hinter einem alten Baumstamm am Wege liegen geblieben. Leise schaut ein schwarzer Kopf aus dem Grün, ein Signalruf, schnelle Tritte im stillen Wald, und bald ist eine ganze Schar Bakokos beschäftigt, den Boden aufzuwühlen, um den getöteten Soldaten zu schauen. Laut jubeln und lachen sie, schneller und schneller scharren sie die Erde auf, einer drängt und stößt den anderen, um schnell an den Toten heranzukommen, da — ein kurzer Knall, ein Bakoko wirft die Arme in die Luft, noch ein zweiter Mann stürzt. Schreiend stieben sie auseinander, hinein in den schützenden Wald, aber da ist er schon mit seinem Messer der kleine schwarze Thomas IV, um dem Verwundeten, wenn es nötig ist, noch einen Fangstoß zu geben. Jubelnd schallt der schrille Kehlruß der Weng durch den Wald „Look, Massa“, und die weißen Zähne fletschend, weisen sie jubelnd auf die Getöteten. Aber auch die Bakokos sind nicht müßig. Schuß auf Schuß fällt, wo wir gehen und stehen. Raum eine halbe Stunde verstreicht, ohne daß wir Feuer bekommen. Schon geht's nicht mehr auf dem Wege vorwärts, sondern rechts und links im Busch über die Bäume hinweg durch das dichte Unterholz hindurch; Steine und Geröll nicht achtend, ziehen spähenden Blickes,

das Gewehr in der Hand, die Wey-Boys den Weg durch den Wald und säubern nach Möglichkeit vorn das Gelände von dem lauernden Feinde. Aber sie sind zu wenig, sie können sich nicht ablösen und von früh bis spät im Dickicht zu marschieren und dabei unausgesetzt um das eigene Leben besorgt nach dem Gegner auszuspähen, ermüdet selbst den harten und zähen Sohn des Waldlandes.

Die Karawane schleicht nur noch vorwärts. Am Nachmittag haben die Bakokos sich noch einmal seitlich an die lang ausgedehnte Karawane herangemacht, zwei Jaunde-Träger sind tot und mehrere Sudanesen leicht verwundet.

Wir müssen lagern. Wir sind in einem Dorf, aber dieses ist leer. Kein Stück Vieh, kein Huhn, weder Töpfe noch Holz in den Hütten. Die Spitze geht durch das Dorf hindurch, Doppelposten auf allen vier Seiten. Dann wird das Gepäck im Kreise zusammengestellt und mein Zelt aufgeschlagen, das Zimmermann und ich gemeinsam beziehen. Die Verwundeten lagern dicht neben uns; sie stöhnen und verlangen nach Wasser. Die Kochgeschirre werden gesammelt, und sechs Jaundes gehen unter dem Schutze von drei Soldaten zum Wasser herunter. Eine Viertelstunde ist vergangen, da wieder Schüsse, die wenigen im Lager liegenden Soldaten greifen zu den Gewehren und laufen dem Schalle nach. Sie bringen den Sudanesen-Befreiten Ismael mit zerschmettertem Fuß, einem Jaunde ist ein Finger abgeschossen. Das Wasser ist teuer erkaufte.

Die Bakokos haben sich ruhig in ihren Verstecken gehalten, die Leute Wasser schöpfen lassen, dann Ismael, der bisher als Posten die Träger gedeckt hatte und nun selbst Wasser trank, im Bache abgeschossen und in die fliehenden Jaundes hinein eine Salbe gegeben, die einem Träger den Finger kostete. Aber nun ist wenigstens Wasser da, die Verwundeten können trinken. Unter dem Schutz der Posten graben die Leute Koko- und Jamswurzeln rund um das Dorf aus und schlagen auch die wenigen reifen Pifangs ab. Unteroffizier Saffu geht mit Tauest und Makorro auf eigene Faust Spuren, die sie gefunden haben, in den Busch nach, und gegen 5½ Uhr kommen sie jubelnd mit einer ganzen Herde Schafe und Ziegen zurück. Sie ziehen einige junge Tiere an Stricken hinter sich her, und blökend und meckernd folgen die Alten von selbst. Im Nu sind die Tiere abgeschlachtet und zerteilt, auch an unsere Erbsuppe wird noch ein tüchtiges Stück Schafffleisch getan, und heißhungrig, weil wir den ganzen Tag noch nichts genossen haben, sehen wir gerade der dampfenden Suppe entgegen, die unsere Boys Atang und Jende vom Koch bringen, der neben uns in einer Hütte sein Lager

aufgeschlagen hat, als es plötzlich wieder fracht; die Eisenstücke schlugen durch die Zeltdecken, flogen pfeifend uns um die Köpfe, und Jende fällt mit seiner Suppe auf Zimmermann. Schreiend faßt er sich mit der Hand nach dem Kopf. Wir ergreifen die neben uns stehenden Karabiner und eilen in den Busch. Hofften wir doch endlich einmal ein paar der frechen Gesellen niederschließen zu können, die sich hier an dem Posten vorbei bis dicht an unser Zelt herangeschlichen hatten. Aber ich hatte gar nicht geschossen und Zimmermann vergeblich, als wir bereits vom Wasser her wieder Schüsse hörten, wohin wir noch einmal eine stärkere Patrouille geschickt hatten, um für die Nacht das nötige Raß zu besorgen. Dann wurde es dunkel. Wohl lösten sich die vier Posten noch alle zwei Stunden ab, aber das Sicherheitsgefühl, das diese Leute gewährten, die zehn Stunden lang mit allen Sinnen auf das angespannteste tätig, sich durch den Busch gekämpft hatten, war doch ein sehr geringes, und mit dem Karabiner zwischen den Knien, jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt, saßen Zimmermann und ich die ganze Nacht beieinander und beratschlagten. Was sollten wir tun? Wenn wir umkehrten, würden es uns die Bakotos sicherlich als Furcht auslegen und mit gehobenem Mut von allen Seiten auf uns eindringen. Die Ndoghesens und Ciccum-Mwelles, die uns hatten durchmarschieren lassen, würden sich sicher ihren Stammesgefährten anschließen, sobald sie sahen, wie schlecht es uns ging, schon um sich ihren Anteil an der schönen Beute, auf die sie doch sicher rechneten, nicht entgehen zu lassen. Nach vorn hin konnten wir noch immer hoffen, bald zu befreundeten Stämmen zu kommen, die mit Edea Fühlung hatten. Es hieß deshalb: rücksichtslos weiter!

Wieder Regen, wieder Schüsse von früh bis spät, noch mehr Verwundete, noch langsamer vorwärts und abends wieder im Lager der Kampf um die Wasserstelle und fortgesetztes Schießen der Posten. Dann die lange, stille, furchtbare Nacht mit ihrer Ungewißheit.

Wachten die braven Posten noch oder hatte die Müdigkeit ihr Recht gefordert und schlichen die Eingeborenen an ihnen vorbei, um im nächsten Augenblick in der Dunkelheit mitten unter uns zu erscheinen? Wie oft traten wir heraus aus dem Zelt, in dem der Lichtstumpf flackerte, in das Dunkel und horchten angespannt, weil es uns schien, als ob Tritte sich nahten, als ob die Hähne der Kappgewehre knackten.

Am 30. wollten die Soldaten nicht mehr in den Busch, und ich selbst sah ein, daß uns dieser langsame Vormarsch nur Menschen kostete. Also forsches Tempo auf dem Wege! Komme, was kommt, wir mußten durch!

Lag ein Baumstamm an der Straße, der uns unsicher erschien, so wurde auf ihn gefeuert, war eine Stelle im Busch gar zu dicht, so prasselten mehrere Schüsse hinein, denn wir hatten ja noch Munition, und oft verriet ein kurzer Schrei, ein Schatten, der durch die Büsche glitt, daß unsere Vermutung richtig gewesen war. So kamen wir in eine tiefe Schlucht, rechts und links felsige Berge, unten rauschend und brausend ein Gebirgswasser, das zu Tale lief, dessen Wasser dem Meere zuströmte, nach dem auch wir uns so sehnten. So ging es mir durch den Kopf, als Mamadu mich an der Schulter faßte und mir zurief: „Look out, Massa“; ich hörte es krachen, das bekannte scharfe Zischen der Eisenstücke, und rundum zwischen den Bäumen auf den Felsen wurde es plötzlich lebendig. Wildes Schreien, Schuß auf Schuß. Hier wollten die Bakokos uns energisch fassen, das war mir klar. Die ganze Expedition hielt bereits; Verwundete lagen auf der Erde, die Soldaten waren rechts und links im Busch. Überall zeigten sich diesmal die Angreifer und, schnell feuernd, hatte ich meinen Karabiner bereits abgeschossen und griff nach der Büchse, die mir Altang reichte, als ein Schuß in das Backenstück derselben, während ich am Anschlag lag, mich zur Erde warf. Als ich mich aufrichtete, springt neben mir ein Kerl aus dem Busch, ein kurzer, scharfer Knall, ich sehe Mamadu neben mir fallen, höre noch wildes Geschrei, stürze über ihn hinweg, während es mir wie ein roter Vorhang über die Augen zieht. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Zelt. Neben mir stand Zimmermann, mein Koch Aman, Sennessi und meine Jungens. „Gott sei Dank“ war das erste, was ich von Zimmermann hörte. Er hatte mich in ein nahes Dorf tragen lassen, nachdem die Bakokos, die viele Leute verloren hatten, vor dem scharfen Angriff der Soldaten sich in den dichten Wald wieder zurückgezogen hatten. Jetzt hatte er Posten nach allen Seiten in den Wald geschickt, und die Jaundes besserten die alte Dorffenz (Zaun), die sich vorgefunden hatte, aus, um uns einen notdürftigen Schutz zu gewähren, weil Zimmermann nicht gewußt hatte, ob er würde mit mir weiter marschieren können. Es war der Höhepunkt des Kampfes gewesen, als ich verwundet wurde. Neben mir war Mamadu, mein braver guter Haussa-Dolmetscher, zusammengestürzt, ein anderer Soldat war tot, und im ganzen hatten wir jetzt 27 Verwundete. Ich konnte nun meine Wunde untersuchen und sah, daß ich einen Schuß mit einer Ladung Topfscherben in die linke Seite bekommen hatte. Ich hatte einen metallenen Leibgürtel getragen, und dieser hielt die Wucht des Schusses auf, so daß nur drei Scherben tiefer saßen. Zimmermann war mit kundiger Hand dabei, sie zu entfernen, als ich zu mir kam.

Von dem Blutverlust und den Anstrengungen der letzten Tage war ich so erschöpft, daß ich mich nicht aufrechterhalten konnte und der brave Zimmermann selbst alle Anordnungen treffen mußte.

Wir mußten hierbleiben, bis ich einigermaßen transportfähig war, und auch unsere 27 Verwundeten konnten wir so wie bisher nicht weiter schaffen, weil wir nicht mehr über genügend Träger verfügten. Die Jaundes waren jetzt vollkommen kopflos geworden, und Zimmermanns ganzer Energie bedurfte es, um sie überhaupt zum Ausbau der Fenz, zum Aufstellen der Lasten, zum Wasserholen usw. heranzubekommen. In schwierigen Lagen überkommt den Neger eine stumpfe Gleichgültigkeit. Er verzweifelt und sagt: „Macht mit mir, was ihr wollt“. Daß nur beim Zusammenwirken aller Kräfte ein Erfolg möglich ist, daß die gemeinsame Arbeit auch jedem einzelnen zugute kommt, daran denkt er gar nicht. Auch die Sudanesen waren mit ihrem „Inschallah“ (Wie Gott will) geradezu furchtbar. Mit einer rücksichtslosen Todesverachtung gingen sie z. B. zum Wasser, ohne sich zu decken, ohne sich rechts oder links umzusehen; sagte man ihnen, paßt doch auf, es wird gleich ein Bakoko schießen, so antworteten sie „Inschallah“. War es dunkel geworden und die Feuer angezündet, so setzten sie sich sicher zum Kochen allesamt um die Flammen. Natürlich schossen im nächsten Augenblick die Bakokos aus dem Dunkel des Waldes auf dies herrliche Ziel. Einer oder der andere war wieder getroffen, kampfunfähig und vermehrte die Zahl der Kranken. Als Antwort immer das gleiche „Inschallah“.

Ich ließ mir die Headeute kommen, fragte sie, was sie dächten, sie seien doch sämtlich alte Afrikaner, während ich selbst neu im Lande sei: Die Sudanesen „Inschallah“; die Wey-Boys, die auch, nachdem sie mich liegen sahen, allen Mut verloren hatten, ein „Massa, we go day“; die Jaundes „Du hast uns hierher gebracht, mach mit uns, was Du willst“, und mitten in dieser Verzweiflung der junge sächsische Büchsenmacher unermüdlich von früh bis spät. Bald meinen Koch anschreiend, daß er mir Tee mache, dann die schwersten Verwundeten verbindend, Patrouillen zum Essen- und Wasserholen abteilend, ermahnte, trieb, kommandierte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Am 2. Oktober nachts griffen die Bakokos unser Lager an, mußten aber einige Tote liegen lassen und abziehen. Ich lag im Zelt, hörte es draußen schießen, hörte die Bakokos jubeln und schreien, Zimmermann kommandieren und konnte nur die Hände über meinem Karabiner falten und beten: „Herr, hilf uns“. Nur er konnte uns helfen. In solchen Lagen lernt man seinen Herrgott erkennen, und wenn ich jetzt das Gefäß in meinem Tagebuch lese und dabei an den Abschied vom Leben

denke, den wir in dieser Nacht nahmen, als Zimmermann neben meinem Bett kniete und meinte, ob es nicht besser wäre, wenn wir uns eine Kugel vor den Kopf schossen, da es doch keine Rettung mehr für uns gäbe, da sage ich wieder und wieder, wenn ich an all das Schöne denke, was ich seitdem noch erleben durfte: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!“

Überall zugleich ermutigend und mitleidig, hatte Zimmermann zwei Stunden im klatschenden Regen draußen ausgeharrt, da kam er zitternd ins Zelt und sank zu Boden — schweres Fieber! Die Zähne klapperten, der Körper flog, das Fieber ging so hoch, daß er nichts mehr von sich wußte, als es Morgen wurde.

Das waren furchtbare Stunden. Gott sei Dank griffen die Bakokos nicht mehr an. Auch am 3. Oktober hatten wir Ruhe. Zimmermann erholte sich, und die Bakokos wollten mit uns verhandeln. Sie hatten viel Leute verloren und auch wohl gehört, daß man uns von Edea Hilfe brächte. Wir erfuhren, daß wir es mit den Ndoghebesolls zu tun hatten und bereits durch das Banop-Gebiet, wo der Überfall stattgefunden hatte, hindurch waren. Die Bakokos verlangten, ich solle sämtliches Elfenbein, das ich von Ngilla für den Gouverneur bekommen hatte, ausliefern, dann würden sie mich passieren lassen. Es war mir klar, daß dies eine List war, denn vielmehr als auf das Elfenbein hatten sie es auf unsere Gewehre und Patronen abgesehen. Aber um wenigstens das Bewußtsein zu haben, nichts zu unserer Rettung unversucht gelassen zu haben, lieferte ich ihnen einige Zähne aus und trat, von meinen Leuten in der Hängematte getragen, den Weitermarsch an. Wir kamen durch reich bebaute Gegenden. Zu Hunderten standen die Bakokos im vollen Kriegsschmuck mit dem Gewehr in der Hand am Wege und riefen uns höhnische Worte zu. Plötzlich fielen auch wieder Schüsse. Wer nun mit dem Schießen begonnen hatte, ob ein Bakoko, der da meinte, schnell mit uns fertig zu werden, als er unseren traurigen Zug so nahen sah, ob einer von meinen stolzen Sudanesen, dem der freche Hohn zu kränkend in die Ohren klang, das konnte ich in meiner hilflosen Lage nicht mehr ermitteln; es hieß auch, sich der Haut wehren.

Die Jaundes hatten die Gewehre der Soldaten, die sie trugen, ergriffen und waren mit den Soldaten hineingesprungen zwischen die schießenden Bakokos. Hier gings ums Leben, das war jedem von uns klar. Aber so frech waren die Bakokos gewesen, daß sie nicht einmal ihre Frauen und Kinder aus den nächsten Dörfern entfernt hatten; bald kamen Soldaten und Jaundes laut singend mit Köpfen und einer Menge gefangener Frauen und Kinder herbei. Die Bakokos hatten uns unterschätzt. Mit dem Mute der Verzweiflung waren meine Leute ins Gefecht gegangen.

Jetzt vorwärts mit allen Kräften, darüber war ich mir mit Zimmermann eins. Die Verwundeten mußten wir mitnehmen, aber die Träger mußten frei werden, um kämpfen zu helfen. In dem Dorfe verbrannten wir deshalb unsere gesamten Expeditionslasten, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fielen. Das Siegesfeuer, das in dem Ndoghebesoll-Dorfe ausloderte, war gleichzeitig ein Vernichtungsfeuer für unsere Zelte und Vorräte, aber ein Hoffnungsfeuer auch für uns, das uns nicht täuschen sollte. Zwar griffen die Bakokos wieder und wieder an, trotzdem ich die gefangenen Frauen und Kinder zwischen die Soldaten und Jaundes gesteckt hatte, die jetzt

Oskar Zimmermann.

alle mit den Gewehren der Gefallenen und Verwundeten sowie mit Speeren und Messern bewaffnet waren, die wir von Ngilla mitgebracht hatten und die bisher in Lasten verpackt gewesen waren. In den Buschkämpfen verloren die Bakokos viele Leute, und ihre Angriffe wurden schwächer und schwächer, je weiter wir nach Süden kamen. Sämtliche Dörfer waren verlassen; wir vermieden es auch, in ihnen zu nächtigen, da wir zu leicht überfallen werden konnten, und schloßen stets im engen Kreis mit rundum ausgestellten Wachen mitten im Walde.

Es waren furchtbare Tage, wenn die wackeren Träger mit mir über Stock und Stein dahineilten. Über dem Bambusstock die Hände gefaltet, fiebernd, oft die Besinnung verlierend, lag ich da; Wasser, Wasser, mein steter Wunsch, und immer noch flatschte der Regen herab, und dann diese furchtbaren Nächte! Sorglich hatten die Guten Decken unter mich gebreitet und wohl auch ein Blätterdach über mir errichtet, aber sechs Tage nichts als Jams und Kokowurzeln und dazu Tee; Zimmermann und ich glichen Gerippen. Wir sahen uns sorgend an, als wir am 6. abends ein Dorf erreichten, in dem Menschen waren, Menschen, die eine weiße Flagge schwenkten und nicht mehr schossen. Sie sagten uns, daß wir unweit von Dehane am Njong seien und daß sie uns Führer geben würden. Sie brachten Essen für meine Leute, und wir mußten dafür mehrere gefangene Weiber freigeben.

Aber wie scheu waren meine wackeren Begleiter! Jetzt brauchte man sie nicht mehr zur Aufmerksamkeit zu ermahnen. Sorglich lagen sie beieinander, die Jaundes lösten die wenigen Soldaten im Wachhalten ab. Wir trauten den Bakokos nicht mehr!

Aber wir lagen trocken, zum ersten Male trocken seit acht Tagen. Wie dankten wir unserem Gott in dieser Nacht! Am anderen Morgen waren wir kaum zwei Stunden marschiert, als wir ein Wellblechhaus sahen, wie es Europäer bewohnen, und drei weiße Männer uns entgegenkamen. Wir waren auf der Woermann-Faktorei Dehane am Njong. Gerettet also, gerettet aus all den Schrecknissen, das war das einzige, was mir durch den Kopf ging, als die bislang so hoch angespannten Nerven nachließen und ich in eine tiefe Ohnmacht fiel, aus der ich erst erwachte, als ich mich in einem Bett in schattigem Zimmer befand. Neben mir saßen der wackere Zimmermann und Herr v. Gerhardt, der Leiter dieses vorgeschobenen Woermann-Postens im Bakoko-Lande. Sie hatten mich bereits gewaschen und waren damit beschäftigt, mich neu zu verbinden. Portwein und Champagner wurden mir eingeflößt, um die Lebensgeister wieder zu heben, und Herr v. Gerhardt wollte mich sofort zur Küste nach Klein-Batanga weiter schicken, weil er wünschte, daß ich möglichst bald in ärztliche Behandlung käme, und weil er hoffte, daß mir die Seeluft bei meinem Fieberzustande gut tun würde.

Er teilte mir auch mit, daß bereits Soldaten aus Edea mit Patronen gekommen seien und gerade am folgenden Tage weiter ins Land hinein uns entgegenmarschieren wollten. Herr v. Brauchitsch, der Stationschef der Edea-Station, hatte nämlich gerüchtweise von unserer Lage gehört und erfahren, daß wir uns fast verschossen hätten; er sandte darauf, um uns nach Möglichkeit zu helfen, sofort alle ihm verfügbaren Soldaten nach Dehane mit der Weisung an v. Gerhardt, sie von hier aus weiter zu leiten. Er hatte auch Herrn v. Gerhardt mitgeteilt, daß nächster Tage v. Stetten mit der gesamten Schutztruppe in Edea eintreffen werde, um sofort von Dehane aus einen Befreiungsversuch nach Bakoko hinein zu unserer Rettung zu unternehmen.

Also war Herr v. Stetten bereits in Kamerun; die mir bisher unterstellte Polizeitruppe eine kaiserliche Schutztruppe geworden. Was mochte noch alles sich inzwischen ereignet haben? Vermutungen, wirre Gedanken an die Vergangenheit, Hoffnungen für die Zukunft kreuzten sich fortwährend in dem unruhigen Hirn und ließen mich bald wieder in einen Zustand vollkommener Schwäche verfallen, aus dem ich erst wieder erwachte, als ich bequem auf Betten und Decken gebettet in einem großen Ranu lag und unter dem Gesang der Kru-Leute, die gleichmäßig ihre

Paddeln ins Wasser tauchten, pfeilschnell durch den umgebenden Urwald Njong-abwärts dem Meere zufohr. Rührend waren mein wackerer Sennessi, mein Koch Aman, meine Jungs und die wenigen mich begleitenden Soldaten um mich besorgt. Kaum schlug ich die Augen auf, so waren sie geräuschlos an meiner Seite, flößten mir kühlen Tee in die fiebernden Lippen, fächelten mir Luft zu, rückten die Kissen zurecht und suchten mir durch freundlichen Zuspruch mit „Massa, all palaver finish by and by, we look the beach and then you go home by your mamy“ Mut zu machen.

Die Fahrt nach Batanga ging bei der scharfen Strömung und der rüstigen Tätigkeit der Bootsleute in wenigen Stunden von statten, und an der Anlegestelle erwartete mich bereits sorglich der dortige Vertreter von Woermann, Herr Knoch. Die besten Plätze im Hause, die besten Bissen, die besten Flaschen bot er in aufopfernder Freundschaft dem Kranken an, und als am anderen Morgen die frische kühlende Seebriese durchs Fenster hinein über mein Lager hinwegstrich, da fühlte ich bereits neue Lebenskraft in mir wach werden und vermochte geordnet zu denken und im Zusammenhang zu fragen und mich zu unterrichten. Nachmittags kam ein großes Boot mit 27 der nicht marschfähigen Verwundeten, die gleichfalls auf der Faktorei einquartiert wurden. Zimmermann hatte nach Edea geschickt, um v. Stetten zu benachrichtigen, und wartete nun in Dehane dessen weitere Befehle ab. Nach vier weiteren Tagen kam er mit dem Rest der Expedition in Klein-Batanga an. Der Gouverneur wollte uns von Malimba aus mit dem „Soden“ abholen lassen, und Zimmermann sollte deshalb mit allen marschfähigen Leuten über Land an der Küste entlang dorthin marschieren, während ich selbst am 10. Oktober früh morgens, von Knoch gestützt, an den Fluß hinunter wankte, um als Letzter in das große Brandungsboot zu steigen, in dem bereits sämtliche Verwundete untergebracht waren. Wir wollten über See nach Malimba und hofften, bei einigermaßen günstigem Winde noch nachmittags dort anzukommen.

Mit munteren Ruderschlägen ging es in den frischen sonnigen Morgen hinein stromab, bis plötzlich hinter einer Landzunge das unendliche Meer vor uns lag. Mir wurde so froh und leicht zu Mute, denn diese große, weite Wasserstraße führte ja nach Hause, nach Hause, wohin all mein Denken und Sinnen mich zog, und „Thalatta, Thalatta“, jubelte es in mir. Nun begann das offene Boot sich zu heben und zu senken, schneller und schneller; wir kamen hinaus und hörten es plötzlich vor uns brausen und tosen. Wir näherten uns der Barre. Hier, wo die Flut des in das Meer hinausgehenden Njong-Stromes sich mit den zu Lande

drängenden Wogen trifft, die über den weiten Ozean dahengerollt kommen, da bilden sich gewaltige, oft haushohe Brecher. Aber schon stand das Boot still, wir sahen eine Riesenwoge herangerollt kommen; dicht vor uns kämte sie, schäumend und brausend sich überschlagend. Dann wurde es einen Augenblick still, und man hörte nichts als das scharfe Schlagen der Paddeln auf das Wasser. „Now, now!“ schrien die Ruderer, und pfeilschnell schoß das Boot dahin. Da, eine neue Woge, kerzengerade hebt sich das Boot empor, so daß es scheint, als wollte es sich rückwärts überschlagen, nur aber, um im nächsten Augenblick sich ebenso tief mit der Spitze zu senken und herunter zu rollen, wie vom Berg in den Abgrund. Noch einmal und zum dritten Male! Schneller und schneller schlagen die Bootsleute mit den kurzen Paddeln das Wasser, dann ein lautes Freudegeschrei, triumphierend heben sie die Ruder zum Himmel — wir sind hinüber über die Batanga-Barre! Der Mastbaum wird aufgerichtet, das Segel fliegt in die Höhe, und bald liegt alles still auf dem nur langsam sich hebenden und senkenden Boot, auf das die nunmehr höher gestiegene Sonne gleichmäßig warm herabscheint. Herr Knoch hat das Steuer in der Hand und strebt hinaus möglichst weit fort vom Lande, um günstigen Wind zu fassen, denn es weht nur schwach, und gar zu leicht tritt vormittags in der Nähe der Küste vollkommene Windstille ein. Deshalb heißt es, schon die frühesten Morgenstunden ausnützen, wenn man zu Boot von Platz zu Platz an der Batanga-Küste reisen will. Wärmer und wärmer wird es, und jeder sucht nach Möglichkeit unter irgendeinem Zeugsegen, den er aufspannt, einigen Schatten zu finden. Die Kru-Jungen sitzen vorn im Boot zusammen und futtern mit vollen Backen Reis, um sich für die bevorstehende Arbeit zu stärken, denn sorglich haben sie nach dem Himmel geschaut und sind mit Knoch zu dem traurigen Schluß gekommen, daß der Wind wohl bald ganz einschlafen wird, und dann heißt es, wie sie wissen, rudern, und zwar nicht, wie sie es gern tun, mit den kurzen Paddeln, die sie, auf der Bordwand sitzend, vorhin noch in der Brandung gebrauchten, sondern mit den langen, schweren Bootsriemen im gleichmäßigen langen Reisetakte. Als es Mittag wurde, lag das Meer in dem grellsten Sonnenschein spiegelglatt und hell wie flüssiges Blei da. Das Segel klatschte an den Mast, das Boot gehorchte dem Steuer nicht mehr, und Knoch rief die Jungs vom Reistopf zur Arbeit. Die Riemen in die Duchten, das Segel herunter und vorwärts auf Malimba zu!

Ich schlief ein und wurde erst wieder gegen Abend wach, als von der Sonne nichts mehr zu sehen war und das Boot merkwürdig kurz auf und ab stampfte. Eine frische Brise hatte sich aufgemacht, wir segelten

wieder; aber schwarze Wolken hatten sich zusammengeballt, und dunkle Schatten flogen über das kraus bewegte Meer — ein Tornado in Sicht, sagte mir Knoch. Es ist bald 6 Uhr, und im Dunkeln können wir nicht mehr über die Malimba-Barre in den Sanaga hinein. Dichter und dichter wurde das Gewölk, häufiger und kürzer die Windstöße. Der Mast knarrte, wenn das große Segel sich ruckweise voll Wind setzte und das Boot weit überholte. Die Verwundeten, die hin- und herrollten, stöhnten und schrien, wenn sie einander an ihre durchschossenen und zerbrochenen Gliedmaßen stießen. Prasselnd setzte der Regen ein und zwar so dicht, daß man kaum die Spitze des Bootes sehen konnte. Die Kru-Leute waren fortwährend mit Ausschöpfen des Wassers beschäftigt. In tausender Fahrt flogen wir dahin. Es wurde dunkel, und da wir uns, wie Knoch meinte, längst auf der Höhe von Malimba befanden, ließ er das Segel herunter und wir trieben nun, ein Spielball der Wellen, oft haushoch in die Höhe gehoben, dann wieder klatschend in die Tiefe fallend, dahin. Alles triefte von Wasser, ich lag bereits in einem See, und die Kru-Jungens mußten die Ruder zur Hand nehmen, um wenigstens ein Querschlagen des Bootes zu verhindern. Die Sudanesen, die im Walde und im Kampfe stets eine stoische Ruhe gezeigt hatten, waren hier auf dem Wasser gänzlich verzagt. Laut beteten sie im Chor und riefen Allah an, der ihnen helfen oder einen gnädigen Tod gewähren sollte. Stundenlang hielt das Unwetter an. Es war stockdunkel, als plötzlich ein Kru-Junge vorn im Boot schrie, daß er das Brausen der Brandung höre. Sturm und Wellen setzten uns zum Land, und wenn wir in dieser Dunkelheit auf die Malimba-Barre verschlagen wurden, so waren wir rettungslos verloren. Deshalb befahl Knoch, kurz entschlossen, den schweren Bootsanker fallen zu lassen. Würde er Grund fassen, würde er halten? Das war die Frage, an der in dieser bangen Nacht unser aller Leben hing. Wohl zerrte und tobte das Boot an der Kette, aber die Vorsehung war uns gnädig, der Anker hielt, und als es gegen 11 Uhr aufklarte, als der Regen nachließ, das Gewölk sich teilte und die Leute stöhnend versuchten, das Wasser aus dem Boot zu schöpfen, da sahen wir fern, fern durch das Dunkel ein einsames Licht blinken — Malimba. Noch knarrte das Boot in allen Fugen, noch klirrten die Ketten, noch ging es in jähen Sprüngen auf und nieder, so daß das Wasser klatschend von Wand zu Wand über uns fortschlug, aber es wurde doch mit jedem Augenblick besser.

Als der Morgen graute, sahen wir ein vollbemanntes Boot vom Land auf uns zukommen. Herr Lütje, der uns erwartete, hatte uns bemerkt und sofort seine barrefundige Bootscrew uns entgegengeschandt.

In Malimba lag auf dem Sanaga der „Soden“ mit Dr. Plehn an Bord, dem Bruder meines Freundes Friedrich Plehn, in dessen Hause wir so manche vergnügte Stunde in meiner ersten Kamerunzeit verlebt hatten. Die Brüder hatten sich abgelöst. Sofort sah der Doktor meine Wunden nach, bettete mich auf dem „Soden“, verband und stärkte mich und ging dann an das Operieren meiner zerschossenen Soldaten. Am folgenden Tage kam auch der wackere Zimmermann mit den gesunden Leuten über Land nach Malimba.

Eine traurigere Schar hat der „Soden“ wohl nie Sanaga aufwärts bis zum Quaqua und dann durch diesen nach Kamerun gebracht. Verwundete, franke, verhungerte Menschen! Ein Wunder war es oft, was die Leute aushielten, wie z. B. dem blutjungen Buema IV. der ganze Brustkorb geöffnet wurde, um eine volle Ladung Eisenstücke und Steine, die bis an die Lungen vorgedrungen waren, zu entfernen. Unablässig mit größter Opferfreudigkeit arbeitete der Arzt; was ist doch schon das Bewußtsein wert, sich in sachkundiger Behandlung zu befinden! In solchen Augenblicken heißt es mit Recht: „ἰητοὺς γὰρ ἀνὴρ πολλῶν ἀνιάξιον ἄλλον“.

Und dann die erste Nacht im kleinen sauberen Hospital in Kamerun. Ein lustiger Raum, ein weißes sauberes Bett und um mich sorgende Frauen, die mit lindernder Hand die fiebernde Stirn kühlten. Der Arzt mit seinem beruhigenden Zuspruch; zwei sorgende Schwestern vom Roten Kreuz; dann, als es besser ging, die verehrte Frau Dr. Plehn mit ihrer ruhigen Zuversicht, immer tröstend, bald mit einer Blume, bald mit einem besonderen Leckerbissen den Genesenden erfreuend. Sie hatte ihren Mann hier heraus begleitet und hat so oft nicht nur ihm, sondern auch manchem anderen, nach deutscher Frauenart helfend und tröstend zur Seite gestanden. Besonders schön aber war es, als ich aufstehen durfte und dann abends auf der Veranda des kleinen Hauses saß. Die Schwestern spielten mit ihrem Liebling, der kleinen Bulema, die ich einst vom Albo mitgebracht hatte, der Rittmeister v. Stetten und andere Kameraden besuchten mich, und die Sudanesen kamen einzeln herangeschlichen, um zu hören, wie es dem franken Nus-Pascha gehe (sie nannten nämlich Morgen, der sie angeworben hatte, Pascha schlechthin und mich, zum Unterschied von ihm, Nus-, das ist Halb-Pascha). Anfang Dezember durfte ich etwas ausgehen und konnte mir mit Stetten die neuen Soldaten ansehen, die er zum großen Teil in Lagos hatte anwerben lassen, wo er von seiner ersten Expedition mit Gravenreuth und dann von seiner Adamaua-Expedition her viele Verbindungen hatte. Die Sudanesen waren nämlich jetzt fast alle fort, und Stetten hatte, um nicht nur mit

Sierra Leone- und Wey-Leuten zu arbeiten, Lagos- und Haussa-Leute statt ihrer eingestellt.

Auch Herrn v. Derßen mit Frau, den Bezirksamtman von Kribi, der auf Urlaub nach Europa ging, der mir später so oft mit Rat und Tat behilflich gewesen ist, lernte ich hier kennen. Herr v. Salzwedel war Bezirksamtman in Victoria geworden, hier aber schwer erkrankt und wurde von dem Zolldirektor Scheffler vertreten, während in Kamerun Herr v. Lucke als Richter tätig war. Mit ihm, meinem alten Freunde, dem Landrentmeister Schuhmacher, und den Offizieren vom „Habicht“ saß ich dann abends zusammen, und das Fragen und Erzählen nach und von Bakoko nahm kein Ende.

Dienstag, den 11. Dezember 1894, kam mit der „Aline“ der neu ernannte Gouverneur von Kamerun, Herr v. Puttkamer, aus Togo an, um die Geschäfte vom Gouverneur Zimmerer zu übernehmen. Unter ihm sollte eine neue Ära der Entwicklung für Kamerun anbrechen, und auch die junge Schutztruppe rüstete bereits zu einem großen Zuge gegen die Bakwiris, um Gravenreuth zu rächen und das Kamerun-Gebirge endlich zu erschließen.

Gravenreuth-Denkmal.

Fünftes Kapitel.

Eroberung des Kamerun-Gebirges.

Buea-Feldzug. — Rekrutenausbildung auf der
Joh-Platte. — Gefelligkeit. — Bautätigkeit. —
Dualla-Schule. — Kaisers Geburtstagsfeier.

Von Buëa am Kamerun-Gebirge her waren fortwährend Meldungen von Übergriffen des frechen Häuptlings Ruba gekommen; ein Strafzug gegen ihn war beschloffen, die Truppe gerüstet, ich hatte mich gesund gemeldet.

Am 19. Dezember dampfte ich mit der „Nachtigal“ und einem Teil der Expedition flussabwärts aus dem Kamerun-Astuarium heraus, um das Bimbia-Flach herum, dem hohen dunklen Kamerun-Berge entgegen. Nach sechsstündiger Fahrt passierten wir die kleinen bewaldeten Inseln, welche der Bucht von Viktoria vorgelagert sind, und ankerten ungefähr eine halbe Stunde später vor der lieblichen kleinen Stadt, die mit ihren vielen weißen Dächern aus dem Grün der Umgebung mit dem dunklen Berg im Hintergrunde sich wirkungsvoll abhob. Durch die vorgelagerten Inseln ist die Viktoria-Bucht so geschützt, daß das Wasser spiegelglatt im hellen Sonnenschein vor uns lag. Mit den Booten des Schiffes ging es sofort ans Land. Der Strand ist flach und steinig. Ganz allmählich erst wird das Land höher, um sich dann eine halbe Stunde einwärts zu dem gewaltigen, 3900 m hohen vulkanischen Gebirgsstock zu erheben. Der Gipfel des Berges lag heut, wie meist, in den Wolken, und nur der kleine Kamerun-Berg hob sich mit seiner sichelförmigen Silhouette scharf von dem Horizonte ab.

Am Lande empfing mich Herr Scheffler und führte mich über den gut überbrückten Limbe-Fluß, ein Gebirgswasser, das sich hier in das

Meer ergießt, in den Botanischen Garten: breite wohlgepflegte Kieswege führten zum Gouvernementsgebäude bergan, das auf einem Hügel un-
gemein malerisch liegt. Es ist ein Holzhaus mit umlaufender Galerie,
das Scheffler als stellvertretender Bezirksamtmanu gemeinsam mit
Dr. Preuß, dem Leiter des Botanischen Gartens, bewohnte.

Die Gouvernementsarbeiter hatten sofort auf Schefflers Anweisung
mit dem Löschen der Expeditionslasten begonnen; die mich begleitenden
Soldaten unter Sergeant Miischen waren untergebracht, so daß ich mich
gemütlich mit den beiden Herren niederlassen konnte. Dr. Preuß, einer
unserer ältesten Kameruner, hatte früher als Privatgelehrter in Liberia
und Sierra Leone botanische und zoologische Studien gemacht. Dann
hatte er Zintgraff auf seinen Reisen im Norden Kameruns begleitet und
wirkte jetzt hier mit seiner reichen Erfahrung als Vorstand des Versuchsgartens.

Auch oben im Gebirge hatte er, als dieses noch zugänglich war,
wissenschaftlich gearbeitet, bis die Bakwiris ihm und den Basler Missionaren den Aufenthalt in Buëa durch ihre Übergriffe unmöglich gemacht hatten. Auf dem Strafzuge, der infolgedessen gegen die frechen Bergbewohner unternommen war, hatte dann Gravenreuth sein Leben lassen müssen. Preuß' Landeskenntnis ist es hauptsächlich zu verdanken, daß Gravenreuths Expedition überhaupt noch die Küste erreichte. Um nun mit seinen Erzfeinden gründlich abzurechnen, wollte Preuß sich auch dieses Mal unserer Expedition anschließen.

Sehr lehrreich war es für mich, unter seiner Leitung den herrlich angelegten Botanischen Garten zu besichtigen. Die gewaltigen Urwaldriesen waren zum Teil stehen geblieben und verbreiteten einen wohl-
tuenden Schatten über die breiten kiesbestreuten Wege, die systematisch das ganze Kulturland durchschnitten. Da waren große Plantagen, auf denen Preuß die Ertrags- und Anbaufähigkeit der verschiedensten Kaffeeforten erprobte; Kakaopflanzungen in allen Stadien der Entwicklung, Tabaks- und Gummikulturen, aber auch Ingwer und Vanille, Baumwollpflanzen, junge Mangos, Popeias, kurz alles, was unter tropischer Sonne gedeiht, sah ich dort. Wunderbar erquickend waren die verschiedenen Ananasfrüchte, die uns Preuß zu kosten gab, um uns auf die Eigenheiten im Geschmack und Aroma bei den einzelnen Arten aufmerksam zu machen. Auch Bananen mußten wir kosten, und ich staunte, wie die Kultur es verstanden hat, die gewöhnliche Pisangfrucht so wunderbar zu veredeln. Nach unserem Spaziergange durch den Garten nahmen wir ein Bad in dem hellen kühlen Limbe-Fluß, der mannstief über Steine und Geröll dahin vom Gebirge herabgebraust kommt. Preuß hatte eine kleine Bade-

anstalt errichten lassen, und es war ein Genuß, sich in dem kühlen Gebirgswasser zu erfrischen. Auf dem Rückweg gingen wir durch den großen Gemüsegarten, in dem der Doktor sämtliche heimatischen Gemüsearten zieht und aus dem er frischen Kopfsalat für unsere Abendmahlzeit mit heraufnahm. Wir aßen in dem großen kühlen Saal des Hauses zu ebener Erde.

Nach Tisch fütterte Preuß seine Katzen- und Hühnerliebtinge, die mit gewaltigem Miauen und Gekacker von allen Seiten herbeigelaufen kamen. Dann setzten wir uns, während die Sonne unterging, oben in bequemen Korbsesseln auf die Veranda. Es war ein schönes Bild, das sich uns hier bot: Weit, weit vor uns das unendliche Meer. Wie ein fernes dunkles Feenland erhebt sich aus ihm die Insel Fernando Po mit dem gewaltigen Pik, vorn die Inseln Ambas und Mondole und in sanft geschwungenem Bogen die Bucht von Viktoria. Weiterhin, wo der dunkle Wald dicht an das Meer herantritt, zieht sich der Schaum und Gischt der brandenden Wellen wie ein weißes Band dahin. Zu unseren Füßen liegt der Botanische Garten mit seiner paradiesischen Vegetation in sanfter Ruhe, und der Blick schweift weiter auf die weißen Häuser der Europäer und auf die dunklen Eingeborenenhütten unten in Viktoria. Auf der andern Seite sieht man auf zu der hohen schwarzen Mauer des Kamerun-Gebirges. Die Sonne sinkt unter, und ihre letzten Strahlen geben dem Himmel eine Färbung, wie ich sie so schön nur noch an jenem Abend gesehen habe, als ich Kairo vom Mokattam-Gebirge bewundern durfte. Dann wird es dunkel, der Mond geht auf. Der prächtige Sternenhimmel wölbt sich über dem Ganzen; wie Glühwürmchen glänzen die Fackeln der Viktorianer, die zum Fischen ausgefahren sind, auf dem Wasser. Fernando Po verschwindet, wie Gespenster liegen die Inseln im leichten Nebel, und sanft säuselt der Nachtwind durch die Wipfel der Bäume unter uns. Wir sitzen, staunen und sprechen wenig. Die Natur redet hier eine wunderbar gewaltige Sprache.

Am andern Tage erschien Stetten mit dem Gros der Expedition. Erkundigungen wurden eingezogen und die Marschrouten festgelegt. Noch einmal saßen wir abends zusammen auf der schönen Piaffa des alten Viktoriahäuses, dann ging es am 21. morgens durch Viktoria hinein in den Wald und hinauf ins Gebirge. Außer Dr. Preuß und den Unteroffizieren Müschen, Borwerk und Schöb der Schutztruppe begleiteten die Expedition noch die Polizeimeister Biernakht und Pfeil.

Eng und verwachsen wurde der Weg, nachdem wir die letzte Kakao-plantage der Viktorianer hinter uns hatten. Bald ging es steil bergan. Mann hinter Mann, vornübergebeugt keuchten wir bis um 12 Uhr

vorwärts. Auf dem steinbedeckten Boden fand der Fuß nur schwer einen Halt.

Wir passierten das Bakwiri-Dorf Buana, das aus wenigen kleinen schmutzigen Hütten bestand. Die Leute, wild und stumpf aussehend, mit zottigem Haar, breiten, häßlichen Gesichtern, wenig schönen Figuren und überlangen Gliedmaßen, sahen uns gleichgültig zu und berichteten, daß uns Kuba, der gefürchtete Bakwiri-Häuptling, in Buëa mit seinen Kriegern erwarte. Viele kannten Dr. Preuß und Pfeil und nickten ihnen freundlich zu. In Likumbi, einer kleinen Niederlassung von wenigen Hütten, wurde das Biwak aufgeschlagen, denn die Sudanesen namentlich waren von dem ungewohnten Aufstieg stark angestrengt, und auch uns Europäer hatte der bergige Weg in der glühenden Hitze arg mitgenommen.

Am 22., bei Sonnenaufgang, waren wir bereits wieder auf dem Marsche, voran bei der Spitze Dr. Preuß, der den Weg zeigte. Fortwährend ging es heute bergauf, dann lag wieder ein Tal vor uns, tief einschneidend, so daß wir die Wipfel der hohen Urwaldriesen zu unseren Füßen sahen. Wir mußten hinunter und an der anderen Seite einen noch steileren Hang wieder hinaufklettern. Es war unendlich ermüdend. Groß war daher die Freude, als uns der Doktor kurz vor 12 Uhr mitteilte, daß wir ganz nahe bei Buëa seien.

Der Wald wurde stellenweise lichter. Der Kommandeur ließ Halt machen und aufmarschieren. Vor uns lag in einer Schlucht ein kleiner Flußlauf, durch den der Weg einen von einer Steinmauer gekrönten Steilabhang hinaufführte. Hier begannen die Buëa-Siedlungen, und beim Sturm gegen diese Mauer war Gravenreuth gerade dort, wo wir jetzt hielten, gefallen. Auch Stetten erkannte die Gegend wieder und zeigte uns den Platz, wo er beim Bedienen des Maximgeschützes damals verwundet worden war.

Wir hörten in der Ferne Hörner blasen und Trommeln, hin und wieder hallte auch ein dumpfer Schuß durch die Stille des Waldes, aber vom Gegner selbst war nichts zu sehen. Vorsichtig überschritten wir das Wasser und stiegen zu den vernachlässigten Befestigungen hinauf. Sie waren unbesezt. Die Bakwiris waren augenscheinlich auf unser Kommen noch nicht vorbereitet gewesen. Jetzt sahen wir die ersten Hütten durch das Dunkel des Waldes schimmern; im „Marsch, Marsch“ ging es vorwärts. Zäune und kleine Steinwälle umgeben dürftige Felder, in deren Mitte die Gehöfte liegen. Schüsse ertönten, wildes Geschrei. Die einzelnen Züge gingen nach verschiedenen Seiten hin auseinander und folgten den schmalen Fußpfaden, die rechts und links in den Busch

bergauf zu den Siedlungen führten. Aus einzelnen Hütten flohen in wilder Hast Frauen und Kinder, in anderen wieder hatten sich mehrere trohige Gefellen zusammengerottet und empfingen die Soldaten mit Salven aus ihren Borderladern.

Nach einer Stunde ungefähr wurde das Schießen schwächer, ich hörte „Sammeln“ blasen und fand Stetten mit dem geschlossenen Teil der Expedition und den Lasten auf einem größeren freien Platz wieder, der von mehreren elenden Hütten gebildet wurde. Man hatte hier etwas Übersicht; der Kommandeur beschloß daher, sich hier festzusetzen. Mehrere tote Bakwiris und einige verwundete Soldaten zeigten, daß hier ein ernstere Kampf stattgefunden hatte.

Es wurden nun Posten ausgestellt, Patrouillen vorgetrieben und mit der Einrichtung des Lagers begonnen. Hin und wieder schlichen sich noch einige freche Bakwiris durch die Postenkette und feuerten auf die arbeitenden Leute. Aber unheimlich war es ihnen doch, als sie die scharfen Schüsse unserer Patrouillen überall weit in den Bergen in ihrem Rücken hörten; sie zogen es bald vor, uns bis zum Abend, wo an der Wasserstelle noch öfter geschossen wurde, nicht mehr zu belästigen.

Der Kommandeur selbst erkundete das alte Grundstück der Baseler Mission. Gegen Abend kamen die Patrouillen, die sich überall in den Bergen mit den Bakwiris herumgeschossen hatten, heim.

Am folgenden Tage wurde der Polizeimeister Pfeil nach dem nahen Dorfe Soppo geschickt, um den Häuptling Salko der dortigen Bakwiri zu rufen und ihm Straflosigkeit zuzusichern, falls er sich unterwerfen würde. Wir selbst blieben mit dem Einrichten des Lagers beschäftigt, denn der Kommandeur wollte hier bleiben und von der festen Lagerbasis aus den Gegner unablässig beunruhigen und ihn schließlich zwingen, sich auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Nur Ausdauer konnte hier in den unwirtlichen, unzugänglichen Gebirgswäldern zum Ziel führen.

Den Missionshügel hatte Stetten nicht als Lagerplatz gewählt, weil er zu weit vom Wasser entfernt war. Das klare Bächlein, das an unseren Quartieren vorbeirauschte, wurde von uns Europäern fleißig zum Baden benutzt. Das Wasser war wunderbar kühl, befanden wir uns doch schon 900 m hoch in den Bergen, auch die Temperatur war wie daheim, und abends, wenn die Nebel niedergingen, hüllten wir verweichlichten Tropenmenschen uns erschauernd in Decken und Mäntel. Wie erquickend und wohltuend waren diese Nächte! Unten in Kamerun wirft man sich des Nachts oft stundenlang bei 25 bis 26° R ruhelos hin und her. Hier zog man einmal wieder die Kamelhaardecke bis

an das Kinn hinauf und hütete sich, selbst nur eine Zehe aus der schützenden Hülle heraus schauen zu lassen.

Den Weihnachtsabend feierten wir bei einem kräftigen Punsch. Stetten versammelte um einen kleinen künstlichen Weihnachtsbaum, der im Glanze winziger Lichter erstrahlte, sämtliche Europäer in unserer gemeinsam bewohnten kleinen Bakwiri-Hütte. Am ersten Feiertagsmorgen ging es mit Spaten und Schaufeln zur Mission. Preuß und Stetten fanden nach einigem Suchen den Platz, wo sie Gravenreuth vor dem Rückzug der Expedition begraben hatten, um ihn nicht den Bakwiris in die Hände fallen zu lassen. Altes Gerümpel, Balken, Steine und gewaltige Erdhaufen wurden entfernt. Eifrig gruben die Arbeiter, tiefer und tiefer. Plötzlich etwas Hartes, Glänzendes — es war der richtige Fleck! Der Lauf eines Magingeschützes, das man gleichfalls hatte zurücklassen müssen, wurde sichtbar. Steine flogen, alles beteiligte sich am Graben, neugierig glitten die Blicke in die Tiefe, und als das Geschütz freigelegt und von kräftigen Armen emporgewuchtet war, da sahen wir das weiße Gerippe des tapferen Löwen von Ostafrika am Boden der Grube. Lang ausgestreckt lag er da. Wenige Zeugfetzen fielen bei der ersten Berührung wie Zunder von den weißen Knochen, nur die Füße steckten noch in den wohl erhaltenen gelben, festen, nagelbeschlagenen Schnürschuhen. Es war ein weihervoller Augenblick! Selbst die Schwarzen standen, auf ihre Spaten und Hacken gestützt, still und fast andachtsvoll dabei, als wir die Hülle von den Köpfen zogen und in stiller Betrachtung den tapferen Soldaten ehrten. Stetten ließ die Gebeine aufheben, sie sollten nach Kamerun überführt, eingesegnet und unter dem Denkmal, das dem Helden gesetzt ist, bestattet werden.

Aber nicht lange Zeit hat der Soldat zu traurigen Betrachtungen. Am Nachmittag schon gingen Preuß und ich mit stärkeren Patrouillen nach verschiedenen Seiten hinauf ins Gebirge: Preuß auf Visoka zu, ich nach Ewunda, größeren Bakwiri-Siedlungen. Der Busch war hier fast undurchdringlich, kaum sah man die Spuren menschlicher Füße, dazu wurde der Boden immer felsiger, überall lagen versteinerte Lavablöcke umher; die unbefohlenen Soldaten mußten ihre ganze Willenskraft aufbieten, um vorwärts zu kommen. Aber unermüdlich spürten sie im Gras und Busch nach versprengten Bakwiris, und öfters trafen wir mitten im Walde auf Trupps, die sich in Kassadafeldern, die hier versteckt lagen, festgesetzt und sich kleine, provisorische Hütten aus Gras und Zweigen hergestellt hatten, um ihr Leben zu fristen, weil sie im Walde hätten verhungern müssen. Öfters wurden sie von uns überrascht und beschossen, freischend flüchteten sie auseinander. Aber wunderbar

war es, wie sie über Stock und Steine zu springen, die steilsten Hänge emporzuklimmen, Abhänge wie Igel zusammengekrümmt herabzurollen wußten, um spurlos im Walde zu verschwinden. Hin und wieder lauerten uns auch einige Schützen hinter Felsblöcken an begangenen Pfaden auf. Dann donnerten ihre schweren Gewehre tausendfach widerhallend durch die Stille der Gebirgswelt.

Es war klar, daß wir die Gegner möglichst von den Feldern und Wasserstellen abschneiden mußten; wir waren deshalb sehr beglückt, als der Unteroffizier John Coult mit einer Patrouille mehrere Buëa-Leute lebend fing, die nun die Führung zu den Verstecken übernahmen.

Im Lager fand ich bei meiner Rückkehr auch Dr. Preuß wieder, der mehrere Weiber gefangen hatte, die aus sagten, daß Ruba, den sie Dschagga (der Gewaltige) nannten, über Visoka hin geflüchtet sei. Die Soldaten hatten inzwischen eine Menge kleines, aber sehr schönes Rindvieh zusammengetrieben, und im Lager ging es hoch her. Die kühle Temperatur, das herrliche Wasser, das viele Fleisch und die mannigfachen Gemüse, die Preuß aus Viktoria hatte nachkommen lassen, machten den Aufenthalt zu einem sehr angenehmen. Der Küche stand ein Viktoria-Mann Viteke vor, den wir auf gut Deutsch Lüdecke nannten. Er verstand ausgezeichnet zu kochen und war neben Louis, dem Diener des Dr. Preuß, der Mann des Tages. Louis war zu allem zu gebrauchen. Als Handelsgenie hatte er sich aus gefangenen Bakwiri-Hunden einen Hundepark angelegt, den er mit Vorteil später zu verkaufen gedachte. Einen wüßt aussehenden Bonjongo-Mann, der melken konnte, hatten wir zum Milchmädchen ernannt, und wem es an Zerstreung fehlte, der brauchte nur zuzuhören, wie der Dualla Mukoffi log. Er war nicht aus dem Lager herausgekommen, dünkte sich aber wie ein Held und wußte so viel von seinen Taten zu erzählen, daß man hätte glauben sollen, er lebte bereits seit Monaten als furchtloser Bakwiri-Töter hier oben im Gebirge.

Am letzten Tage des Jahres erklärte sich einer der Gefangenen bereit, uns Rubas Versteck zu zeigen. Auf unglaublichem Pfade führte er uns in das Bergdorf Buoba, wo wir Neujahr verlebten. Es war spät abends, als wir in das Dorf kamen; in der Dunkelheit konnten wir kein Wasser mehr finden, so daß wir den Sylvester ohne jeden flüssigen Tropfen aushalten mußten. Ich schoß nachts noch mehrere Stück Rindvieh, die brüllend aus dem Busch gelaufen kamen, um uns wenigstens etwas Eßbares zu verschaffen. Butter hatten wir nicht und so mußten wir schon bei einem Riesentartarbeeft Steak den Anfang des Jahres 1895 erwarten.

Am andern Tage ging es dann höher hinauf ins Gebirge, an alten Flußläufen entlang über Felsen und Lavablöcke bis an die Grenze der Waldregion. Aber nirgends fanden wir eine Spur von Kuba. Als wir am 2. Januar im Lager anlangten, empfing mich Stetten, der bessere Wege als ich eingeschlagen hatte und Kuba wirklich auf den Fersen gewesen war, mit der Nachricht, daß Kuba nach der übereinstimmenden Aussage sämtlicher Gefangenen, die er gemacht hatte, auf der Flucht den Strapazen des Umherirrens erlegen sei.

Dr. Preuß war inzwischen wieder nach Viktoria zurückgekehrt.

In den ersten Januartagen machte Stetten mehrere große Streifzüge auf den Kamm des Gebirges, um die Pfade aufzusuchen, die im Jahre 1891 die unglückliche Gravenreuth-Expedition unter Dr. Preuß' Führung eingeschlagen hatte. Er fand bei einer großen Höhle, in deren Nähe man übernachtet hatte, die Skelette von zwei Dahomeys, die tot zurückgelassen waren, unverfehrt vor. Es ist dies daraus zu erklären, daß auch die Buëa-Leute die kalten Regionen hoch oben im Gebirge nach Möglichkeit meiden. Auch unternehmen alle Gebirgstämmen, da sie sämtlich untereinander verfeindet sind, nur selten weitere Streifzüge. Es ist merkwürdig, wie vollkommen abgeschlossen die Buëa-Leute hier oben gewohnt haben. Mit dem Gouvernement waren sie verfeindet und wagten sich daher nach Viktoria nicht herunter; die Viktoria-Leute kamen nicht zu ihnen hinauf. So lebten sie, nur mit ihren Kühen und Schweinen ihr Leben fristend, in steter Fehde untereinander dahin. Hieraus erklärt sich wohl auch ihr scheues, unfreundliches und verschlossenes Wesen. Die Frauen habe ich nirgendwo so häßlich und schmutzig wieder gefunden, wie hier oben im Gebirge. Selbst die Weib-Jungen vermochten ihnen keinen Geschmack abzugewinnen und schon aus diesem Grunde gefiel es ihnen hier oben trotz der großen Fleischrationen gar nicht sonderlich. Dazu kam noch, daß sie beständig froren. Keiner von ihnen badete sich in dem Bach neben dem Lager, sondern sorglich wurde das Wasser auf das Feuer gesetzt und gewärmt, bevor der Reinigungsprozeß vor sich ging.

Dagegen behagte es den Sudanesen hier oben recht gut, nur waren ihnen die zahllosen Schweine, die überall durch das Lager huschten und ungeniert in die Hütten und an die Feuer kamen, ein Greuel. Oft sah man sie wild fluchend mit Stöcken und Steinen hinter einem besonders frechen Rüsseltier Jagd machen, die dann sicher damit endete, daß der kleine schwarze Geselle grunzend im Busch verschwand, während einer von den gar zu eifrigen Jägern auf der Nase lag und dann blutend und

hinkend unter dem Gelächter der Wen-Jungen in den Kreis seiner Kameraden zurückkehrte.

Wir Europäer hatten viel unter Sandfliegen zu leiden. Namentlich gegen Abend kamen die winzigen Quälgeister in ganzen Scharen und setzten sich auf Gesicht und Hände, wo dann große, rote Flecke, die häßlich jucken, als Spuren ihrer Tätigkeit zurückbleiben.

Stetten hatte nach der Seeseite zu eine breite Schneuse durch den Wald schlagen lassen, so daß wir an klaren Tagen einen weiten Ausblick über ein Meer von grünen Baumwipfeln hinweg bis hinunter auf den Kamerun-Fluß genießen und mit einem guten Glase deutlich die Häuser auf der Joß-Platte unterscheiden konnten.

Preuß sandte aus Viktoria Kartoffeln und alle möglichen Sämereien. Weithin wurde der Busch geschlagen und mit der Anlage eines großen Gartens begonnen. In Buëa sollte eine ständige Garnison der Schutztruppe verbleiben. Fleißig wurde dabei fortwährend die ganze Gegend bis hoch auf das Gebirge hinauf und bis weit zum Mungo-Fluß hinunter abpatrouilliert. Mancher Kuba-Mann mußte noch sein Leben lassen, aber aus den umliegenden Dörfern kamen dann auch bald Häuptlinge und Gesandtschaften, um ihre Unterwerfung anzubieten; alle sagten sich von den einst so gefürchteten Buëa-Leuten los. Die Frauen und Kinder derselben wurden zum großen Teil von den Gebirgsbewohnern, die sich unterworfen hatten und nun als Freunde der Regierung auftraten, gefangen oder durch Versprechungen ihren hungernden Männern fortgelockt, so daß der Stamm, der einst die ganze Gravenreuthsche Expedition fast vernichtet hätte, der dem Gouverneur so oft mit frechem Hohn gedroht hatte, bald kaum mehr als dem Namen nach vorhanden war.

Kriegerische Ereignisse standen nicht mehr bevor. Es kam jetzt darauf an, geordnete Zustände im Bakwiri-Gebiet herzustellen, und dazu war die ganze Truppe nicht mehr nötig. Am 12. Januar sandte mich Stetten deshalb mit 50 alten Leuten nach Kamerun zurück. Hier sollte ich die neuangeworbenen Soldaten aus Lagos und den Haussa-Staaten für den Bakoko-Feldzug, der uns im neuen Jahre bevorstand, ausbilden. Leutnant v. Stein, der frisch aus Europa gekommen war, ging an meiner Stelle nach Buëa.

Am 12. abends war ich wieder bei Dr. Preuß in Viktoria zu Gast und am 13. bereits musterte ich meine neuen Untergebenen in der Kamerun-Kaserne. Angenehm war die Luft von Kamerun nicht nach dem kühlen Gebirgsaufenthalt. Im Dezember und Januar erreicht sie gerade ihren Höhepunkt; selbst in den kühlfsten Nächten hatten wir nicht weniger als 28° R.

In Buëa war bald alles Kriegsgetümmel vorbei und der Kommandeur mit hundert Soldaten eifrig beim Bau einer Station. Die Buëa-Leute hatten durch den Häuptling Deli Frieden nachgesucht und baten, sich wieder auf ihren alten Wohnstätten niederlassen zu dürfen. Deli ist der Bruder des verstorbenen Oberhäuptlings von Buëa, Kuba, und war nach dem Tode des letzteren mit der Häuptlingswürde von seinem Stamme betraut worden. Er stellte sich mit seinen Kriegern, die auf die geringe Zahl von einigen fünfzig zusammengeschmolzen waren, bei dem Häuptling Saffo von Soppo, der ihn nach Buëa brachte, wo der Bezirksamtman mit ihm Anfang März folgenden Vertrag abschloß:

„Zwischen dem Kaiserlichen Gouvernement Kamerun und den Friedensunterhändlern der Bakwiri Deli Ngaueli und Egbage wird unter nachfolgenden Bedingungen Frieden geschlossen:

§ 1. Den Buëas wird ihr bisheriges Gebiet abgesprochen und ihnen aufgegeben, sich neue Wohnplätze in bisher herrenlosem Lande zu gründen.

§ 2. Bis zur Fertigstellung des neuen Wohnplatzes wird den Buëas ein angemessener Teil ihrer Kokofarmen im bisherigen Buëa-Gebiet zur Nahrung freigegeben.

§ 3. Als Kriegskostenentschädigung haben die Buëa-Leute fünfzig Stück Rindvieh oder deren Wert an das Kaiserliche Bezirksamt Viktoria zu geben.

§ 4. Das Recht über Krieg und Frieden, Gerichtsbarkeit und Palaverbefugnis wird den Bakwiri-Leuten abgenommen und geht auf das Kaiserliche Gouvernement bzw. auf die Soppo-Leute über.

§ 5. Die Buëa-Leute verpflichten sich, jeder Zeit auf Verlangen des Bezirksamtes Viktoria hundert Arbeiter zu stellen, gegen einen Lohn von monatlich sieben Mark und freier Naturalverpflegung.

§ 6. Die Buëa-Leute geloben, in Zukunft den Befehlen des Kaiserlichen Gouvernements zu gehorchen und Frieden zu halten.“ —

Diese völlige Unterwerfung Buëas machte in dem ganzen Gebirgslande einen gewaltigen Eindruck, und die Baseler Mission konnte bald wieder an den Bau einer neuen Gesundungsstation in Buëa denken. Auch die große Niederlassung der katholischen Missionare im Gebirge durfte jetzt unter gesicherten Verhältnissen auf weitere Entwicklung hoffen. Vor allem aber war das Haupthindernis, welches der Ausdehnung des Plantagenbaues im Hinterlande von Viktoria entgegenstand, beseitigt und somit ein gewaltiger Schritt vorwärts getan, der bald reich-

liche Früchte für die wirtschaftliche Hebung des ganzen Schutzgebietes zeitigen sollte.

Ich hatte zur Ausbildung meiner Leute in Kamerun drei deutsche Unteroffiziere zur Verfügung; morgens um 6 Uhr wurde es jetzt auf dem Exerzierplatze bereits lebendig. Die Lagos-Leute waren im Durchschnitt größer und kräftiger als die Wey-Böns und, wenn auch geistig nicht so rege, dennoch in militärischer Beziehung nicht so unangelegig, da sie sämtlich körperlich vorzüglich gewachsen waren. Nachmittags wurde fleißig geschossen. Ich fühlte mich in der verantwortungsvollen Stellung bei der selbständigen Ausbildungstätigkeit sehr wohl. Sehr viel trug dazu auch das vorzügliche gesellschaftliche Verhältnis bei, das zwischen uns allen auf der Joß-Platte herrschte. Der gastfreie Herr v. Puttkamer sah mich fast jeden Abend in seinem Hause. Aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen habe ich in diesen Monaten viel gelernt.

Oft saß ich auch, wenn die Sonne unterging, plaudernd bei unserer lebenswürdigen Doktoressa, die mich schon in den Tagen meiner Krankheit im Oktober so sehr verwöhnt hatte. Sie litt leider damals viel unter dem Klima, aber es war wunderbar, mit welcher Willenskraft sie sich stets wieder aufraffte, wie ihr guter Humor nie versagte und wie sie immer gleich lebenswürdig, freundlich und anregend war. Ihr Talent zur Malerei half ihr über manche einsame Stunde fort, wenn ihr Gatte vormittags im Hospital zu tun hatte, seinen Malaria-Studien oder der Praxis oblag.

Häufig war ich auch bei meinen alten Freunden in den Faktoreien. Manch altbewährter Küstenmann war hier zu treffen, und an Unterhaltungsstoff fehlte es nie. Zudem war die breite Piaffa des hohen Woermann-Hauses der kühlste Platz auf der ganzen Joß-Platte. Man hatte hier eine herrliche Brise und genoß einen Überblick über den ganzen Kamerun-Fluß, der, namentlich wenn ein Dampfer im Hafen lag, die Pinassen und Boote gingen und kamen, ein besonders abwechslungsreiches Bild darbot.

Sehr rege war auch der Verkehr mit den Kameraden von S. M. S. „Hyäne“. Der lebenswürdige Kommandant, Kapitän Bachem, nahm lebhaften Anteil an allen kolonialen Angelegenheiten, und mit den übrigen Offizieren war ich täglich an Land oder an Bord zusammen.

Ich wohnte damals im Palaverhause sehr gut und konnte auf der Joß-Platte, wo alles zu haben ist, auch auf gute Verpflegung in meinem Hause Wert legen, die ich nicht nur an sich für eine Notwendigkeit in Afrika halte, sondern die auch insofern ihr Gutes hat, als es Tatsache ist, daß gute Freunde selbst in Kamerun lieber zu Besuch kommen, wenn

sie ein gutes Glas Wein und eine gute Zigarre erwartet, als wenn sie mit einem schlechten Glase Bier und einer ungeschickt geheuchelten Entschuldigung empfangen werden, daß der letzte Dampfer nichts Besseres gebracht habe. Zudem heißt es draußen leben und leben lassen, wagen und nicht wägen.

Mein Nachbar im Palaverhause war der Landrentmeister Schuhmacher, mit dem ich mich zusammentat, wenn wir unsere guten Bekannten einluden, da wir sonst nicht über den nötigen Raum verfügten. Es waren aber selbst nach deutschen Begriffen recht hübsche Feste, die wir hier feierten. Lange vorher schon deckten die Hausjungen, die zur Feier des Tages tadellos gewaschen und angezogen waren, mit besonderer Sorgfalt den Tisch auf der Piaffa. Von altem Porzellan oder Silber wurde allerdings nicht gespeist, aber auf der sauberen weiß gedeckten Tafel sahen die hübschen Teller und Gläser sehr einladend aus. Wir hatten uns diesen Schatz, auf den wir sehr stolz waren, aus der schwedischen Faktorei besorgt, die damals noch jedes Jahr ein Segelschiff mit Holz anlies, das nebenbei auch die Kolonie mit Glas- und Porzellanwaren versorgte. Die Aufsicht über die Jungen hatte immer noch mein wackerer Sennessi, der mit einer vornehmen Ruhe, die jedem heimischen Oberkellner Ehre gemacht haben würde, das Ganze leitete. Seine Untergebenen waren der kleine Attang, ein Bati-Junge von Ngilla, den ich aus Jaunde mitgebracht hatte, und Hans Bakoko, ein kaum vierjähriger Bengel, den wir mit seiner Mutter in Bakoko gefangen hatten. Hans war an King Ivorys Stelle getreten, der bereits in seine geliebte Kru-Heimat zurückgekehrt war. Er war ein bildhübscher tiefschwarzer, aber unglaublich frecher, fauler kleiner Mensch. Ich hatte ihm ein rotes Badehöschen machen lassen und einen kleinen Fes auf den Kopf gesetzt. Er trieb sich stets herum und machte überall Unfug, so daß er bald auf der ganzen Fuß-Platte bekannt war. Wenn ihn dann jemand fragte, wer er denn sei und woher er die mehr prunkende als reichliche Livree habe, so antwortete er stolz die einzigen englischen Worte, die er kannte: „Hans Bakoko, Massa Dominik catch me for bush.“

Ein solches „Festessen“ auf der Piaffa im Januar ist mir noch besonders erinnerlich. Wir speisten zu sechs Bedecken und waren besonders stolz auf unsere vier verschiedenen Sorten Gläser. Es gab Hühnersuppe mit Reis, die mein Koch Aman Sudani mit besonderer Sorgfalt hergerichtet hatte und die er eben in einer großen Terrine, einem Prunkstück des Hauses Schuhmacher, zur Tafel senden wollte, als ein furchtbares Geschrei uns sämtlich nach der Küche stürzen ließ. Wir fanden hier den braven Hans Bakoko jämmerlich quiekend an der Erde liegen.

Er erzählte uns unter heißen Tränen, der Koch habe ihn als „Wachmann“ aufgestellt, um die Fliegen von einer sehr appetitlich aussehenden Hummer-Majonnaise fernzuhalten. Als er aber gesehen habe, wie der Koch sogar Mehklöfze in die Suppe tat, da habe er nicht widerstehen können, sondern von dem „Mimbo“ (Palmwein) einmal kosten wollen und versucht, die große Suppenterrine bis an seinen etwas niedrig stehenden kleinen Mund heranzuziehen. In diesem Augenblick hatte sich der böse Sudanesekoch, nichts Gutes ahnend, umgedreht, um den jungen Wachmann zu revidieren. Diesem war infolge des Schrecks die ganze Terrine auf den Kopf gefallen, und die heiße Suppe hatte ihn natürlich jämmerlich verbrannt. So mußten wir denn wohl oder übel mit der so schlecht beaufsichtigten Majonnaise unser Diner beginnen, das mit frischen Radieschen, Ananas und einheimischem Kaffee schloß.

Nach dem Essen saßen wir lange im Mondschein bei gekühltem Pilsener Bier. Und so befriedigt waren wir nach all den Genüssen, daß wir uns sämtlich einig waren, die Joß-Platte als ein afrikanisches Paris zu bezeichnen. Doch das Fest war noch nicht zu Ende. Aus dem Kru-Boy-Hause nebenan, einer langen Wellblechbaracke, in der Hunderte von Söhnen des freien Liberia hausten, klang die eintönige Tanzmusik, welche die Tontünstler der Gesellschaft alten Töpfen und Kasserollen zu entlocken verstanden. Irgend einer von uns kam auf den Einfall zu behaupten, es sei Zigeunermusik, und wir müßten tanzen. Im Nu waren wir im Kru-Hause, grinsend von den Herren Headleuten Peas soup und Old Tom empfangen. Einige Markstücke brachten Leben in die ganze Versammlung. Die Türen wurden geöffnet, um etwas Luft durch die Baracke wehen zu lassen. Sämtliche Schläfer mußten sich auf die Pritschen an der Wand zurückziehen, die alten Koffer und Kochgeräte, leere Rum-Demijohns und Flaschen, welche das Meublement eines Kru-Hauses bilden, wurden beiseite gerückt. Schuhmacher ergriff seine Handharmonika, unser Universalinstrument, und begann einen Marsch zu intonieren, unter dessen Klängen wir uns, sämtlichst mit Kru-Schönen am Arm, zu einer Polonaise in Marsch setzten. Mein Koch, Sennessi, und die Kru-Headleute schlossen sich uns an, und nach den Klängen der Musik vollführten wir unter dem Beifall der Wachgewordenen und dem Schnarchen der ruhenden Kru-Leute die künstlerischsten Touren. Eine Quadrille mit unendlichen Verbeugungen folgte, dann noch einige Polkas, bis wir früh morgens schwermütig unten am Landungsteg die Jolle mit den scheidenden Herren zur „Hyäne“ hinüberfahren sahen. Es war totenstill. Glatt wie ein Spiegel lag der Kamerun-Fluß vor uns. Wunderbar hell war die Tropennacht. Nach

dem wilden Festtrubel folgte bei Schuhmacher und mir nunmehr der Rückschlag. Still setzten wir uns auf der Brücke nieder und sangen zum Klange des auch bedeutend herabgestimmten Universalinstrumentes „Still ruht der See“. —

Ganz besonders rege war damals auf der Joß-Platte die Bautätigkeit. Mit jedem Dampfer kamen neue Beamte heraus, die untergebracht sein mußten, denn nirgends braucht man so notwendig Luft und Licht als gerade hier unter dem Äquator. Da hatte der Baumeister

Marchübungen auf dem Exerzierplatz.

Drees, einer unserer allerältesten Kamerun-Pioniere, alle Hände voll zu tun. Drees hatte nämlich damals auch noch die ganze wirtschaftliche Leitung des Gouvernements unter sich. Er warb die Handwerker an, die aus Accra, Sierra Leone oder Togo kamen. Er stand mit vielen Kru-Häuptlingen im Freundschaftsverhältnis, obgleich sie ihn nie persönlich gesehen hatten. Sie lieferten jährlich Arbeiter an ihn, und da sich der Baumeister als gütiger Herr erwies und auch mit einem gehörigen „Dash“ nicht hintenanhaltete, so hatte der Name Drees überall an der ganzen Westküste einen besonders guten Klang. Wer ihn zudem noch sah, den alten deutschen Korpsstudenten mit der zerشلagenen Wange, der gleichen Liebenswürdigkeit für jeden einzelnen, wenn er den Cocktail mischte, ohne den niemand sein gastliches Heim verlassen

durfte, oder wenn er mit stoischer Ruhe die unendlichen Klagen und Quengeleien anhörte, mit denen Europäer und Eingeborene ihn heimsuchten, der mußte sofort die feste Überzeugung gewinnen: das ist ein Mann, wie er für diesen Posten nicht besser gefunden werden konnte.

Um Weihnachten hatte das große österreichische Kadettenschulschiff „Donau“ Kamerun einen Besuch abgestattet. Die Joß-Platte hatte sich den Bundesgenossen natürlich in festlichem Gewande gezeigt, aber besonders überrascht und entzückt waren die österreichischen Kameraden durch den Klang deutscher Weisen des „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“ und „Ich hatt' einen Kameraden“ von den Lippen der kleinen schwarzen Sänger in der Regierungsschule. Der Reichsschullehrer Christaller, ein Württemberger, verstand es allerdings auch in mustergültiger Weise, auf seine schwarzen Schüler einzuwirken, und auch mich hat solch ein mehrstimmiges Lied in der Schule zu Bell-Dorf oft im Geiste in die ferne Heimat versetzt. Und wie oft waren wir alle tief ergriffen, wenn auf dem Kirchhof ein deutscher Choral von der kleinen Schar vorgetragen wurde.

Bei dem österreichischen Kommandanten war Zampa als Ordonanz kommandiert gewesen. Er hatte durch sein musterhaftes militärisches Auftreten besonders gefallen. Zampa war jetzt vom Abbo, wo ich ihn vor dem Jaunde-Marsch zurückgelassen hatte, nach Kamerun zurückberufen worden und mir überall bei der Ausbildung eine treffliche Stütze, weil er selbst wirklich bis ins kleinste militärisch erzogen war, außerdem nie am Fieber litt. Auch konnte er sich, obgleich er nicht Lagos und Haussa sprach, als Schwarzer mit den Rekruten viel besser verständigen als die weißen Lehrmeister.

Besonders festlich wurde natürlich auch dieses Jahr Kaisers Geburtstag begangen. Um zehn Uhr trat die Truppe in Parade vor dem Gouverneur an, der mit den Kriegsschiffsoffizieren und Beamten die Front abschritt. Dann hielt ich eine kleine Ansprache, die sofort von den Dolmetschern, die ausgetreten vor ihren Stammesangehörigen standen, in die Wey-, Sierra Leone- und Lagos-Sprache übersetzt wurde, und brachte unter dem Donner unserer Schnellfeuergeschütze ein Hoch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn aus. Ein Parademarsch schloß die Feier. Die Soldaten rückten in die Kaserne ein; es wurden zwei Ochsen geschlachtet und Tabak verteilt.

Um 11 Uhr war kirchliche Feier für sämtliche Deutsche auf der „Hyäne“, die über die Toppen geflaggt hatte und um 12 Uhr den Kaiserj salut abgab. Dampf donnerten die Geschütze über die still in der Sonnenglut daliegende Wasserfläche dahin. Am Lande trommelten die

Duallas, jauchzten und lärmten die Soldaten, und auf dem Schiffe stießen deutsche Männer begeistert auf das Wohl des Allerhöchsten Herrn die Gläser zusammen. Wie besonders feierlich ist stets dieses deutscheste Fest gerade draußen im fernen Lande.

Nachmittags versammelten sich fast sämtliche Europäer auf dem Exerzierplatz, wo die Soldaten stammesweise angetreten waren, um bei Spiel und Tanz nach ihrer heimischen Art den Festtag zu begehen. Den Höhepunkt erreichte die Freude der Soldaten, als gegen Abend Stamm gegen Stamm zum Wettkampfe schritt. Da liefen die Sierra Leone-Leute und die Lagos-Männer um die Wette. Sie wurden so eifrig, daß sie, um unbehindert zu sein, sich die Sachen vom Leibe rissen und in wilder Radtheit rasend dahinstürmten. Auserwählte rangen und bogten, kämpften mit stumpfen Schwertern und Speeren. Jeder Stamm stellte seine besten Leute, und aufmunternd und ermahnend standen die Landsleute bei Seite hinter den Streitern. Da konnte man Kraft und Wildheit bewundern! Immer lauter wurde das Geschrei, je länger die Kämpfe dauerten; ganz Westafrika war hier vertreten. Da rangen zwei sonst so ruhige Muhammedaner, ein riesiger Sudanese und ein sehniger Haussa, mit einem Eifer, wie man ihn ihrem phlegmatischen, gesetzten Wesen nie zutraute. Da warfen die Nachbarn aus Lagos und Dahomey mit der gefürchteten Streitart um den Preis. Dort liefen die schlanken Bey-Leute und tiefschwarzen Männer aus Sierra Leone um die Wette, während unsere Landsleute aus Togo einen wilden Schwertertanz aufführten. Und ich war stolz mitten unter ihnen, voller Freude, den Kriegsschiffsoffizieren und Kaufleuten so kriegerische Männer vorführen zu können. Bei dem Anblick solch ungezügelter Menschenkraft wächst wunderbar das Mannesgefühl, man möchte selbst in die Reihen zum Kriegstanze treten, und alles Wilde im Menschen beginnt sich zu regen.

Als es dann Abend wurde, hatten die Spiele noch einen spaßigen Abschluß. Neben den Europäern hatten sich Hunderte von Duallas versammelt, die neugierig zuschauten. Da — der schrille durchdringende Ruf meiner Pfeife! Alle Unteroffiziere piffen nach, und sofort trat Totenstille ein. Dann mein Ruf „Antreten“, und wie der Wind jagten die schwarzen Gestalten, alles liegen lassend, von rechts und links auf mich los. Aber die Duallas sind fort, außer den Europäern ist niemand mehr auf dem Plage. Die urplötzliche Stille, das Laufen von allen Seiten hatten die Duallas so erschreckt, daß sie in wilder Flucht nach allen Seiten auseinandergestoben waren.

Ich war zufrieden mit den Soldaten. Auch in der Aufregung hatten

sie ohne Zögern gehorcht. Und dieser rücksichtslose Gehorsam gerade muß dem schwarzen Soldaten unter allen Umständen anerzogen werden, instinktiv muß er seinem Herrn folgen. Daraufhin hatte ich vom ersten Tage an gearbeitet. Wenn die Pfeife ertönte, wurde alles abgebrochen, wenn geseuert wurde, unter allen Umständen gestopft, und der Mann wartete des Befehls seines Führers. Die jungen Soldaten hatten ihre Probe bestanden.

Noch als ich die Ruhe suchte, wirkten in mir die erhebenden Eindrücke des Tages nach. Hier ist es schön, Soldat zu sein, hier ist Wirklichkeit! Die Leute, die heute neben mir spielten, habe ich schon im Kampfe gesehen, und die jungen Soldaten werde ich bald erproben. Noch einen Monat weiter, dann sollte es hinausgehen, vorwärts nach Bakoko.

Sechstes Kapitel.

Rrieg mit den Bakofos.

Von Kamerun nach Edea. — Straf-
zug im Bakoto-Flachlande. — Kro-
kodile im Njong. — Kämpfe im
Bakoto-Berglande. — In Jaunde.

Am 13. März trat der
Kommandeur v. Stetten mit
meiner Kompagnie, zu der
Unteroffizier Bauch gehörte, und
104 Jaunde-Trägern unter dem Unter-
offizier Vorwerk den Ausmarsch zur Bakoto-Expedition nach Edea an.
Bereits am Tage vorher war die Kompagnie v. Stein, die meist aus
Lagos-Soldaten bestand, mit dem Sergeanten Miischen dorthin aufge-

brochen. Ein Arzt stand der Expedition nicht zur Verfügung, sondern nur der Lazarettgehilfe Schöb.

Die Expedition hatte den Auftrag, die Bakofos, die im Oktober des Jahres vorher mich überfallen hatten, zu bestrafen und die große Handelsstraße Edea—Jaunde zu eröffnen. Ferner sollte Stetten nach Norden und Osten von der Jaunde-Station aus in das Wute-Gebiet aufklärend vorgehen.

Wir Europäer fuhren sämtlich mit der starken Barkasse der Firma Woermann, die mehrere große Surf-Boote mit den Soldaten und Trägern schleppte. Schon als wir in das Kamerun-Astuarium hinaus kamen, hatten wir starken Seegang, mehrmals rissen die Trossen der schwer belasteten Boote, so daß uns noch in den Mangroven des Quaqua die Nacht überraschte. Sie brachte einen gehörigen Tornado mit, der uns in den offenen Fahrzeugen einmal wieder bis auf die Haut naß werden ließ.

Am andern Morgen ging es den Quaqua aufwärts, vorbei an den wohlbebauten Siedlungen der dort wohnenden Bakofos, die uns als Freunde des Gouvernements lebhaft begrüßten. Sie waren, wie auch die Anwohner des unteren Sanaga bis nach Edea hinauf, der Regierung seit der Bestrafung im Jahre 1893 durch Assessor Wehlau unbedingt ergeben. In näheren Verkehr kamen wir mit ihnen zunächst in Dogominje, einem an der Mündung des Quaqua in den Sanaga gelegenen Dorfe, wo wir liegen bleiben mußten, weil der Wasserstand so ungünstig war, daß die tiefgehende Barkasse nicht weiter zu fahren vermochte. Die Leute zeigten sich zunächst, als sie die vielen Soldaten sahen, doch etwas scheu, wurden aber bald zutraulicher, namentlich als der Missionar Scholten von der nahegelegenen Baseler Missionsstation Lobethal herüberkam.

Die Arbeit, die für uns jetzt in der Mittagshitze begann, war ungemain beschwerlich. Es hieß die Barkasse und die Boote über eine 100 m lange flache Sandbank schaffen, die sich am Quaqua-Sanaga-Eck gebildet hatte. Auf der äußersten Landspitze wurde ein kleines Lager aufgeschlagen, sämtliche Soldaten an Land gesetzt und die Bakofos aufgefordert, Lebensmittel zu bringen; dann wurde abgekocht. Nachdem die Leute gegessen hatten, begab ich mich mit meiner ganzen Kompagnie, die meist aus den alten Soldaten (Wey- und Sierra Leone-Leuten) bestand, die schon auf dem Ubo in Bakofos und in Buëa mit mir gewesen waren, ins Wasser an die Arbeit. Sämtliche Lasten wurden ans Land gesetzt und so die Boote gehoben, sodann Trossen ausgebracht und an ihnen von 50 oder 60 Mann gleichzeitig die Boote vorwärts gezogen.

Eine Freude war es, die nackten schwarzen Gestalten bis an die Hüften im klaren Wasser mit Anspannung aller Muskeln arbeiten zu sehen. Aber vorwärts kamen wir nur langsam; die Sonne wollte schon untergehen, als wir glücklich die Boote hinüber hatten und nun an die schwere Barkasse heran mußten. Der Kommandeur hatte den Leuten eine Extrarumration in Aussicht gestellt, wenn wir die Barkasse flott bekämen, und plätschernd, scherzend und schreiend schwamm die ganze Schar dem schweren Fahrzeug zu.

Bald hatten wir die Barkasse mit Tauen in die schmale Fahrrinne geholt, die schon dadurch, daß wir die Boote hindurchgezogen hatten, etwas vertieft war. Mit Spaten und Hacken wurde der Grund aufgewühlt und beiseite geworfen, dann saßen alle gleichzeitig an und, Schritt um Schritt vorwärts gehoben, kam das schwere Fahrzeug bis dicht an den Sanaga heran, der hier mit ungeheurer Gewalt dahinschießt. Noch einmal ein Heben und Rücken, dann war das schwere Fahrzeug im tiefen Wasser.

Aber während wir die leichteren Boote halten können, als sie zu schwimmen begannen, nahm uns die Barkasse, die keinen Dampf auf hatte und sofort von den Wirbeln gefaßt wurde, in reißender Fahrt mit stromab. Ein furchtbares Durcheinander entstand. Alle wollten sich an der Bordwand festhalten, einer stieß den anderen, und immer schneller und schneller trieben wir zu Tal. Wir hatten von Mittag an gearbeitet, waren todmüde und deshalb wenig zum Schwimmen in der starken Strömung aufgelegt. Aber schließlich drang ich doch mit der Stimme durch und bekam auch wieder Ordnung in das Ganze, nachdem ich mit einigen Leuten in das Boot hineingeklettert war. Einige besonders gute Schwimmer bekamen ein Tau zugeworfen, mit dem sie sich mit vieler Mühe an das Ufer hinüberarbeiteten, während die übrigen zum Teil noch auf dem Boot hingen, zum Teil aber auch von selbst dem Ufer oder nahen Sandbänken zuschwammen. Vom Lager aus waren viele Jaundes und Bakos stromab gelaufen, um dem Schauspiel zuzusehen. Diese griffen die Schwimmer an den Händen und hatten bald auch das Tau gefaßt. An diesem zogen sie nun mit lautem Halloh die Barkasse mit den vielen schreienden und zappelnden Menschen ans Land.

Die Dogominje-Leute kamen mit ihren Kanoes und holten die Versprengten von den Sandbänken und flachen Stellen, auf die sie sich gerettet hatten, ins Lager. Alles ging ohne Unfall ab. Die Nacht lagerten wir, eifrig über den ereignisreichen Tag plaudernd, an den lodernnden Feuern am Quagua-Eck.

Ich selbst aber fand keine Ruhe, denn der glühende Sonnenbrand,

in dem ich den ganzen Tag unbekleidet gearbeitet, hatte meine Haut vollkommen entzündet, was ich, so lange ich im Wasser gewesen war, gar nicht bemerkte. Aber auch in Afrika braucht, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen. So mußte ich mir denn gefallen lassen, daß Stetten noch nachts den „Krebs“ des öfteren nach seinem Befinden befragte.

Am andern Tage ging die Reise wegen der starken Strömung nur langsam vorwärts, und erst spät abends konnten wir in Marienberg den liebenswürdigen Patres von der Pallotiner Mission noch in das Haus fallen, um am 16. dann endlich in Edea zu landen.

Die Edea-Station ist dicht unterhalb der großen, wunderbar schönen Wasserfälle des unteren Sanaga gelegen und war ursprünglich als Stützpunkt für die geplante Gravenreuthsche Expedition bestimmt. Sie wurde vom November 1891 bis zum Februar des folgenden Jahres von dem unglücklichen Bolkamer und dem Unteroffizier Gansow erbaut. Der derzeitige Leiter der Station, Herr v. Brauchitsch, war schon drei Jahre in Edea und gerade mit dem Bau eines neuen massiven Hauses beschäftigt. Von Edea aus verwaltete er den ganzen Südbezirk des Schutzgebietes, soweit er nicht zu dem Bezirksamte Kribi gehörte.

Auf dem Sanaga fand ein lebhafter Handel statt, und auch die Missionstätigkeit hatte im südlichen Bakoko-Gebiete gute Erfolge zu verzeichnen. Auf der Station machte damals Brauchitsch Versuche mit dem Anbau von Reis. Es war ungefähr ein Hektar mit Reis bepflanzt. Der weitaus größte Teil hatte bereits abgeblüht, stand in Mannshöhe und setzte überall starke Ähren an, so daß Brauchitsch dem Ergebnis der Ernte um so hoffnungsfreudiger entgegensah, als der Reis, der bei den ersten Versuchen geerntet war, qualitativ so gut ausgefallen war, daß er von den Arbeitern der Station durchweg dem importierten vorgezogen wurde. An Viehbeständen waren eine große Schaf- und Ziegenherde, viele Enten und Hühner auf der Station vorhanden, die gut gediehen. Auch eine große Fläche Weidelandes, die jederzeit durch Rodungen erweitert werden konnte, war angelegt, und man erwartete damals das erste Zuchtvieh, mit dem dann Brauchitsch später sehr gute Resultate erzielt hat. Dicht an den Fällen lag eine starke Dualla- und Malimbese-Siedelung.

Gegen Abend turnten wir auf einem gestürzten und behauenen Baumstamme über eine tiefe Schlucht hinweg und besuchten Herrn Jührs, den Leiter der Woermann-Faktorei. Jührs war mit seinem bis auf die Brust reichenden schwarzen Barte als Bia-Bia (Bartmenschen) eine weithin bekannte Persönlichkeit im ganzen Bakoko-Lande. Er konnte uns auf

Große Jafforei an der Batanga-Küste.

Grund seiner langjährigen Erfahrungen manche gute Auskunft und manchen Ratschlag geben.

Als wir heimkehrten, brachte ein großer Brand die ganze Besatzung in Aufregung. Ein leichtsinniger Boy Steins hatte nämlich ein Licht im Zelt brennen lassen, wodurch die Zeltdecke Feuer fing, so daß im Nu eine Flamme zum Himmel aufsprasselte und trotz aller Mühe nichts wie die Zeltstöcke von dem schönen grünen Hause übrig blieben.

In roter Husarenuniform marschierte uns an den folgenden Tagen der Edea-Häuptling mit seinen Leuten voraus, und von allen Seiten brachten im Edea- und Zabi-Gebiet die Bakofos überreichlich Lebensmittel für die Expedition herbei. Aber sie waren scheu und hatten meist ein böses Gewissen, da sie mehr oder weniger mit den uns feindlichen Bakofos verwandt waren oder doch mit ihnen in Handelsverbindungen standen.

Die Edea-Bakofos und namentlich die Duallas hatten die günstige Geschäftslage vor dem Kriege, auf den sich ja die Bakofos lange genug einrichten konnten, voll ausgenutzt und reichlich Pulver und namentlich die von der Regierung verbotenen Zündhütchen für die Vorderladergewehre an unsere Gegner verkauft. Die Bakofos hatten nämlich in früheren Zeiten, als die Einfuhr von Zündhütchen noch erlaubt war, die sogenannten Capsgewehre, die durch Hähne und Zündhütchen zur Entladung gebracht werden, lieber gekauft als die gleichfalls gangbaren Steinschloßgewehre, waren dann aber durch ein Zündhütcheneinfuhrverbot, das die Regierung infolge der vielen Unruhen im Lande erlassen hatte, besonders empfindlich getroffen worden. Die schlauen Duallas hatten nun trotz des Verbots auf englischen Dampfern sich Zündhütchen zu verschaffen gewußt und sie natürlich mit ungeheurem Vorteil an die Bakofos weiter verkauft. Dies hatte Brauchitsch in mehreren Fällen festgestellt und beim Gouvernement die endgültige Ausweisung sämtlicher Dualla-Händler aus dem Edea-Bezirk beantragt.

Der Wegeabschnitt von Edea bis an den Njong war verhältnismäßig eben. Durchweg marschierten wir durch dichten Urwald. Im Ndoghebesoll-Gebiet fanden wir alle Siedelungen verlassen, aber Widerstand wurde fast nirgends geleistet. Weithin schweiften die Soldaten durch das ganze Land, um den Gegner zu suchen, um das Vieh zusammenzutreiben und zu furagieren. Das ist die einzige Art, um im Waldgebiete die Eingeborenen überhaupt schädigen zu können, sofern sie sich nicht zum Kampf stellen, sondern die Hilfsmittel, die die Natur ihnen bietet, ausnützen und wohlversteckt den Abmarsch der Expedition abwarten.

Der Njong-Fluß macht im Jabi-Gebiet einen großen Bogen und nimmt von Norden her als größten Nebenfluß den Mfelle auf, der wohl in der Gebirgslandschaft der Ndoghebelas entspringt, wo seinerzeit Kund hatte umkehren müssen. Der Njong hatte an unserer ersten Übergangsstelle eine Breite von 250 m, während er an der zweiten bei Dnebanang wenig über 100 m breit war.

So verging Tag um Tag mit mühsamen Patrouillengängen beider Kompagnien, und die Expedition rückte nur langsam vorwärts. Mit größeren Abteilungen bekamen wir überhaupt keine Fühlung. Wie groß war daher der Jubel meiner Leute, als wir, wenige Stunden von dem zweiten Njong-Übergang entfernt, auf eine stärkere Ndoghebesoll-Patrouille stießen, mehrere Mann abschossen und drei lebend in unsere Gewalt bekamen, nach deren Mitteilungen ein größerer Stapelplatz des Feindes jenseits des Flusses wohlversteckt liegen sollte. Dorthin hatten die Bakokos Frauen und Kinder, Vieh und Lebensmittel gebracht. Die gefangenen Leute hatten einer über den Fluß vorgeschickten Patrouille angehört und sich überraschen lassen.

Die Aussicht, endlich mit dem Feinde handgemein zu werden, und namentlich auf die erhoffte gute Beute ließ die Soldaten ihre Gefangenen, denen beide Hände, damit sie nicht fortlaufen konnten, an den Hals gebunden waren, so schnell durch den Wald treiben, daß ich nur mit aller Mühe und schweißbedeckt folgen konnte. Plötzlich stürmt alles vorwärts, ein paar Vorderladergewehre krachen, „Fangen, fangen, nicht schießen“ schreien die Soldaten und setzen hinter acht fliehenden Bakokos her, die, wie es sich herausstellt, am Ufer Wache gesessen haben und nun, als ich mit meiner Spitze an den Njong komme, eben mit ihren zwei, aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigten Kanus am jenseitigen Ufer landen. Dort ergreifen sie die Flucht, nachdem sie die schlanken Fahrzeuge in die Strömung zurückgestoßen haben, von der sie schnell entführt werden. Die Soldaten haben vorbeigeschossen, die Bakokos alarmieren am anderen Ufer, kein Wunder, wenn wir wieder ein leeres Nest finden.

„Nun vorwärts, ein Floß gebaut!“ Die Soldaten sind schon beim Holzfällen und binden die Stämme mit Lianen geschickt zusammen, aber die Stämme sind grün, das Floß schwimmt schlecht, und der Lenker des schwanken Fahrzeugs steht bis an die Knöchel im Wasser. Kaum zwei Mann kann es tragen.

„Also vorwärts ins Wasser“ rufe ich meinen Leuten zu, die sämtlich vorzügliche Schwimmer sind. Die Strömung ist stark, und tiefschwarz fließt der Njong zwischen den 2 m hohen gelben Lehmufeln dahin. „No, Massa, plenty alligators“, lautet die Antwort meiner Leute. Ich sehe

kein Krokodil, habe auch bei meinem vorjährigen Marsche nie solche Bestien im Njong beobachtet; es drängt mich hinüber, heran an die verhassten Bakotos, ehe noch der Kommandeur mit dem Gros herankommt.

Schon sind Rock und Karabiner auf dem Floß, schnell die Beinkleider und leichten Schuhe aus, und bis an die Hüften stehe ich im Wasser, als der Unteroffizier Isaaß und vier Mann mir folgen. „Wenn Du sterben willst, wollen wir bei Dir sein“, sagen sie, „damit Du nicht meinst, daß Deine Wey-Jungen Angst haben.“ In einer Reihe schwimmen wir dahin, dicht neben dem Floß, das ein Mann mit langer Stange führt. Da — ein markerschütternder Schrei, ich sehe nach links, ein Blutfleck — der Mann neben mir ist verschwunden! Als ich den Kopf hochnehme, sehe ich, wie Isaaß Kehrt gemacht hat und eifrig dem Ufer zuschwimmt, die drei anderen Leute sind noch bei mir. Nun schreits überall „Alligator“, und richtig, da tauchen dicht neben uns mehrere der langen, unheimlichen schwarzen Köpfe auf.

Noch höre ich Schüsse, sehe Geschosse auf das Wasser schlagen, das Herz schlägt mir am Halse, ich kann kaum noch schwimmen, fühle mich auf das Floß gezogen und komme erst wieder zu mir, als ich am anderen Ufer von meinen Leuten fast auf den Kopf gestellt werde, um mich von dem vielen Wasser, das ich geschluckt habe, zu befreien.

Nur der Befreite Kamba hat gleich mir das andere Ufer erreicht, die anderen Leute haben die Bestien in die Tiefe gezogen! Stetten behauptete am anderen Tage, er habe graue Haare bekommen bei dem Anblick, der sich ihm bot, als er den Fluß erreichte, in dem wir schwammen. Für mich wird der 8. April stets unvergeßlich bleiben.

Am anderen Ufer war natürlich Njonebayang, an das wir uns heranschlichen, nachdem mehrere Kanus gefunden waren und ein Teil der Soldaten übergesetzt war, längst verlassen, und Unteroffizier Bauch und ich, die wir durch den Fluß von der Expedition getrennt übernachteten, durften froh sein, daß uns die Ndoghebesolls nicht noch in der Nacht angriffen.

Natürlich wurde ich von dem Kommandeur für meinen Leichtfinn stark getadelt, aber weit schmerzlicher war es mir, als ich die traurigen Blicke der braven Wey-Soldaten vom Stamme der Verunglückten wie einen stummen Vorwurf auf mir ruhen fühlte!

War das Land nun bis zum Njong ziemlich eben gewesen, so trug es jetzt einen wesentlich anderen Charakter. Vom Njong bis zu der fast unbewohnten breiten Urwaldzone, die Bakoto vom Jaunde-Gebiet scheidet, waren zwei deutliche Steilanstiege erkennbar, die zu einer jedesmal höher liegenden Terrasse führten, die jedoch, besonders die zweite, durch größere aufgesetzte Erhebungen ihr plateauartiges Gepräge verloren. Es war

dieser Wegeabschnitt fast durchweg dicht bevölkert und gut angebaut. Zusammenhängender Urwald trat nur an den Stammesgrenzen auf, während sonst dichter Buschwald, der stete Zeuge früherer Ansiedelungen, die Vegetation bildete. Erwähnenswert waren die sehr guten breiten Wege und der außerordentliche Reichtum an Palmen aller vorkommenden Arten, besonders aber der Öl- und Kokospalme, weit nach Osten bis zur Jaunde-Grenze hin.

Njong-Fluß.

War bisher der Widerstand nur ein geringer gewesen, so hörte dies, sowie wir das Ndognsseg- und Bayop-Gebiet betraten und damit in das Hochland gelangten, gänzlich auf.

Am 12. April verloren wir beim Sturm auf mehrere Dörfer, die hoch auf Sandsteinkuppen rings von Feldern umgeben lagen und zu denen breite, gelbe, durch mehrere Tornados sehr glatt gewordene Lehmswege hinaufführten, die ersten vier Soldaten im Gefecht.

Die Bakofos ließen uns merkwürdig nahe heran, ehe sie das Feuer eröffneten. Da wir bergan stiegen, sahen wir nur wenig und befanden uns dann plötzlich dem vorzüglich gedeckten Gegner gegenüber, der aber auch hier wieder, sobald wir ernstlich auf ihn losgingen, sich zur Flucht wandte.

Am 13. morgens, als ich eben mit meiner Kompanie ausrücken wollte, um den Feind, der am Tage vorher geschlagen war, aufzusuchen, ging ein sehr starker Tornado nieder, und da ich mich gar nicht wohl befand, befahl mir der Kommandeur zurückzubleiben und ließ auch die anderen Europäer, die mehr oder minder von den gefährlichen Kletterpartien am Tage vorher sehr angegriffen waren, im Lager zurück. Wir ruhten uns gehörig aus und saßen gegen 8 Uhr plaudernd an den Lagerfeuern, als ein trauriger Zug sich nahte. Voran die Unteroffiziere Audu, Isaac und James Pama, welche die Patrouille geführt hatten. Audu brachte mit seinen Haussa-Leuten wohl sechs Köpfe, aber leider auch den mir so lieben Soldaten Labron tot, sowie zwei Schwerverwundete auf Tragbahren mit, während Isaac und seine Wey-Leute sechs Verwundete hatten, James Pama aber gar einen Sierra Leone-Mann tot in den Händen des Feindes hatte lassen müssen.

Die Patrouillen hatten morgens, ehe sie sich getrennt hatten, einen Gefangenen gemacht und waren von ihm zu dem großen Dorf Tafont geführt worden. Dies war überraschend angegriffen worden und mehrere Bakos waren erschossen. Dann aber hatten die Leichtsinnigen sich in ihrem Siegesjubel sofort auf die reiche Beute an Vieh gestürzt, hatten geschlachtet und nach Herzenslust Palmwein getrunken. Am Spätnachmittag waren die Haussas, die in einem Ausbau des Dorfes lagen, plötzlich angegriffen worden, wobei Labron fiel. In dem Kampfe um seinen Leichnam, den sie nicht hatten liegen lassen wollen, waren dann auch mehrere Wey-Soldaten verwundet worden. Obwohl fortwährend beschossen, war der Rückzug bis an einen 10 m breiten Wasserlauf, ungefähr zwei Stunden vom Lager entfernt, vollkommen geordnet gewesen. Hier aber war das feindliche Feuer so stark geworden, daß die Sierra Leone-Leute einen toten Kameraden, der in das Wasser gefallen war, nicht mehr hatten bergen können.

Die Aufregung im Lager war eine große. Meine Kompanie, die nach einigen Abgaben an das Trägerkommando unter Vorwerk nur achtzig Mann zählte, hatte in zwei Tagen sieben Tote und zwölf Verwundete; kein Wunder also, wenn die jungen Soldaten Steins nicht gerade voll Zuversicht in die Zukunft blickten.

Am 14. April feierten wir ein stilles Osterfest, und am 15. ging es schon in der Frühe vorwärts. Trotzdem wir sehr dichten Urwald zu passieren hatten, wurden wir von den Bakos nicht belästigt und nahmen am Spätnachmittag in einem großen Dorf im Bayop-Gebiet Quartier. Patrouillen wurden nach allen Seiten ausgesandt und die Felder nach Lebensmitteln abgesucht. Nirgends stieß man auf den Feind. Als wir bald nach sechs Uhr beim Essen saßen, wurden unsere Wachen plötzlich von

allen Seiten gleichzeitig von vielen Bakofos unter sehr starkem Feuer angegriffen. Im Nu war alarmiert, alle sprangen, wie sie gingen und standen, mit dem Gewehr in der Hand aus den Hütten und Zelten und nahmen die vorgeschriebenen Plätze ein.

Es wurde nämlich stets sofort nach dem Einrücken die Besetzung der Nachtstellung mit allen Mannschaften geübt, so daß die Soldaten auch im tiefsten Schlafe, gleichsam mechanisch, nach ihren Gewehren griffen und auf ihre Plätze stürmten. Auch die Feuerdisziplin war sehr gut. Es wurde im Lager nur auf Befehl geschossen, eine Maßregel von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, da gerade durch planloses Schießen der Leute sehr leicht Verwirrung bei der eigenen Truppe entsteht.

Auch heute hatten die Wachen rechtzeitig geschossen, und als ich aus dem Zelt gestürzt kam und hinter die Reihe der Dorfhäuser sprang, lagen meine Leute bereits in langer Kette am Dorfrand entlang auf der Erde, während die Bakofos unablässig aus dem Walde feuerten, ohne daß wir bei dem Pulverdampf und der Dunkelheit etwas von ihnen wahrnehmen konnten. Mit dem Standvisier wurden nun sofort einige Salven in den dunklen Busch abgegeben, und als sich der Rauch vollkommen verzogen hatte, vorsichtig einige Patrouillen vorgeschoben, die aber außer einigen Blutspuren und zwei zurückgelassenen Gewehren nichts vom Gegner fanden.

Als der Kommandeur wegtreten ließ und ich meine Posten abging, meldete mir ein Sierra Leone-Mann, daß er seit dem Angriffe der Bakofos seinen Nachbar, den Gefreiten Dames, nicht mehr gesehen habe. Ich rief nun laut den Namen des Gefreiten, erhielt aber keine Antwort und ging mit dem Feldwebel Musq in der Richtung auf den mir bezeichneten Posten in den Busch, ohne ihn jedoch zu finden. Als ich eine Magnesiumfackel anzünden ließ, bekamen wir plötzlich wieder lebhaftes Feuer aus dem Walde, wobei der Hornist Jo einen Schuß in die Schulter erhielt. Einige Schüsse in den Busch vertrieben die Bakofos schnell, und eine vorgeschobene Patrouille sicherte uns vor einem weiteren plötzlichen Überfall, während wir nach Dames suchten. Wir fanden ihn bereits starr, mit wohl zwanzig Wunden, hinter dem Baume, der ihn hatte decken sollen. Die Bakofos hatten sich augenscheinlich unbemerkt an ihn herangeschlichen und ihn dann plötzlich aus allernächster Nähe niedergeschossen. Bis gegen zehn Uhr erneuerten sich die Angriffe fortwährend. Wir blieben dann noch ungefähr eine Stunde mit dem Gewehr in der Hand in unseren Stellungen liegen, bis der Kommandeur einrücken ließ, um den Leuten, die für die nächsten uns bevorstehenden Gefechte doch gekräftigt sein mußten, einige Ruhe zu gönnen.

Am folgenden Tage unternahm Stein mit seiner ganzen Kompagnie eine größere Erkundung, während meine Leute weithin im Um-

freie den Wald vom Unterholz säuberten und sichere Stände für die Posten ausbauten.

Gegen Abend kamen zunächst einige Patrouillen zurück, ohne etwas vom Feinde bemerkt zu haben; sämtliche Dörfer, die sie passiert hatten, waren verlassen gewesen, die Bakofos hatten sich eben, nachdem sie ihre Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht, gesammelt und traten geschlossen bald hier, bald dort auf, wobei ihnen die genaue Kenntnis der Waldwege vorzüglich zustatten kam. So hatte das Gros der Kompagnie Stein nachmittags ganz unerwartet mehrere Angriffe zu bestehen gehabt und den Bakofos Verluste zugefügt, brachte aber auch drei Schwerverwundete mit nach Hause. Die Nacht verlief merkwürdig ruhig.

Am 17. ging ich mit dem Teil meiner Kompagnie, der am Tage vorher auf Wache gewesen war, auf Patrouille. Wir marschierten bis zwölf Uhr bergauf und bergab vorwärts, suchten alle Dörfer und Farmen ab, ohne auf den Feind zu stoßen, und fanden schließlich auch den Platz wieder, wo ich seinerzeit von den Bakofos überfallen worden war. Die Häuser waren längst verlassen und die Farmen dicht verwachsen. Die abergläubischen Bakofos fürchteten wohl den Zauber des weißen Mannes. Ich blieb hier liegen und schickte eine stärkere Patrouille unter dem Unteroffizier Isaac in der Jaunde-Richtung weiter vor, hörte dann gegen vier Uhr, als ich meine Leute bereits zurückerwartete, heftiges Schießen und ging vorwärts dem Schalle nach. In einer tiefen Schlucht, in der ein ungefähr 30 m breites Gebirgswasser floß, das den Soldaten bis an die Brust reichte, hatten die Bakofos Isaac, der auf dem Rückmarsch zu mir war, plötzlich angegriffen und ihm auch zwei Mann schwer angeschossen. Als die Bakofos dann aber, während die Weiße-Leute beschäftigt waren, ihre verwundeten Kameraden aus dem Wasser zu ziehen, allzukuln geworden waren und hinter den deckenden Felsen und Bäumen hervorgekommen waren, hatte Isaac ein lebhaftes Feuer eröffnet.

Als die Bakofos uns kommen sahen, verschwanden sie mit lautem Geschrei so eilig, daß wir drei Tote, die sie nicht mehr hatten mitnehmen können, in ihrer Stellung fanden. Unterwegs überraschte uns bereits die Dunkelheit, und wir mußten nun Schritt für Schritt mit Patrouillen seitlich im Walde vorgehen, um nicht plötzlich in einen schlau angelegten Hinterhalt des Feindes zu fallen. So wurde es fast Mitternacht, bis wir dicht an das Lager kamen, wo ich den Hornisten blasen ließ, um nicht etwa von den eigenen Posten beschossen zu werden. Die Nachricht von den Verlusten des Gegners verbreitete sich gleich nach unserer Ankunft überall in den Häusern, in denen die Wachmannschaften noch plaudernd am Feuer saßen, während der brave Lazarettgehilfe Schöb wieder Arbeit mit den Verwundeten bekam. Die Abwesenheit eines Teiles der Expe-

dition außerhalb des Lagers hatte die Bakofos doch so beunruhigt, daß sie keinen Nachtangriff wagten.

Am 18. verlegten wir unser Lager mehrere Stunden nach vorwärts, weil ein großes Dorf, das die Patrouille Isaacs am Tage vorher erkundet hatte und das dicht am Wasser gelegen war, sich besser für einen längeren Aufenthalt eignete. Es zählte mehr Hütten, war hoch gelegen und ringsum von großen Farmen umgeben, welche die Verpflegung der Expedition sicherstellten.

Stein hatte viel unter Fieber zu leiden, und auch dem Kommandeur und mir ging es nicht sonderlich gut. Hierzu mag auch der Umstand beigetragen haben, daß wir eigentlich fortwährend auf den Beinen waren und bei den beständigen Angriffen der Bakofos Tag und Nacht keine Ruhe fanden. Nichts ist für die Nerven schädlicher als dieser fortwährende Alarm im Lager.

Nachdem die Quartiere bezogen waren, wurde wieder Busch geschlagen und ein starker Berhau rings um das Lager angelegt. Am 19. gingen Patrouillen nach allen Seiten. Der Befreite Thomas IV., derselbe, der auf meinem Zuge durch Bakoko stets an der Queue bei Zimmermann marschiert war und sich dort so trefflich bewährt hatte, brachte auch dieses Mal vier Köpfe mit zurück, während die Sierra Leone-Leute eine große Herde Ziegen und Schafe beitrrieben, so daß die Leute einmal wieder sämtlich Fleisch erhalten konnten.

Erst am 20. brach die Expedition in das Ndogndschok-Gebiet auf, weil aus den Aussagen eines Gefangenen, den Thomas IV. am Tage vorher gemacht hatte, festgestellt war, daß die Hauptmacht der Bakofos uns in den großen Dörfern hoch im Gebirge erwartete und uns den Übergang über den Melle, den schon genannten Nebenfluß des Njong, verwehren wollte. Den ganzen Tag ging es rüstig vorwärts, und nur hin und wieder wurden wir von schwächeren Bakoko-Abteilungen, die augenscheinlich unseren Anmarsch beobachteten, beschossen, ohne ernstlich mit ihnen ins Gefecht zu kommen, da sie sich überall schnell auf die hohen Berge zurückzogen.

Am Sonntag den 21. passierten wir eine besonders unwegsame, stundenlange dichte Waldzone. Von den Berghängen seitlich und hinter einzelnen zerstreut liegenden Felsblöcken hervor wurde heftig auf uns geschossen, bis uns gegen vier Uhr ein gewaltiges Geschrei von einem hochgelegenen Dorf aus verkündete, daß wir die starke Stellung der Ndogndschoks vor uns hatten, wo sie uns den Zugang zum Fluß verwehren wollten.

Stetten beschloß, sofort anzugreifen, ließ mich den Marsch fortsetzen und gab mir auf, die Bakofos in der Front zu beschäftigen, während er es versuchen wollte, mit der Lagos-Kompagnie eine Umgehung zu machen

und die Bergfeste von der Flußseite her zu stürmen. Dies Manöver gelang ihm vollkommen, denn als die Bakofos sich umgangen sahen, bauten sie plötzlich ab, und wir rückten nun durch ihre Stellung noch bis an den Fluß vor, der, ungefähr 30 m breit, tief eingeschnitten in dem gelben Lateritboden dahinfließt. Ein starker Baumstamm ermöglichte einen Übergang. Sofort begann die Spitze unter Feldwebel Nudu über den Baumstamm hinweg auf die andere Seite zu setzen. Kaum aber befanden sich die ersten Leute auf der Mitte des Stammes, als urplötzlich vom Ufer uns gegenüber heftiges Schnellfeuer einsetzte. Im ersten Schreck sprangen die Leute vom Baume herab ins Wasser und kamen schwimmend an unser Ufer zurück. Außer dem Soldaten Matthias war merkwürdigerweise niemand verwundet worden.

Die Träger mit den Lasten und Kranken waren sofort in den Schutz des Waldes zurückgekehrt. Ich wollte gerade mit meinen ausgeschwärmten Leuten das Feuer gegen die Bakofos am jenseitigen Ufer eröffnen, um allmählich einen Übergang zu erzwingen, als sich unter lautem Hurra der Unteroffizier John Coka mit mehreren Sierra Leone-Soldaten in den brausenden Fluß stürzte, von dem niemand wußte, wie tief er war. Mit hochgehobenen Gewehren waren die Tollkühnen mitten im Wasser; jetzt gab es auch für meine Leute kein Halten mehr: sämtlich warfen sie sich mit Hurrarufen den Bakofos entgegen in das Wasser. Es war ein Augenblick, in dem die wilde Wut der Soldaten jeder Einschränkung Hohn sprach.

Die Bakofos waren auf einen so rücksichtslosen Angriff nicht gefaßt, konnten nicht schnell genug fliehen und ließen sieben Tote auf dem Plage. Dann eilten sie in wilder Flucht durch die Wälder von Kokospalmen hindurch, in mehrere große, unweit vom Fluß liegende Dörfer hinein, wo sie aus den Hütten noch alles mögliche Wertvolle schnell in Sicherheit zu bringen sich bemühten, aber sofort das Weite suchten, als der scharfe Knall der Jägerbüchsen ihnen das Erscheinen der Soldaten auch hier verriet.

In dem ersten Dorfe richteten wir uns sofort häuslich ein. An Lebensmitteln fehlte es nicht. Die Bakofos waren so erschüttert, daß sie uns auch in der Nacht nicht zu beunruhigen wagten. In der Nacht war trotz aller Anstrengungen der vergangenen Tage und trotz der starken Verluste, die wir erlitten hatten, die Stimmung eine sehr gehobene, denn wir hatten wieder gesehen, wie weit wir dem Feinde überlegen waren, wenn wir wirklich mit ihm zusammentrafen. Wo nur die Bakofos sich stellten, wurden sie geworfen und nur, wenn sie überraschend unter dem Schutz des dichten Waldes auftraten, waren wir gegen sie im Nachteil.

Am 22. gingen früh morgens Patrouillen nach allen Seiten und

Die Kommandeure der Schutztruppe.

Rittm. v. Stetten.

Major Morgen.

Major v. Kemptz.

stellten trotz des sehr schwierigen Geländes — wir befanden uns jetzt über 1000 m hoch in wirklicher Gebirgsgegend — fest, daß die Bakofos sich im Adognsenn-Gebiet in einem großen Dorfe auf der Spitze eines waldigen Berges verschanzt hatten. Breite ausgetretene Wege führten an felsigen Hängen und hohen Steinwänden vorbei zum Dorfe hinauf. Der Kommandeur beschloß, die gute Stimmung, welche die Soldaten befeelte, auszunutzen und noch an demselben Tage mit aller Mühe zu stürmen.

Gegen zwölf Uhr setzte sich die Expedition in Bewegung. Schon bald nachdem wir das Lager verlassen hatten, wurden wir lebhaft beschossen, und die Bakofos riefen uns von unzugänglichen Felsen weit im Walde zu, daß wir den heutigen Tag nicht überleben würden. Die Lasten waren mit einer starken Bedeckung zurückgelassen, und kampfbegierig, die Gewehre in der Hand, marschierten wir vorwärts. Ein tiefes Tal trennte uns noch von dem Dorfe auf der Höhe, als wir bereits das laute Rufen vieler hundert Krieger hörten, die uns verhöhnten.

Wir hatten nur eine Anmarschstraße und konnten zu unserer Sicherung nur Patrouillen unter den ältesten Gefreiten nach rechts und links in den Wald treiben. Aber bald konnten diese in dem dichten Gestrüpp nicht mehr weiter, da steile Steinwände, gestürzte Baumstämme und wieder tiefe Abgründe ein Vorwärtskommen hinderten. So kam es denn, daß wir auf dem breiten Wege entschlossen, Mann neben Mann, sechs bis acht in einer Linie, vorwärts klangen. Es hatte viel geregnet, und der Lehm Boden war naß und schlüpfrig. Fortwährend rutschten und fielen die Leute, aber einer hielt sich am andern fest, mit den Händen wurde in das Buschwerk zur Seite oder in Vorsprünge im Gestein gegriffen, und vorwärts ging es, immer vorwärts. Während wir vom jenseitigen Hange her über das Tal hinweg das Dorf gesehen hatten, so waren wir jetzt mitten im Wald und Gestein.

Totenstill war es, doppelt unheimlich nach dem wilden Kriegsgeschrei der Bakofos, tief atmend leuchteten wir vorwärts. Da plötzlich, als wir ungefähr auf halber Höhe waren, bekamen wir von rechts hinter uns heftiges Feuer. Der Kommandeur stürzte vor und teilte sofort die Hauffa-Leute meiner Kompanie unter Sergeant Bauch ab, um die Bakofos von der Bergklippe rechts neben uns zu vertreiben. In langen Sprüngen sah ich die wackeren Jungen in den Busch setzen und sich mit den Haumeffern, dem Schall der Gewehre nach, vorwärts arbeiten.

Sichtbar wurde der Gegner nirgends, und nur der aufsteigende Pulverrauch und die einschlagenden Geschosse verrieten uns den sehr geschickt angelegten Hinterhalt. Jetzt knallten auch vor uns die Busch-Gewehre und prasselnd schlugen die leichten Geschosse um uns ein. Ich war noch im ersten Glied, mehrere Leute stolperten, und an mir vorbei mit lautem

Hurra stürmten meine Bey-Jungen vorwärts. Plötzlich befand sich auch Zampa dicht neben mir. Mit ihm stürmte ich vorwärts, mitten in einem wilden Knäuel laut Hurra brüllender Menschen. Fortwährend stürzten Leute, ob verwundet, von anderen zur Seite gestoßen oder selbst ausgeglitten, darauf achtete jetzt niemand mehr. Erst als auch Zampa neben mir fiel, hielt ich einen Augenblick, aber er hatte nur einen Schuß in den Karabinerlauf bekommen und war durch den Anprall gestürzt.

Jetzt war der Wald zu Ende, wir näherten uns der Kuppe, rundum lagen Kokofelder, dann waren wir vor den Palisaden, hinter denen uns die Schüsse entgegenblitzten. Aber da war kein Halten mehr, Stetten selbst hatte dem Fahnenträger der Expedition die Fahne entrissen, und mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es, so sehr jeder laufen konnte, auf den Gegner zu. Man hörte nichts als das Kriegsgeschrei der Bakos und das Krachen der Gewehre; denn auf unserer Seite war von dem anhaltenden Bergsteigen und der Aufregung alles so erschöpft, daß wohl keiner mehr über die nötigen Lungenkräfte zum Hurrarufen verfügte. Ich wenigstens taumelte nur vorwärts und fand die Palisaden bereits durchschlagen, zum Teil umgerissen und die Bakos überall fliehend, als ich in das Dorf kam. Mitten auf dem Dorfplatz sank ich erschöpft mit dem Karabiner in der Hand zusammen. Sergeant Bauch und Feldwebel Musa meiner Kompanie waren um mich beschäftigt und glaubten, ich sei verwundet. Aber etwas frisches Wasser, das ein Soldat mir reichte, brachte mich wieder hoch, so daß ich mich in den Schatten zum Männerhaus schleppen konnte. Hier fanden sich auch bald der Kammandeur v. Stetten sowie v. Stein und der Lazarettgehilfe Schöb ein, der hier seinen Verbandplatz aufschlug. Dann wurden Wachen abgeteilt und die Soldaten nach Möglichkeit gesammelt, die zum Teil erst gegen Abend müde und matt, aber auch fast alle stolz mit Bakokoköpfen von der Verfolgung zurückkehrten.

In der Nacht schlichen sich einzelne Bakos mehrmals heran und alarmierten mit ihrem Feuer das ganze Lager. Leider wurde hierbei auch Alafa, einer der wenigen treu gebliebenen alten Dahomey-Soldaten, erschossen. Am anderen Morgen wurde das Gepäck nachgeholt, und bis zum 26. noch blieben wir im Adognjenn-Gebiet.

Es waren schwere Tage, denn ungemein zähe leisteten die Bakos überall Widerstand, und einige unserer besten Leute fielen noch in den fortwährenden Gefechten. Die Verluste, welche die Bakos erlitten, waren gleichfalls bedeutend.

Der Gesundheitszustand unter uns Europäern wurde bei den furchtbaren Anstrengungen immer schlechter; wir alle hatten fast täglich Fieberanfälle, und der Kommandeur mußte sich entschließen, geradeswegs auf

Jaunde loszumarschieren. Die Märsche, namentlich durch das unbewohnte Grenzgebiet zwischen Bakofos und Ciccum-Mwelles bis nach Etangambele, waren mit ungeheuren Schwierigkeiten verknüpft, da hier ein eigentlicher Weg gar nicht mehr vorhanden war und wir unter Wassermangel zu leiden hatten. Nur mit dem Messer konnte man sich durch diese lebende Mauer den Weg vorwärts bahnen. Auf einem Patrouillengang nach Wasser wurde am 27. auch Zampa schwer angeschossen, und selbst hinter Etangambele, also eigentlich schon auf neutralem Gebiete, wurde ein Soldat dicht hinter mir, mitten in der Kolonne, aus dem Busch heraus erschossen.

Nach den Gefahren der letzten Woche kann man sich die Freude denken, die es namentlich für die Jaunde-Träger der Expedition war, als sie endlich am 28. wieder im eigenen Lande eintrafen, als sie die Heimatlaute hörten und wußten, daß sie in Sicherheit ausruhen konnten. Hatte doch meine Kompanie allein 37 Tote und Verwundete in diesen wochenlangen Kämpfen mit den Bakofos eingebüßt.

Am 29. April zogen wir auf der Jaunde-Station ein und wurden von Kabischung empfangen, da Zenker sich auf Anordnung des Gouverneurs nach Kribi begeben hatte, um einer Entsatz- und Proviantkolonne für die Expedition den Weg zu zeigen. Staudt war mittlerweile an Stelle des Stationsleiters von Volodorf, Nette, dorthin gesandt worden.

Etwas beinahe Feierliches hatte es für mich, als ich das alte liebe Bretterhaus der Station wieder betrat und an all die Ereignisse dachte, die sich in den letzten $\frac{3}{4}$ Jahren, seitdem ich hier gewohnt, abgespielt hatten. Wie wunderbar hatte Gottes Hand während dieser Zeit so oft über mir gewaltet! Der erste Überfall der Bakofos, die langen, bangen Tagemärsche als Verwundeter mit dem braven Zimmermann nach Dehane, der Buëa-Sturm, die Krokodile im Njong und die ganze, lange letzte Kriegszeit, alles das lag zwischen damals und jetzt.

Ein wie erhebendes Gefühl aber war es für den Soldaten, als Stetten unsere stark gelichtete Expedition beim Abschied noch einmal zusammentreten ließ und uns Europäern die Hand reichte zum Zeichen des Dankes für das, was unsere Leute unter seiner Führung geleistet hatten. Wunderbar brav und tapfer hatte sich die kleine Schar einem Gegner gegenüber gehalten, dessen Kräfte wir doch stark unterschätzt hatten. Wir hatten den Bakofos schwere Verluste beigebracht und ihnen gezeigt, daß man Europäer, die unter dem Schutze des Gouverneurs reisen, selbst im tiefsten Busch nicht ungestraft antastet.

In Jaunde aber entwickelte sich bald reges Leben. Am 2. Mai schon traf der Kommandeur eine Neueinteilung, übergab mir die Leitung der Station und sandte Stein mit fünfzig Trägern und Soldaten nach Volo-

dorf, um dort lagernde Lasten für die Expedition zu holen und die Berichte über die Gefechte mit den Bakofos an das Gouvernement zu befördern.

Bei einem Teil von uns machten sich aber die Folgen der letzten Anstrengungen geltend. Unteroffizier Vorwerk litt schwer an Dysenterie, und Sergeant Miischen lag so schwer am Fieber darnieder, daß wir das Schlimmste befürchteten. Hatten wir doch keinen Arzt, und wie es um die Expedition gestanden hätte, wenn wir nicht den trefflichen Lazarettgehilfen Schöb gehabt hätten, ist sehr fraglich. Mit Ruhe und Verständnis wagte Schöb sich sogar an die schwierigsten Operationen heran. Er entfernte dem Soldaten Miggi eine Kugel, die in die Brust gedrungen war, durch Schneiden von der Rückenseite aus, entfernte dem Unteroffizier Objo von der Kompagnie Stein ein Geschosß aus dem Halse; rettete den Fuß des Soldaten Jabi, der einen Schuß durch die Knie Scheibe hatte, und den Arm des Lahei, dem ein Ellbogen zerschmettert war. Vom frühen Morgen bis zum Mittag wechselte er täglich, von seinem schwarzen Lazarettgehilfen unterstützt, die Verbände seiner Patienten. Er trat mit einer Sicherheit auf, daß selbst die Schwarzen, die sonst einem europäischen Arzt oft sehr skeptisch gegenüberstehen, mit größtem Vertrauen und größter Bewunderung zu ihm aufblickten.

Meine Jaunde-Besatzung war jetzt aus beiden Kompagnien gemischt, täglich wurde fleißig exerziert und gearbeitet, denn die Station sollte Militärstation werden, mehrere Europäer sollten dort wohnen. Es hieß deshalb zunächst, in Anbetracht der größeren Besatzung große Farmen anlegen, welche die Verpflegung gewährleisteten, und an Neubauten denken.

Alles wurde von dem Kommandeur aufs eingehendste mit mir besprochen, da er selbst bereits an die Weiterreise in das Wute-Gebiet und damit an die Erfüllung des zweiten Teils seines ihm vom Gouverneur gewordenen Auftrages dachte.

So gingen die Tage dahin, bis Mitte Mai Stein mit der Post aus Lolodorf ankam. Nach Monaten endlich Nachrichten aus der Heimat; mit welchem Jubel wurden sie begrüßt. Am 1. Juni traf auch Zenker mit dem Unteroffizier Gaden von der Küste ein; der Kommandeur konnte nun seinen Abmarsch antreten. Stein ging mit den marschfähigen Verwundeten und dem Sergeanten Bauch nach Kamerun, und die Unteroffiziere Miischen und Gaden blieben bei mir in Jaunde. Ein neuer friedlicher Abschnitt meiner Tätigkeit in Kamerun, so hoffte ich, sollte beginnen. Ich war Stationschef in Jaunde!

Siebentes Kapitel.

Stationschef in Jaunde. Mango-Zug.

Strafzug gegen Dandugu. — Friedliche Arbeit auf der Station. — Zum zweiten Male verwundet. — Bei Ngilla. — Urlaub.

Doch es sollte anders kommen! Stetten fand, als er den Sanaga erreichte, die Verhältnisse dort gänzlich verändert vor. Der Sultan von Tibati lag zwar noch immer in seinem Sanserni (Kriegslager) vor der großen Tifar-Stadt Ngambe, die ihm und seinen Fullahs nun schon seit zehn Jahren widerstand, aber er hatte in jüngster Zeit begonnen, auch den Wute-Häuptlingen wieder bemerkbar zu machen, daß er sie nicht ganz vergessen hatte. Die Wute-Herrscher Ngilla, Wenke und Mango, die von Ngutte, dem Vater des jetzigen Sultans von Tibati unterworfen waren, hatten bisher wenig von der Fullahherrschaft verspürt. Sie hatten vollkommen wie die Herren gewaltet, jährlich nur so viel Sklaven oder Elfenbein, wie es ihnen beliebte, mehr in Geschenkform wie als Tribut nach Tibati geliefert und ihre Zeit mit Kämpfen untereinander hingebracht. Wohl hatten sie auch Raubzüge gegen die umwohnenden Bantu-Stämme unternommen, waren aber stets, wenn ihnen nachdrücklicher Widerstand geleistet wurde, wieder abgezogen.

Im letzten Jahre aber war der Sultan von Tibati, der augenscheinlich Geld brauchte, mit großen Forderungen an sämtliche Wute-

Häuptlinge herankommen; jeder sollte ihm im Laufe eines Jahres 500 Sklaven und Elefantenzähne senden, widrigenfalls er mit Krieg drohte. Um seiner Drohung Nachdruck zu verleihen, hatte er ein starkes Aufgebot seiner Kabulla-Krieger zu Pferde und zu Fuß in Yoko an der Grenze des Wute-Gebietes zusammengezogen.

In den Kämpfen der Wute-Stämme untereinander war stets Ngilla mit seinen Leuten Sieger geblieben. Schon sein Vorgänger, der von Hauptmann Morgen besuchte Ngilla, hatte seinen Bruder Mango geschlagen, die Hauptstadt am rechten Ufer des Sanaga, drei gute Tagemärsche oberhalb der Nachtigal-Schnellen, erobert und Mango gezwungen, seine neuen Niederlassungen auf die Inseln im Fluß und auf das linke Ufer zu verlegen. Die Mango-Wutes, die über den Fluß gedrängt wurden, mußten das Land erst von den Mwelles erobern, die ihrerseits wieder auf die benachbarten Banes gedrückt und diese gezwungen hatten, fortwährend Einfälle in das Jaunde-Gebiet zu machen. Diesem fortwährenden Drängen von Nord nach Süd war erst durch die Anlage der Jaunde-Station ein Ende bereitet worden.

Die Wutes, welche die Überlegenheit der Fullahs kannten und einen Einfall des Sultans von Tibati fürchteten, hatten nun im letzten Jahre überall eine besonders rege Tätigkeit entwickelt. Ngilla hatte mit Hilfe der ihm tributpflichtigen großen Stadt Watara, in dem Dreieck gelegen, das durch den Mbam und Sanaga gebildet wird, das ganze Bati-Gebiet zwischen beiden Flüssen unterworfen. Ngillas Barrungo-Hilfsvölker, die seinerzeit Volkamer in Balinga überfallen hatten, waren auf ihren Raubzügen am rechten Ufer des Mbam-Sanaga erst vor den festgeschlossenen Bakoko-Stämmen zurückgewichen, und selbst in Kule, also nur zwei Tage von der Jaunde-Station entfernt, fand Stetten eine Ngilla-Besatzung vor.

Die Mwelles, die östlichen Nachbarn der Batschengas und Ntonis, berichteten von großen Sklavenzügen, die der junge Nachfolger Mangos, Dandugu, von seiner festen Hauptstadt aus unternahm. Da dieses Mango bisher überhaupt noch nicht von Europäern besucht und nur dem Hörensagen nach bekannt war, so marschierte Stetten von Kule aus Sanaga aufwärts dorthin ab. Am ersten Marschtage schon erreichte er eine größere, aus ungefähr 300 Häusern bestehende Wute-Stadt, deren Häuptling, ein junger Mann, sich Ra, Sohn Dinatis, nannte. Dinati war ein Bruder des alten Mango, also ein Angehöriger des alten Wute-Herrscherhauses gewesen. Der junge Ra war in den Kämpfen um Mango-Stadt in Ngillas Gefangenschaft geraten und später in Tibati am Hofe des Sultans erzogen worden. Er hatte viel gesehen und auch von europäischer Kultur gehört. So nahm er denn den Kommandeur freund-

lich auf und gab ihm selbst bis zu dem zwei Tage weit entfernt wohnenden Häuptling Dandugu das Geleit.

Auch hier wurde Stetten als Freund gastlich empfangen, bis ihm plötzlich nachts mehrere Gewehre und Kisten mit Patronen gestohlen wurden. Stetten verlangte energisch die Zurückgabe der gestohlenen Waffen, die ihm jedoch verweigert wurde. Erst als Stetten nach den erfolglosen Verhandlungen abmarschierte, schien es Dandugu mit der Angst zu bekommen, denn er sandte ihm Boten mit der Bitte nach, nicht in Feindschaft von ihm zu scheiden. Er wolle ihm die Gewehre aushändigen. Stetten sandte den Unteroffizier Miischen mit mehreren Soldaten über den Fluß in die Stadt zurück, um die Gewehre in Empfang zu nehmen. Aber sei es nun, daß die Wutes überhaupt falsches Spiel trieben, sei es, daß sie sich der Gewehre der kleinen Schar bemächtigen wollten, jedenfalls griffen sie Miischen hinterrücks an, dem es nur mit Mühe gelang, sich zu der Expedition durchzuschlagen.

Bei der Nähe der Station glaubte der Kommandeur sich diesen Übergriff der frechen Wutes nicht gefallen lassen zu sollen und marschierte ungesäumt nach Jaunde zurück, um seine Expedition auszurüsten und dann von Dandugu Rechenschaft zu fordern.

So rückten wir denn Anfang Juli dem Sanaga zu. Dieses Mal kriegsbereit. Die Wutes bei Na nahmen uns sehr freundlich auf, denn Dandugu hatte seinen jungen Verwandten stets übermütig behandelt. Na selbst mit den besten seiner Leute rüstete sich, um uns nach Mango zu begleiten.

Wir fanden uns am Ende der Regenzeit, und gewaltige gelbe Wassermassen führte der weit über seine Ufer getretene Sanaga brausend zu Tal. Von den Fällen war wenig zu sehen, auch die Inseln, durch die sich der Sanaga zwängt, standen fast ganz unter Wasser. Die weite unendliche Grasavanne, durch die wir ritten, sah wie ein wogendes Meer aus, wenn man von einem Hügel oder Termitenhaufen aus einmal einen freien Überblick gewann. Es war ein beschwerliches Marschieren. Auch zu Pferde überragten uns die Grashalme um ein Bedeutendes, und sogar die Annonenbäume, die reichlich über die Landschaft verteilt waren, wurden von dem wogenden Grasmeer bedeckt. Die Termitenhaufen waren oft von den Eingeborenen erbrochen, denen die Injassen dieser merkwürdigen Behausungen als ein Lederbissen gelten. Während des ganzen Marsches hatten wir den Fluß zur Linken, und der schmale Galeriewaldgürtel, der ihn umgab, zeigte uns, wie er in unendlichen Windungen bald breit, viele Inseln bildend, bald in tiefer Rinne durch Fels und Gestein seine Wassermassen dahinwälzte.

Mehrere Wute-Dörfer mit ihren spitzen runden Hütten, die wir passierten, waren verlassen. Als dann aber die Durrah- und Maisfelder sich mehrten, merkten wir, daß wir uns Mango näherten. Bald zeigten sich auch einzelne Späher und sandten uns ihre Pfeile entgegen. Dies war das Signal für Na und seine Leute, die bisher voranmarschiert waren und den Weg gezeigt hatten, nach hinten zu verschwinden. Aber wir hatten jetzt auch keine Führung mehr nötig, denn wir waren auf einem 4 m breiten, ausgetretenen Wege, der durch den Wald zum Fluß führte. In breiter Front ging die Spitze bis an den Sanaga, wo man über eine 800 m breite Wasserfläche hinweg nach den hohen Palisaden

Wute-Dorf.

von Mango hinübersehen konnte. Wir hörten die Pauken dröhnen und sahen zahlreiche große Kanus und viele Bewaffnete.

Aber wie hinüber gelangen? Es war nachmittags 3 Uhr. Die Jaundes mußten das Unterholz im Walde schlagen, Posten wurden aufgestellt, und das Lager wurde eingerichtet. Gleichzeitig gingen Patrouillen stromauf und ab, um nach Booten zu suchen. Der Kommandeur und ich berieten lange, wie wir wohl auf die Insel gelangen könnten. Wir hatten nur ein kleines Faltboot, das zur Not vier Personen trug. Der Fluß war breit, und mit Gewehrfeuer konnte man, namentlich weil die Insel bewaldet war, nicht gegen das andere Ufer wirken. So war eine Landung in dem kleinen Boote ausgeschlossen. Auch mit einem Floß ließ sich bei der starken Strömung und den vielen Felsen im Wasser nichts machen. Wir waren recht entmutigt, als unsere Leute, ohne ein Kanu gefunden zu haben, von den Patrouillengängen am Flusse zurückkamen. Es wäre uns nichts übrig geblieben, als zu Na zurückzuschicken und von dort Boote über Land nach Mango tragen

zu lassen, was aber immerhin vier bis fünf Tage in Anspruch genommen hätte.

In dieser Notlage wagte ich, ohne dem Rittmeister etwas zu sagen, auf eigene Faust einen Versuch, fragte Thomas IV., Kapzai und den Feldwebel Musa, der Haussa spricht, ob sie mich begleiten wollten, und ließ heimlich das Faltboot zusammensetzen. Ein Gewehr und meinen geladenen Karabiner legten wir zur Vorsicht hinein. Dann setzten wir ab; ich saß am Steuer, Musa lag vorn im Boot und die beiden Unteroffiziere ruderten. So ging es munter auf die Fenz von Mango los. Die Wutes, die zu Hunderten in vollen Waffen an der Landungsstelle standen, wußten augenscheinlich nicht, was sie von uns vier halten sollten. Als wir ungefähr hundert Schritt vom Ufer entfernt waren, rief man uns in der Haussa-Sprache zu, wir sollten umkehren. Musa antwortete: „Der weiße Mann will mit Dandugu sprechen!“ Unter diesen Auseinandersetzungen waren wir auch schon mitten zwischen den großen, 40 bis 50 Menschen fassenden Kanus der Wutes gelandet.

Ein breiter Balken vermittelte den Aufstieg zum Wall, auf dem die Palisaden standen. Ein großes Tor führte hier in die Stadt. In diesem standen verschiedene Große der Wutes in Haussa-Tracht. Musa rief sie an, dann kletterte ich mit ihm auf den Balken. Von hier aus verhandelten wir mit den Wutes. Die beiden Soldaten machten sich unten an den Kanus zu schaffen; von diesen nämlich sollten sie eines unbemerkt abtreiben lassen, das wir dann später auffangen wollten.

Die Wutes schienen aber unser Vorhaben zu bemerken, denn sie bedeuteten uns, wir sollten sofort umkehren, der Häuptling wolle nicht mit uns verhandeln, und plötzlich erschienen auch unten am Wasser mehrere Leute, die in die Kanus stiegen und diese, wie es schien, nach einem anderen Anlegeplatz fahren wollten. Das Gelingen unseres Unternehmens war also ernstlich in Frage gestellt.

Jetzt hies es handeln! Wir stiegen in unser Faltboot und stießen ab. Raum 100 m von uns entfernt fuhren die Wutes. Schon hatte ich angelegt und schoß, der Schuß ging fehl, aber das Kanu war herrenlos; denn die Wute-Bootsleute sprangen, um sich nicht unseren Kugeln auszusetzen, kopfüber ins Wasser. Ein Hagel von Pfeilen und wütendes Geschrei folgte uns. Aber schon waren wir an das erste Kanu heran und kletterten eilig hinein. Unser Faltboot und ein zweites Wute-Fahrzeug trieben den Fluß hinab. Thomas und Kapzai ruderten aus Leibeskräften und bei der starken Strömung waren wir bald aus dem Bereich der feindlichen Pfeile und konnten nun in Ruhe unsere Boote dem anderen Ufer zuführen. Wir landeten bei einbrechender Dunkel-

heit unter dem Jubel der Soldaten, die alles mit angesehen hatten und die uns weithin stromab nachgelaufen waren.

Im Lager machte mir der Rittmeister zwar Vorwürfe wegen meiner Eigenmächtigkeit, aber das Glück war uns wieder einmal hold gewesen; wir hatten Boote und konnten am anderen Morgen nach Mango hinüber.

Es war ein aufregender Tag gewesen. Frühzeitig begab sich alles zur Ruhe. Von der Insel her hörte man die Pauken und Elfenbeinhörner erschallen, das laute Jauchzen der tanzenden Krieger und das Kreischen der Weiber, die von den Heldentaten sangen, die ihre Leute morgen verrichten würden. Na und seine Wutes, die alles deutlich verstehen konnten, übersetzten uns die Lieder der Wutes, die laut schworen, uns unter keinen Umständen weichen zu wollen. Einige Gefangene, die Zampa, der auf Außenwache lag, in der Nacht herbeibrachte, bestätigten dies.

Es sollte ganz anders kommen. Kaum war die Sonne aufgegangen, da stießen wir in den beiden Kanus mit je dreißig Mann vom Ufer ab, während der Rest in langer Schußlinie unseren Angriff mit Feuer unterstützen sollte. Leider trieb mein Boot mit der Strömung etwas ab, und wir erreichten erst das Ufer, als nach einigen heftigen Salven die andere Kolonne bereits unter Schnellfeuer die Palisaden umriß. Zwar schickten uns die Wutes einen Pfeilhagel entgegen, aber als auch meine Leute noch in das Gefecht eingriffen, gingen sie in wilder Flucht in die innere Stadt zurück. Auf Befehl des Kommandeurs hielt ich die Soldaten zusammen und blieb in langer Schützenlinie vor der Stadt liegen, bis das Gros über den Fluß herangekommen war. Dann erst gingen wir vor. Die Wutes schienen trotz des vielen Geschreis ihrer Sache nicht so recht sicher gewesen zu sein, denn sie hatten noch während der Nacht ihre Frauen und Kinder sowie das Wertvollste ihrer Habe fortgeschafft.

Die Stadt hatte nur drei Ausgänge, von denen einer in unserer Gewalt war. Dies wurde den Wutes verhängnisvoll, denn sie drängten sich zu Hunderten vor den schmalen Brücken, die über den Stadtgraben führten, zusammen. In Scharen fielen sie mit ihren großen Schilden, die unsere Kugeln klatschend durchschlugen, in die Tiefe, in Scharen sprangen sie ins Wasser, um sich schwimmend zu retten. Bald brannte Mango an allen Ecken. Während wir mit einem Teil unserer Leute das Gepäck herüberschafften und ein Lager aufschlugen, plünderten unsere Wute-Bundesgenossen und die Jaunde-Träger in der Stadt, ein Teil unserer Leute setzte den Fliehenden sofort nach.

Am Abend lagen wir in der zum großen Teile abgebrannten

Mango-Stadt, die Soldaten schlugen dieselben Pauken, die wir am Abend vorher gehört hatten, und tanzten im Kreise nach Wute-Art mit den Schilden und Speeren der Gefallenen. Von Gefangenen, die eingebracht wurden, erfuhren wir, daß Dandugu selbst nach Makinda, einem Dorf am linken Sanaga-Ufer, geflüchtet sei.

Ich ging infolgedessen morgens um 6 Uhr mit dem Feldwebel Musa und 60 Mann über den Fluß zurück und marschierte auf diesen Ort zu. Gegen 2 Uhr mittags erreichte ich den großen, zwischen breiten Feldern gelegenen Platz, wo augenscheinlich viele Hunderte genächtigt hatten, der aber nur noch von einigen Schläfern besetzt war, die auf unsere ersten Schüsse hin das Weite suchten. Von einem Verwundeten erfuhren wir, daß Dandugu selbst erst vor wenigen Stunden, als er von unserem Kommen gehört hatte, in die ausgedehnten Waldungen Stromauf geflohen war.

In größter Eile marschierten wir daher weiter und kamen gegen 5 Uhr in ein kleines Farmdorf. Hier konnte ich nicht mehr weiter. Ich blieb deshalb mit Attang und dem Soldaten Kamba, der bei mir die Stelle des braven Sennessi eingenommen hatte, welcher letzterer leider auch in Bakoko verwundet war und den Mango-Zug nicht hatte mitmachen können, in einem Hause zurück, während meine Leute nach allen Seiten in den Wald hinein auf die Suche gingen. Kamba rückte mir ein niedriges Buschbett, wie sie die Wutes aus Palmenrippen herstellen, in die Mitte des runden Hauses, ich streckte mich ermüdet aus, während die beiden auszogen, um einige flüchtige Hühner zu fangen. Ich hörte sie den schreienden Tieren nachjagen und trat einen Augenblick aus der Hütte, als ich plötzlich einen Wute-Krieger vorsichtig um eine Hütte schleichen sah. Im Nu sprang ich ins Haus zurück und hatte den Karabiner in der Hand, sah aber, als ich in die Tür trat, von dem Manne nichts mehr. Ich wartete und sah nun plötzlich, wie zwei große Körbe mit Erdnüssen vor die Tür eines Hauses gesetzt wurden, denen dann der Kopf des Gesuchten folgte. Jetzt kam auch Kamba heran und rief mir zu: „Massa, not shoot, we can catch him.“ Auf den Zuruf hin war der Mann aus der Hütte gesprungen und raste auf schmalem Wege durch ein hohes Durrahfeld davon. Aber dicht auf den Fersen folgte ihm der kleine Kamba. Ich keuchte hinterdrein. Die Jagd dauerte nicht lange. Ein Stoß Kambas, der Mann fiel vornüber. Schon waren wir heran. Bittend erhob er die Hände, Kamba nahm seine Leibbinde ab, und wir banden ihm die Arme auf den Rücken. Dann wurde er ins Haus geschleppt, wo er unter Attangs Aufsicht saß, während wir begierig auf den nächsten warteten. *L'appetit vient en mangeant!*

Batanga-Frauen beim Zurechtmachen von Reiskost (Buballa).

Durch ein furchtbares Heulen und Jammern wurde uns die Ankunft unserer Patrouillen schon weither gemeldet. Die Soldaten brachten einige zwanzig Wute-Weiber, die in langer Reihe mit den Leibbinden um den Hals gefesselt waren. Einige hatten schreiende Kinder bei sich, die sich wie rasend gebärdeten, als sie den furchtbaren weißen Mann sahen, von dem sie wohl glauben mochten, daß er sie sofort fressen würde. Denn gerade wie man bei uns zu Lande unartigen Kindern mit dem schwarzen Mann droht, so mußte der Nasalla im Wutelande zum Kinderschrecken herhalten.

Die Soldaten waren tatsächlich Dandugu auf den Fersen gewesen und hatten einige seiner Lieblingsweiber gefangen sowie Kriegspauken, Reiterspeere und Schwerter erbeutet. Der größte Jubel aber entstand, als Altang unseren Gefangenen vorführte, den wir sozusagen bei Tische zwischen Suppe und Braten gemacht hatten.

Am folgenden Tage zeigten uns die Gefangenen unweit Makinda eine Fährstelle, von wo wir auf die Dandugu-Insel übersetzen konnten, die ungefähr 5 km lang ist. Auch hier machten wir noch viele Gefangene und kamen abends, als bereits alles in tiefem Schlummer lag, in Mango an. Dort war man auch nicht müßig gewesen.

Jetzt kroch Dandugu zu Kreuze; er sandte Friedensboten mit den Gewehren. Die Wutes hatten über 100 Tote verloren, und einige 40 Weiber waren gefangen. Sie erklärten bedingungslose Unterwerfung. So sind die Neger: sie glauben erst, wenn sie sehen oder, besser gesagt, fühlen; sie glauben um so fester, je gründlicher sie gefühlt haben.

Als wir am 26. Juli den Rückmarsch antraten, war es fast spaßhaft zu sehen, unter welchen Lasten Nas Wutes und unsere Jaundes leuchteten. Einige trugen mehrere zusammengebundene Betten, wie sie die Wutes sehr geschickt verfertigten, auf den Köpfen. Auf dem Rücken hatten sie große Kiepen mit Töpfen, Holzlöffeln und sonstigem Hausgerät. Andere hatten sich mehrere Haussa-Kleider übereinandergezogen und Sandalen an die Füße gebunden. Von den Speeren hatten sie die wertvollen Spitzen abgeschnitten und schleppten sie, zu Bündeln verpackt, in schönen Beuteln aus Affenfell oder Otterpelz mit sich. In den Händen hielten sie verschieden lange Leinen, an denen kläffende, sich beißende Hunde festgebunden waren. Hinter sich her zerrten sie Ziegen und Schafe.

Stetten gab Dandugu auf, als Strafe zehn große Elfenbeinzähne an die Jaunde-Station zu zahlen, und beschloß selbst, da er gesundheitlich sehr angegriffen war und von einem größeren friedlichen Forschungsmarsch bei den unruhigen Verhältnissen im Wute-Lande in der

nächsten Zeit doch nicht mehr die Rede sein konnte, nunmehr zur Küste zu marschieren. Leider stand seine Expedition am 6. August noch mit mir am Grabe des Unteroffiziers Gaden, dem ersten, das auf der Jaunde-Station einem Weißen gegraben wurde.

Am 14. August gab ich dem verehrten Führer noch ein gut Stück das Geleit, als er nach Kribi abmarschierte. Ungefähr 300 Jaundes gingen mit ihm. Er hatte sie aus den vielen Hunderten, die sich mel-

Bretttschneider bei der Arbeit.

deten, ausgesucht. Ein Teil sollte in Kamerun arbeiten, andere wollten als Träger in den Faktoreien an der Küste sich verdingen, und ein letztes Drittel hatte sich lediglich dem Schutze der Expedition anvertraut, um Gummi zur Küste zu bringen. Von den 100 Jaundes, die das erste Mal mit mir nach Kamerun gegangen waren, hatte eine Menge die Heimat nicht wieder gesehen und doch standen jetzt wieder, als die Trommel auf der Station ertönte und zur beach rief, Hunderte bereit. Es ist das ein Zeichen, wie bevölkert das Jaunde-Land ist und wie die Leute sich damals nach Kultur sehnten.

Nachdem Zenker bereits im Juli die Jaunde-Station verlassen hatte, um überhaupt aus Regierungskdiensten zu scheiden und sich selbständig in Bipindi als Farmer niederzulassen, war ich nunmehr mit

Sergeant Miischen und dem Assistenten Rabischung allein auf der Station. Es war eine Zeit harter Arbeit, die jetzt begann, denn um Lebensmittel für die starke Besatzung zu haben und von den umwohnenden Jaundes unabhängig zu sein, mußten große Neufarmen mit Mais, Kassada, Planten und Jams angelegt werden. Zum ersten Male versuchte ich es auch, Kartoffeln in größerer Menge anzubauen, und erzielte damit sehr gute Erfolge.

Früh morgens um 6 Uhr, sobald die Sonne aufging, begann das Leben auf dem Hofe. Auf ein Zeichen, das ich mit der Stationsglocke gab, versammelten sich sämtliche Arbeiter vor der Piaffa des Hauses. Da waren die alten Dahomey-Leute Zenkers und eine Menge Jaundes aus der Umgegend, die auf der Station das Ziegelmachen lernen sollten. Die Dahomeys erhielten zehn bis zwölf Mark monatlich und außerdem freie Verpflegung, die Jaundes sechs bis acht Mark. Da bares Geld in Jaunde noch nicht im Verkehr war, empfingen die Leute den Wert des Geldes am Ende des Monats in Tauschwaren ausgezahlt, die sie sich aus dem Vorrat der Station auswählen durften. Im großen Stationsstore lagerten alle in Jaunde gangbaren Zeuge, Perlen, Gebrauchs- und Schmuckgegenstände in großer Menge. Die Lieferungen für die Station wurden von der Regierung in Kribi ausgeschrieben, wo die Firmen des Südbezirks ihre Angebote machten. Mit großen Karawanen wurde in der Trockenzeit der Halbjahrsbedarf nach Jaunde hinaufgeschafft. Hier wurde alles vereinnahmt und auf Grund eines Lagerbuches vierteljährlich vom Gouvernement mit der Station abgerechnet. Die freie Verpflegung wurde den Leuten teils in natura aus den Erträgen der Station gewährt, zum Teil wurden Sonnabends Tauschwaren verteilt. Sonntags kamen die Jaunde-Weiber weit her und hielten auf der Station einen großen Markt ab. Sonnabends wurde auch aus den Beständen der Station geschlachtet. Je acht Mann erhielten ein Schaf oder eine Ziege.

Jeden Abend kam Rabischung, um mit mir die Arbeitseinteilung für den kommenden Tag zu besprechen, während Miischen die Befehle für den Dienst einholte. Eine Anzahl alter Arbeiter hatte Rabischung als Ziegelmacher, Maurer, Zimmerleute und Brettfäger ausgebildet. Diese gingen auf das Glockensignal morgens sofort selbständig an ihre Arbeitsstellen. Waren die übrigen Arbeiter eingeteilt, so führten die Head-Leute sie nach den nächsten Grasfeldern, wo sie Grünfutter für die Stationsherden schnitten. Dann erst machten sie sich an ihre Tagesarbeit. Wenn es Trockenzeit war, wurden die Farmen gebrannt, d. h. wo schon alte Felder gewesen, wurden diese gereinigt, die Reste des

vorjährigen Bestandes mit dem Unkraut in großen Haufen vereinigt und, sobald sie trocken waren, angezündet. Waren ganz neue Farmen im Walde anzulegen, so wurden zunächst die Unterhölzer mit Hausmessern geschlagen und dann die großen Bäume mit der Art gefällt, diese schließlich von den Ästen und Zweigen befreit, welche, zu großen Haufen aufgeschichtet, gleichfalls verbrannt wurden. Die großen Stämme dagegen blieben liegen und vermoderten, insoweit sie dem Feuer widerstanden, mit der Zeit. Am Ende der Trockenzeit wurde neu gepflanzt. Die Frauen lockerten mit Hacken den Boden auf und legten die Saat aus. In der Übergangs- und Regenzeit wucherte mit der aufgehenden Saat gleichzeitig das Unkraut, und sämtliche Leute hatten vollauf mit der Beseitigung dieses Übels zu tun.

Die besten und stärksten Bäume, die auf den Farmen geschlagen waren, wurden von Kabischung ausgewählt, um von den Brettfägern behauen, mit vielem Geschick auf große Böcke gehoben und an Ort und Stelle mit der Brettfäge geschnitten zu werden. Wir hatten genau berechnet, wieviel ein fleißig arbeitender Mann leisten konnte; am Anfang jeder Woche wurde immer sechs solchen Leuten, die unter einem Vorarbeiter tätig waren, ihr Arbeitsteil zugewiesen. Am Sonnabend lieferten sie die fertigen Bretter auf dem Stationshofe ab. Ebenso wie Bretter wurden auch Balken für den Hausbau geschnitten. Nachmittags war oft die ganze Stationsbesatzung beim Aufbringen von Bäumen oder beim Tragen schwerer Balken auf den Sägeplätzen oder der Baustelle beschäftigt.

Hand in Hand mit der Herstellung des Holzmaterials ging die Zubereitung von Ziegelsteinen. Die kleine Ziegelei, die schon unter Zenfer am Fuße des Stationshügels bestanden hatte, war bedeutend vergrößert worden. Der Platz war vorzüglich gewählt. Unmittelbar am Wasser befand sich sowohl Lehm- wie Tonboden. In großen Gruben wurde der Lehm mit Wasser vermischt und mit den Füßen gründlich durchgeknetet. War er durchgearbeitet, was die Leute sehr schnell zu beurteilen verstanden, so bekamen ihn die eigentlichen Ziegelmacher, die an großen Tischen im Schatten einiger Mangobäume standen. Sie hatten hölzerne Ziegelformen, die sie gehörig anfeuchteten, um den putta putta — wie sie die Ziegelmasse nannten — hineinzudrücken. Mit einer Schnur strichen sie die obere und untere Schicht glatt und setzten die nassen, geformten Ziegelsteine nun in Reihen in die Sonne. Hier blieben sie mehrere Tage stehen und wurden nachts gegen die Kälte mit aus Palmenblättern geflochtenen Matten sorgsam zugedeckt. Waren 40 000 Steine an der Sonne gut durchgetrocknet, so wurden sie in einem

Feldofen, den ich mir daneben aufbaute, in Reihen gesetzt, aufgeschichtet und gebrannt, wobei mit trockenem Holz ganz langsam angefeuert wurde, nachdem der Ofen sorgfältig verschmiert war. In der ersten Zeit stürzten uns allerdings mehrmals die Ofen zusammen, weil sie nicht richtig gesetzt und die Steine nicht ganz trocken waren, oder weil zu scharf gefeuert wurde. Mit der Zeit aber erhielten wir auch hierin Übung und wußten das rechte Maß zu finden, so daß wir, wenn der Ofen 48 Stunden gebrannt hatte und dann allmählich erkaltete, einen roten, schön klingenden Ziegel erhielten. Die fertigen Steine wurden von den Soldaten auf Mollen oder Brettern den Stationshügel hinauf an die Baustelle getragen.

Da nämlich das große hölzerne Europäerhaus der Station allmählich baufällig geworden war, ließ ich mit aller Kraft an einem großen massiven Hause arbeiten. Das Haus sollte 22 m lang und 13 m breit werden und eine große umlaufende Piaffa erhalten, die auf vorge-mauerten Säulen ruhte. Diese Säulen waren 1,80 m hoch, die Piaffa 2 m breit. Die Wände des Hauses mauerten wir bis 4,50 m auf, während die Giebel die stattliche Höhe von 6,50 m erreichten. Türen und Fenster erhielten die gewöhnlichen Maße, so daß das Ganze recht stattlich zu werden versprach. Als Bindemittel diente sehr tonhaltige weiße Erde.

Viele Stunden des Tages saßen wir drei Europäer mit Lot und Kelle auf den Mauern, versuchten uns selbst in der Baukunst und brachten einigen intelligenten Arbeitern und Soldaten das Erprobte bei. Auf meine Bitte waren mir vom Gouvernement aus Kamerun zwei gelernte schwarze Maurer und Zimmerleute übersandt worden, doch überstiegen ihre Berufskenntnisse nicht das Maß eines heimischen An-fängers.

Über den Arbeitsdienst wurde aber die militärische Ausbildung der Stationsbesatzung nicht vernachlässigt. Allmorgendlich eine halbe Stunde, nachdem die Arbeiter sich versammelt hatten, traten unter Mißchen die 60 Mann Besatzung der Station, mit Ausnahme der Wachen, zum Dienst an. Ich hatte mir eine kleine Apotheke eingerichtet und hielt mit den Kranken Revierdienst ab, während Mißchen zwei Stunden exerzieren oder schießen ließ. Um 9 Uhr gingen dann auch die Soldaten zur Arbeit, und um 12 Uhr kam auf ein Blockensignal die gesamte männliche Stationsbevölkerung zum Essen heim, das die Frauen mittlerweile zubereitet hatten.

Die meisten Soldaten und Arbeiter waren verheiratet oder hatten sich Jaunde-Frauen genommen, die ihnen für eine monatliche Entschä-

digung von ihren Angehörigen überlassen wurden. Nur wenige waren unbeweibt, und diese hatten sich dann gegen ein bestimmtes Geld bei anderen Familien in Kost gegeben. Nachmittags von 2 bis $\frac{1}{2}$ 6 wurde wieder gearbeitet. Dann war Feierabend, und alle gingen zum Baden hinunter an den Fluß. Am flackernden Feuer wurde zu Abend gegessen, geschwätzt oder getanzt bis zum Zapfenstreich.

Zonu und seine Familie.

Der Gesundheitszustand von uns Europäern war nicht immer befriedigend. Wir hatten öfter kleine Fieber, wogegen es den Soldaten und Arbeitern durchgehends gut ging. Hierzu trug auch der Umstand wesentlich bei, daß sich die Sandflöhe, die bisher eine alte Plage auf der Jaunde-Station gewesen waren, durch häufiges Anfeuchten und Desinfizieren der Wohnräume in der Trockenzeit bedeutend vermindert hatten.

Diese Sandflöhe setzten sich, zunächst kaum wahrnehmbar, vornehmlich unter die Zehennägel, bald erregen sie ein heftiges Jucken und schwellen zu der Größe eines Stechnadelkopfes an. Werden sie nun nicht vorsichtig entfernt, so veranlassen sie eine Eiterung der umgebenden Fleischteile und bilden neue, sich schnell weiter verbreitende Quäl-

geister. Vielsach findet man Leute, denen von Sandflöhen die Zehen abgefressen sind. Sogar Todesfälle, die durch diese Flöhe herbeigeführt wurden, sind mir bekannt.

Von der Küste hatte ich mir Hühner, Enten und Gänse kommen lassen, die ausgezeichnet gediehen. Auch Truthühner, die ich von Zenker übernommen hatte, vermehrten sich schnell. 200 Stück Vieh gingen auf der Weide der Station, die durch eine Holzsenz begrenzt wurde und so auch äußerlich den Eindruck eines gesonderten Ganzen machte. Sämtliche Wohnhäuser und Stallungen ließ ich neu eindecken. Zu diesem Zwecke wurde mit der Trommel bekannt gemacht, daß die Station Matten kaufen wolle. Von allen Seiten kamen die Eingeborenen dann mit solchen herbei, die sie gegen Perlen verkauften. Die Matten in Jaunde sind aus Palmenblättern sehr geschickt zusammengeflochten. Sie werden auf den Dächern schichtweise übereinander in doppelter Lage festgebunden, halten vorzüglich kühl und schützen selbst gegen die tropischen Regengüsse.

Das Verhältnis der Station zu den Jaundes war das beste. Kleine Streitigkeiten und Palaver kamen natürlich vor, wurden aber bei dem großen Ansehen, das die Station mit ihrer starken Besatzung im Lande genoß, schnell beigelegt. Zur Arbeit an der Küste, zum Tragen von Expeditions- und Karawanenlasten drängten sich die Jaundes in ganzen Scharen, und selten konnten alle Leute, die sich meldeten, Berücksichtigung finden. Die Ruhe im Lande und die Sicherheit auf dem Küstenwege hatten zur Folge, daß die Händler von der Küste scharenweise, um Gummi und Elfenbein zu kaufen, in das Stationsgebiet zogen.

Kamen wirklich Übergriffe einzelner Häuptlinge oder ganzer Stämme vor, so griff die Station sofort mit Nachdruck ein. So wollten einmal die Boghebelo-Leute, ein kleiner Ntoni-Stamm, den Elandi-Leuten, die durch ihr Gebiet marschieren mußten, wenn sie zur Station wollten, nicht gestatten, Lebensmittel auf die Station zu bringen. Bei einem Versuch der Elandi-Leute im August wurde ein Mann von den frechen Friedensbrechern erschossen. Natürlich verlangte ich sofort Rechenschaft. Die Boghebelo-Häuptlinge weigerten sich, auf der Station zu erscheinen. In derselben Nacht noch rückte Zampa mit 25 Soldaten überraschend in ihr Gebiet ein. Die Boghebelos setzten sich zur Wehr, mehrere fielen und ihr Vieh wurde der Station zugeführt.

Mein alter schlauer Freund Zonu, der Vertrauensmann der Station bei allen Palavern, glaubte bei dieser Gelegenheit ein besonders gutes Geschäft machen zu können. Er hielt nämlich, während mich Un-

ruhen in das Sanaga-Gebiet riefen, angeblich in meinem Auftrage, auf eigene Faust ein großes Friedenspalaver mit den Boghebelos ab. Hierbei forderte er mehrere junge Mädchen als Kriegsentschädigung, die er auch erhielt. Groß war mein Erstaunen, als ich auf dem Rückmarsch vom Sanaga selbst im Boghebelo-Gebiet erschien und erfuhr, daß Freund Zonu mir bereits alle Arbeit abgenommen habe. Auf der Station versuchte der freche Alte erst zu leugnen, bequemte sich schließlich aber doch zu einem Geständnis und mußte nun die Mädchen natürlich herausgeben, wurde selbst aber zur Strafe mehrere Wochen festgesetzt.

Mein Marsch in das Sanaga-Gebiet hatte den Zweck, mit Dandugu endgültig Frieden zu schließen. Schon bei Na erhielt ich die Nachricht, daß sofort nach unserem Abmarsch Ngilla sowohl wie die Mwelles-Leute sich unseren Sieg über Dandugu zunutze gemacht hatten. Nach der Erstürmung der Mango-Stadt waren nämlich viele Leute Dandugus auf das rechte Ufer des Sanaga geflüchtet, und Ngilla hatte auf die Kunde hiervon sofort seinen Feldhauptmann Gimene ausgesandt, um Gefangene zu machen. Ebenso hatten auf dem linken Sanaga-Ufer mehrere Mwelles-Stämme, die Dandugu bisher bekriegt hatte, die flüchtigen Wutes angegriffen und schließlich sogar Mango selbst besetzt. Dandugu hatte sich zu Kanimanga, dem mächtigsten Mwelles-Häuptling ergeben, um ihn durch Geschenke zum Einstellen der Feindseligkeiten zu veranlassen, während seine Krieger teils zu Na geflüchtet waren, teils in Makinda sich verschanzt hatten.

Hier hieß es energisch Ordnung schaffen. Ich schickte sofort Boten an Gimene mit der Aufforderung, das Flußgebiet unverzüglich zu verlassen, und rückte in zwei Eilmärschen sofort nach Mango.

Gimene hatte auf die Kunde von unserem Vormarsch seine Leute zum größten Teil vom Fluß zurückgezogen und ließ mir sagen, daß er Ngillas Befehle abwarten müsse, bevor er endgültig abmarschieren könne. Die frechen Mwelles aber, untermischt mit einigen besonders dreisten Ngilla-Kriegern, die Gimenes Befehl nicht befolgt hatten, erwarteten uns schreiend und Speere schwingend, als wir nach Mango übersehen wollten. Wir feuerten sofort und die Mwelles verschwanden hinter den Lehmmauern der verbrannten Wute-Hütten, um uns beim Landen mit einem Hagel von Pfeilen zu überschütten. Ich stieg gerade aus dem Kanu, als ein schlagartiger Schmerz im rechten Bein mich zusammenknicken ließ. Im Unterschenkel steckte zitternd ein armlanger Pfeil. Ich bekam natürlich zuerst einen gewaltigen Schreck, da die Pfeile sehr oft vergiftet sind. Aber während die Soldaten unter Mäusen feuernd hinter den fliehenden Wutes und Mwelles herjagten, waren

die Hauffas Mamma und Dansoso um mich beschäftigt. Mamma befreite sorgfältig den Rohrschaft von der Eisenspiße, ging dann mit einer kleinen Lanzette, die er bei sich hatte, an dem Pfeileisen hinunter und riß mit einem kräftigen Ruck die Spiße aus der Wunde, sie sehr geschickt drehend, so daß der Widerhaken nicht allzuviel Fleisch fortnahm. Unterdessen hatte Dansoso ein Stück alter Baumrinde aus der Tasche geholt, die er, wie er mir sagte, gegen Gift stets bei sich hatte, kaute sie, legte dann seinen Mund auf die Wunde und sog nach Möglichkeit das Blut heraus, während er von den gekauten Blättern hineinspuckte. Dann erst ließ er von dem Lazarettgehilfen einen Verband anlegen. Schließlich mußte ich auf den Rat der Hauffa noch von derselben Rinde essen, was sofortiges Erbrechen zur Folge hatte. Als Miischen sehr besorgt zurückkehrte, gab er mir eine halbe Flasche Kognak, deren Genuß mich natürlich in einen totenähnlichen Schlaf verfallen ließ. Als ich am andern Tage mit schwerem Kopf in meinem Zelte erwachte, war zwar mein ganzer Fuß stark geschwollen, aber von einer ernstlichen Vergiftung glücklicherweise nichts zu spüren.

Die Mwelles waren gänzlich auseinandergesprengt und von der Insel verschwunden. Gimene war abmarschiert. Wir mußten aber noch acht Tage liegen bleiben, ehe ich wieder zu Pferde steigen konnte.

Doch die Zeit blieb nicht ungenutzt. Im Auftrage Dandugus erschien sein Bruder Wimba, um zu melden, daß der Häuptling bereit sei zu zahlen. Als Dandugu dann selbst mit seinen Leuten kam, um sich auf der Insel wieder neu anzubauen, mußte ich auf seine dringenden Bitten als Zeichen persönlicher Freundschaft, die mich von nun an mit ihm verbinden sollte, zwei junge Mädchen, Meta und Massina, als Geschenk annehmen. Beide sind später in der Mission erzogen, und Massina ist jetzt das angetraute christliche Ehegemahl Zampas, während Meta als Gattin des „Black-Doktor“ Wimba in Kamerun in schwarzen Kreisen eine bedeutende Rolle spielt.

Nachdem der Frieden feierlich beschworen war, marschierte ich zu Kule, wo ich bereits Boten Ngillas antraf. Ngilla war augenscheinlich über mein tatkräftiges Vorgehen gegen Gimene besonders bedrückt, weil er sich gerade mit seinem Onkel Ngutte im Kriege befand. Der schlaue Häuptling ließ mir sagen, er hätte es als mein guter Nachbar für seine Pflicht gehalten, uns gegen Dandugu zu unterstützen, und deshalb seine Krieger nach Mango gesandt. Er hoffe aber, daß unsere guten Beziehungen dadurch nicht getrübt werden sollten. Um ihm dies sofort zu beweisen und auch um ihn noch einmal wieder gründlich zu ermahnen, marschierte ich mit seinen Boten ohne vorherige Ankündigung nach seiner Hauptstadt.

Groß war das Erstaunen, als wir hier plötzlich erschienen. Ngilla empfing uns äußerst freundlich. Er hatte seit meinem letzten Besuch entschieden an Macht gewonnen. Mir fielen die große Menge Berittener und das vorzügliche Pferdmaterial besonders auf. Die Stadt war vielfach neu aufgebaut und hatte an Ausdehnung zugenommen. Statt der zwei Haussa-Dörfer waren jetzt deren vier vorhanden.

Ich machte Ngilla von vornherein klar, daß ich nicht etwa gekommen sei, um lange Zeit bei ihm zu bleiben oder mit ihm Geschenke auszutauschen, ihn auch auf keinen Fall, wie er mich hatte bitten lassen, gegen Ngutte unterstützen würde. Er mache seine Palaver, ich die meinen, und der Sanaga sei unsere Grenze. Ich sei nur gekommen, um ihn persönlich noch einmal besonders auf den letzten Punkt aufmerksam zu machen und ihm meine frische Wunde zu zeigen, an der er auch nicht schuldlos sei, da nur sein Eingreifen gegen Dandugu den Mwelles überhaupt den Mut gegeben habe, sich auf der Mango-Insel festzusetzen. Ngilla entschuldigte sich vielmals und schenkte mir als Zeichen seiner Freundschaft zwei gute Pferde. Dann kam er mit seinen Plänen und Sorgen zum Vorschein, die sich gegen den Sultan von Tibati richteten, vor dem er sich fürchtete, weil er die geforderten Sklaven nicht geliefert hatte. Ngilla meinte zu mir: „Du bist mein Freund, Deinen Soldaten und meinen Wutes können selbst die Reifigengeschwader des großen Lamido nichts anhaben. Das beste ist, du bleibst hier.“ Natürlich erklärte ich ihm, dies sei unmöglich. Er versuchte nun wenigstens einige Gewehre und Munition von mir zu erhalten. Meine Weigerung, seinem Wunsche nachzukommen, begründete ich damit, daß die Gewehre Eigentum meines Königs seien, die ich ebenso wenig ohne dessen Genehmigung verkaufen dürfe, wie seine Wutes ihre Speere und Schwerter. Damit gab sich aber Ngilla nicht zufrieden, sondern versuchte mit sechs großen Elfenbeinzähnen, mehreren schönen Pferden und Sklavinnen seiner Bitte Nachdruck zu verleihen. Ich hielt es aber unter den gegenwärtigen Umständen nicht für angezeigt, Ngilla in einem Maße zu kräftigen, daß er der Station vielleicht später unangenehm werden könnte, und wies die Geschenke zu seinem großen Staunen zurück. Beim Abschied sagte Ngilla mir hochfahrend, ich würde sehen, daß seine Wutes auch ohne uns und unsere Gewehre Tibati nicht fürchteten.

Am 20. September war ich wieder in Jaunde. Es kamen Boten von dem Mwelle-Häuptling Runimanga, um die Station seiner Freundschaft zu versichern und mir mitzuteilen, daß der große Häuptling als Freund Dandugus mit den Räubereien der letzten Zeit nichts zu tun habe. Auch die Batschengas vom unteren Sanaga und die Grenz-Bafokos schickten Friedensbotschaften.

Ich hatte das Gefühl, daß das Ansehen der starken Station in jeder Hinsicht genügend gefestigt war, um eine günstige Entwicklung auch für die Zukunft zu gewährleisten, und voll Sehnsucht sah ich dem Eintreffen eines Stellvertreters entgegen, um den mir bewilligten Urlaub antreten zu können.

Am 1. Oktober kam der Oberleutnant Bartsch mit Zimmermann auf der Station an. Wenige Tage später drückte ich meinen alten Gefährten zum Abschied die Hand und marschierte nach Kribi ab. Es war Regenzeit, und die Wege zwischen Njong und Lokundje waren beinahe unpassierbar, aber es war Frieden im Lande. Nur zwei Soldaten begleiteten mich außer Attang und einem kleinen Wey-Jungen, Julius; dieser war an Hans Bakofos Stelle getreten, den Stein sich auf den Hals geladen hatte!

Überall wurden wir freundlich aufgenommen. Lolodorf war gleichfalls Militärstation geworden. Hier saß ein Unteroffizier.

Der Handel hatte in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen. Die Wege von Klein-Batanga, Longji, Plantation, Kribi, Wasserfall und Groß-Batanga in das Innere hinein durch den Urwaldgürtel wurden in der Trockenzeit von Hunderten von Trägern begangen, und fast alle Firmen hatten ihre Vertreter damals bis in die Höhe von Lolodorf vorgeschoben.

Tungas Wohlstand war jedoch hierdurch nicht vermindert. Wohl kamen jetzt die Bewohner der hinteren Waldsiedlungen mit ihrem Gummi und Elfenbein weniger zu ihm. Sie verkauften ihre Produkte unmittelbar an die Faktoreien. Aber noch mußte jedermann, der zur Küste wollte, Tungas Dorf passieren und sich hier mit Lebensmitteln für die unbewohnte Waldregion versehen. Die Preise aber machte Tunga. Überall, wo ich durchmarschierte, wurde sein Name und zwar unter Klagen genannt. Mich nahm er freundlich auf, aber meine Ermahnungen freuten ihn wenig.

In Bipindi war eine eiserne Fähre von der Regierung eingerichtet und der Weg nach Kribi durch den Urwald vier Meter breit ausgeschlagen; die Wasserläufe waren mit Baumstämmen überbrückt, und so gestaltete sich der Marsch sogar jetzt in der Regenzeit wenig anstrengend.

Kribi selbst machte einen freundlichen Eindruck. Es besteht aus einem an der Mündung des Kribi-Flusses in den Ozean gelegenen Dorfe, das meist von Fischern und Händlern bewohnt ist, einer Niederlassung der Pallotiner Mission und den Verkaufs- und Lagerhäusern der Firma Karl Maß. Der Bezirksamtmann v. Derzen bewohnte ein freundliches, vier Zimmer enthaltendes Haus, das, ungefähr eine Viertelstunde vom

Strande entfernt, hochgelegen, eine prächtige Aussicht auf der einen Seite in das tiefe Grün des Waldes, auf der anderen nach der See hinaus gewährte. Neben dem Bezirksamt lag ein zweites Gebäude, das die Amtswohnung des Polizeimeisters, Diensträume und Fremdenzimmer enthielt.

Einen wunderbaren Anblick muß ich dargeboten haben, als ich, abgerissen von der langen Buschreise, von den vielen Fiebern und Anstrengungen blaß und abgemagert, mit langem spitzen Vollbart aus dem Busch trat. Von Dergens wurde ich auf das freundlichste empfangen. Wie kam ich mir selbst vor in dem von deutscher Frauenhand so trefflich geleiteten Haushalt des Bezirksamtmanns! Ist es denn wahr, fragte ich mich immer wieder, daß du es bist, der hier an der wohlgedeckten Tafel sitzt? Bist du wirklich an der Küste? fragte ich mich, als ich abends dem Donner der Wogen lauschte und einschlafend von der Heimat träumte.

Wie wurde ich verwöhnt von meinen lieben Wirten, von den Palotinern und den Kaufleuten, von Herrn Küas, der als Zollbeamter eben aus Togo kam, von allen, selbst von den Kribi-Leuten, die mich durch ihren Häuptling Ewabe begrüßen ließen. Alle hatten von den Kämpfen gehört, durch die Gottes Hand mich geführt, alle wünschten mir von Herzen Glück, als ich die „Nachtigal“ bestieg, die mich nach Kamerun abholte. Auf dem Kamerun-Fluß lag bereits der Lloydampfer „Sallier“ seefertig, der mich gemeinsam mit der abgelösten Besatzung des Kriegsschiffes heimbringen sollte.

Nach kurzem Abschied von den alten Bekannten ging es mit Attang, der mich nach Hause begleiten sollte, an Bord. Von meinem munteren kleinen Wey-Jungen Julius hörte ich noch zum letzten Male den Spruch, der seine Glanzleistung in der deutschen Sprache ausmachte: „Indessen verbleib' ich mit innigem Gruß dein dich liebender Julius“. Dann ging er weinend auf die „Hyäne“, wo ihn die neu angekommenen Kameraden als Steward angenommen hatten.

„Heiß' auf die Bramraa
Laß fallen die Fock
Und seh' den Heimatwimpel
Oben in den Topp“

Klangs von den Lippen der Matrosen nach dem Aufentern; die Mützen flogen in die Höhe; drei Cheers dem alten Kamerun. Die Schraube ging an. Hinaus, in See, der Heimat zu!

Achtes Kapitel.

1818

Wieder in Jaunde.

Zum zweiten Male in Kamerun. — Auf rauchenden Pfaden nach Jaunde. — Ausbau der Station. — Rabichungs Tod. — Elefantenjagd. — Bei Ngütte. — Allein auf der Station. — Flußpferde.

Im November war ich nach Deutschland gekommen. Im Januar bereits traf die Kunde ein von kriegerischen Ereignissen im Jaunde-Lande. Ich erhielt die Aufforderung vom Auswärtigen Amt, da ich vollkommen gesund war, mit dem nächsten Dampfer auszureisen. Also vorwärts!

Frisch und froh, voll Tatendrang und Zuversicht schifften wir uns am 10. Februar 1896 auf der „Lulu Bohlen“ mit Kapitän Busch nach Kamerun ein.

Da war der Assessor Gleim, der als Richter hinausging, Dr. Döring, der schon mit Bruner und Carnap die große Togo-Hinterland-Expedition gemacht hatte, und vor allem Professor Wohltmann, dem Kamerun so dankbar werden sollte. Er war es, der auf Grund seiner Forschungen, die er in den nächsten Monaten machte, feststellte, ein wie vorzügliches Plantagenland unsere Kamerun-Kolonie ist, und der damit den Anstoß gab, daß das deutsche Großkapital sich für Kamerun zu interessieren begann.

Eine Reise mit so anregenden, vielseitig gebildeten Menschen mußte lehrreich sein. Als wir am 10. März in Kamerun landeten, war uns

die Zeit wie im Fluge vergangen. Mir war es, als käme ich in eine liebe zweite Heimat. Da saß ich wieder im Gouvernementsgebäude, freundlich aufgenommen von dem Kanzler Dr. Seiz, der den auf Urlaub befindlichen Gouverneur vertrat.

Meinen Jungen Attang hatte ich in Deutschland zurückgelassen. Er war bei dem Pastor Schall in Cladow untergebracht, wo auch Zampa seinerzeit erzogen worden war. Julius kam glückstrahlend als kleiner deutscher Matrose eingekleidet von der „Hyäne“ zu seinem alten Herrn. Viel Freude machte mir die Anhänglichkeit der Soldatenweiber, die in Kamerun zurückgeblieben waren. In Scharen belagerten sie das Gouvernement, um mir guten Tag zu sagen. Da brachte die eine ein Huhn, andere schöne Eier oder ausgesuchte Erdnüsse, um mich zu beschenken, und alle trugen mir Grüße für ihre Angehörigen auf, die unter Kommandeur v. Kampf oben in Jaunde im Kriege waren.

Ich sollte sofort nach Jaunde, denn Kampf war ohne Offizier. Prem. Lt. Bartsch, der von den Jaundes angeschossen war, lag schwer krank in Volodorf, und Lt. v. Stein hatte wegen Schwarzwassersiebers in Kamerun zurückbleiben müssen. Die Expedition hatte schwere Kämpfe hinter sich, war aber ohne Arzt. So sollte mich denn Dr. Döring wenigstens bis nach Volodorf, wo der franke Bartsch lag, begleiten.

Wieviel gab es nun aber noch zu tun in Kamerun! Jahr und Tag blieb ich voraussichtlich drinnen im Busch. Da mußte Dienstliches und Persönliches wohl bedacht und geordnet werden.

Zunächst bekam ich meine Instruktion und besprach diese gründlich mit Dr. Seiz. Dann hieß es Tauschwaren einkaufen: Sachen, die in Jaunde gingen, und solche, die oben im Wute-Gebiet gebraucht wurden. Ein Kostenanschlag und eine Aufstellung derjenigen Waren, die halbjährlich geliefert werden sollten, mußten angefertigt werden. Bei der Rassenverwaltung mußte ich mich über die Buchführung und Abrechnung genau unterrichten lassen, von Dr. Plehn eine Stationsapothek erbitten und mit Herrn Drees über tausend Kleinigkeiten sprechen. Maurer und Zimmerleute mußten auf die Station, und Handwerkszeug durfte nicht fehlen.

Schließlich mußte ich noch an meine persönlichen Bedürfnisse denken. Einen guten Steward überließ mir Brauchitsch, der auf Urlaub ging, und Koch wie Waschmann besorgte mir die Baseler Mission. Regelmäßige Proviant- und Getränkelieferungen wurden nach Deutschland aufgegeben und auch regelmäßige Sendungen von guten Gemüsesamereien bestellt.

Nach der Arbeit plauderte es sich dann abends herrlich auf der Veranda bei Dr. Seiz oder im Doktorhause. Kam ich doch soeben aus der Heimat und durfte nicht aufhören, von dort zu erzählen.

Nachdem die Vorbereitungen erledigt waren, ging es dann mit der „Nachtigal“ nach Kribi. Der Bezirksamtmann war auf Urlaub, und Herr Küas vertrat ihn. Bei Maaß hatte ich noch Tauschartikel für den Marsch nach Jaunde gekauft und in Lasten verpacken lassen, als ganz unerwartet zwei Unteroffiziere von der Schutztruppe aus Jaunde mit einer Menge lediger Träger eintrafen. Sie sollten Proviant und Tauschwaren für die Expedition kaufen. Nun mußte ich natürlich bleiben, um die Leitung der ganzen Karawane zu übernehmen; denn Europäer und Träger waren noch unerfahren.

Nichts hält auf einer Expedition mehr auf, als wenn die Träger nicht unter sachverständiger Aufsicht stehen und heute dies, morgen jenes ganz nach ihrem Belieben tragen. An die schweren Lasten will selbstverständlich niemand heran, alles stürzt sich morgens auf die leichten Stücke, mancher Drückeberger erscheint überhaupt nicht, und wenn der Abmarsch angetreten werden soll, steht der Führer ratlos vor irgendeinem schweren Stück, das liegen geblieben ist. Die Lasten müssen genau und sichtbar gezeichnet sein, und von vornherein muß jeder Mann wissen, welche Last er ein für allemal zu tragen hat. Er ist dann für dieselbe verantwortlich. Die Reserveträger bleiben geschlossen zur Verfügung des Expeditionsmeisters. Es wird bestimmt und im Journal verzeichnet: Zala Last 38 (neun kleine Faß Pulver), Bessala Last 39 (drei große Faß Pulver), Invogo Last 42 (Laternen, ein Waschbecken), Bedimah Last 43 (vierzig Pfund Salz), Obama Last 45 (Bett des Unteroffiziers Rückert) usw. Die Leute mit den Kochlasten, Zelten, mit den persönlichen Sachen der Europäer müssen natürlich vorne marschieren, wie auch alles, was täglich gebraucht wird, als: Streichhölzer, Kaffee, Tee oder Kakao, Butter, für den Notfall einige Konserven, Früchte, Lichte, Salz, Pfeffer, Essig und Öl, zusammengepackt sein muß.

Es gibt beim Abmarsch einer Karawane viele Kleinigkeiten zu bedenken, die dem alten Afrikaner in Fleisch und Blut übergegangen sind und die den gesicherten Fortgang einer Expedition gewährleisten, die aber der Neuling nicht wissen kann und erst durch die Erfahrung lernen muß. Während z. B. unsere neu angekommenen Unteroffiziere kaum imstande waren, 30 oder 40 Träger zu beaufsichtigen, setzte Zimmermann, der gewandteste Expeditionsmeister, den ich überhaupt je gesehen habe, morgens drei- bis vierhundert Menschen mit ihren Lasten in kaum einer halben Stunde in Marsch.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich während des Marsches einem Paar Gänse, die ich zur Zucht mit nach Jaunde nahm, und vier jungen Schweinen, die von je einem Jaunde in einem aus Bambusrippen geflochtenen Korbe auf dem Rücken getragen wurden. Bei jedem Halt

wurden die Tiere in Freiheit gesetzt, getränkt und gefüttert. Sie hatten sich bald so an die Karawane gewöhnt, daß sie auch unbeaufsichtigt nicht fortliefen.

Überall waren die Eingeborenen fleißig an der Begearbeit, und im ganzen Ngumba-Gebiet war die Straße vier Meter breit durchgeschlagen, bereits ein sichtbarer Erfolg der Expedition von Kampf.

Tunga war nicht in seinem Dorfe. Die Zuversicht, die er noch vor vier Monaten zur Schau getragen hatte, schien bereits stark erschüttert zu sein. Auf der Station Lolodorf lag der arme Bartsch. Er litt noch an den Folgen seiner Verwundung und schwerer Dysenterie und war beängstigend schwach und angegriffen. Er erzählte viel von den Vorgängen seit meiner Abreise auf der Station. Als Ursache des Aufstandes hatte sich nach vielen eingehend angestellten Ermittlungen nachstehendes ergeben:

Die Boghebettschi-Jaundes, ein starker Stamm in den Bergen nördlich der Station unter ihrem Häuptling Mbazamsoko, hatten früher einen lebhaften Handel nach Bakoko getrieben. Durch die neue Verkehrsstraße von der Station Jaunde nach Kribi, auf der alle Waren abgabefrei an die Küste gelangten, war die alte Straße nicht mehr lohnend, sondern zeitweilig infolge der Bakoko-Kriege ganz gesperrt. Nun hatten die Boghebettschis von Anfang an den Anschluß an die Station verpaßt und sahen zu ihrem großen Ärger, daß die früher verachteten Zonu-Jaundes durch die Vorteile, die sie direkt und indirekt durch die Station genossen, vermögend wurden, während sie selber verarmten. Dieselben Gefühle mögen die übrigen Jaundes gehabt haben, wenn sie wahrnahmen, daß die Zonu-Jaundes und ihr Anhang abgabefrei an die Küste handelten, und daß die vom Gouvernement entlassenen Jaunde-Arbeiter als reiche Leute durch ihr Land in die Heimat zurückkehrten. Da nun alle zusammen die Machtmittel der Regierung noch nicht kennen gelernt hatten, so wurde es dem einflußreichen und mächtigen Häuptling der Boghebettschis leicht, die Unzufriedenheit zu schüren.

Mitte Dezember 1895 wurden zwei Dahomey-Arbeiter der Jaunde-Station, als sie im Dorfe des Häuptlings Mbazamsoko Essen einkaufen wollten, von Eingeborenen, die sich, wie dort häufig, an Palmwein berauscht hatten, erschlagen. Bartsch unternahm zur Züchtigung des Stammes verschiedene militärische Strafzüge, bei denen die Boghebettschis, die sich kräftig zur Wehr setzten, nicht unerhebliche Verluste hatten. Nach kurzer Zeit erhielt er jedoch durch die Jaunde-Häuptlinge Amba und Zonu die Nachricht, daß sich die Boghebettschis nach dem Njong hinzögen, um eine Karawane zu überfallen. Als ihm am 23. Dezember gemeldet wurde, eine von Lolodorf kommende, von einem Weißen geführte Karawane sei angegriffen, schickte er derselben 16 Soldaten

entgegen, die am Abend desselben Tages den mit achtzehn Soldaten und Trägern zum Ersatz nach Jaunde marschierenden Unteroffizier Müller mitten im Kampfe mit Eingeborenen antrafen, gerade noch rechtzeitig, um den Rest der beinahe aufgeriebenen Karawane zu retten. Von achtzehn Soldaten waren elf verwundet, die Lasten beinahe sämtlich verloren.

Auf erneute Kunde, daß am Njong eine große Karawane angegriffen worden sei, brach Bartsch am 31. Dezember mit dem Büchsenmacher Zimmermann und Unteroffizier Müller sowie 38 Mann gegen den Njong auf. In Jaunde ließ er Kabischung mit sechs kampffähigen Soldaten, sechzehn Verwundeten und zwanzig Dahomey-Arbeitern zurück. Der nun folgende Marsch von Jaunde nach Lolodorf brachte für Bartsch eine Reihe schwerer Kämpfe. Bis zum Njong mußte Dorf für Dorf erstürmt werden, darunter solche, wo Bartsch, wie in Ngilembala, bei seinem Marsch nach Jaunde im September auf das freundlichste aufgenommen und mit denen er seit seiner Anwesenheit in Jaunde in keiner Weise in Berührung gekommen war. Einige wenige Dörfer erklärten, sich am Kampf nicht zu beteiligen.

Am 12. Januar traf Bartsch mit seiner Truppe, von der noch etwa zwanzig Mann kampffähig waren, in Lolodorf ein. Bartsch und Büchsenmacher Zimmermann waren verwundet, vier Soldaten waren tot während des Marsches zurückgelassen worden, zwei starben noch in Lolodorf.

Am 26. Januar war dann Kommandeur v. Kampf von Kribi über Lolodorf nach Jaunde aufgebrochen. Er hatte sechs Unteroffiziere einschließlich Lazarettgehilfen Schöb und Büchsenmacher Zimmermann, der bereits wiederhergestellt war, sowie 145 farbige Unteroffiziere und Soldaten zu seiner Verfügung. Außerdem schlossen sich noch etwa hundert Jaundes, die zum Teil in Kamerun gearbeitet hatten und nun mit Privatlasten in ihre Heimat zurückkehren wollten, der Expedition an.

Schwere, verlustreiche Gefechte hatte der Kommandeur hinter sich, als er am 26. Februar mit seiner kleinen Truppe den armen Kabischung auf der Station entsetzte. Wacker hatten die Jaundes standgehalten, namentlich der Njong-Übergang hatte der Expedition große Schwierigkeiten bereitet. Doch Kampf war kein Neuling in Kamerun. Schon zur Unterdrückung des Dahomey-Aufstandes war er als Führer des Seebataillonsdetachements dort gewesen und wußte, daß nur bei rücksichtslosem Durchgreifen ein dauernder Erfolg bei Negern zu erzielen ist. Er hatte den unruhigen Elementen in Jaunde einen gründlichen Denkfzettel gegeben.

Mir blutete das Herz, als ich das Jaunde-Land, das ich vor drei Monaten durchzogen hatte, wo aus reichen Dörfern und blühenden

Feldern überall freundliche Menschen mich begrüßt hatten, jetzt verwüstet und verlassen fand. Nur schwarze verbrannte Balken, zerschlagene Töpfe und umgeschlagene Pflanzen erinnerten an die einstigen Wohnstätten. Bis zum Njong sah ich überhaupt kaum Menschen. Jenseit des Flusses, wo ich fast jeden Häuptling von Angesicht zu Angesicht kannte, waren die Leute zutraulicher. Sie kamen von allen Seiten herbei und baten mich um meine Vermittlung und Fürsprache beim Kommandeur. Sie waren verführt worden, hatten nach echter Negerart, als sie geglaubt hatten, die Stärkeren zu sein, zugehauen und waren jetzt, nachdem sie so gründlich das Gegenteil hatten fühlen müssen, vollkommen gebrochen. Es mag wunderbar klingen, aber mit jedem Volksstamme in Kamerun ist es, so lange er noch nicht die deutschen Waffen verspürt hat und weiß, daß der Gouverneur der Stärkere ist, gerade wie mit einem jungen Hunde, der noch nicht die Staupe gehabt hat, d. h., man weiß noch nicht, was man eigentlich an ihm hat.

Überall erzählten mir die Häuptlinge voll Trauer: Ah, Dominik, commander abé“ (Ja, ja, Dominik, der Kommandeur ist ein böser Mann), „Jaunde, adinge fianga, adinge abok, betâ abé abé abui“ (Wir Jaundes lieben Spiel und Tanz, Krieg ist sehr schlecht). Ich machte ihnen dann klar, daß sie sich dies hätten eher überlegen müssen, jetzt aber sollten sie sich wenigstens die harten Erfahrungen eine Lehre sein lassen und nicht wieder so leichtsinnig handeln.

Als ich mich am 10. April meiner alten Station näherte, kam mir bereits der Kommandeur mit Zimmermann entgegengeritten. Das war ein anderes Wiedersehen, als im November in Wilhelmshaven, wo ich Herrn v. Kampf zum ersten Male hatte begrüßen dürfen. Damals kam ich nach Kampf und Streit von Jaunde nach Hause, jetzt lag er im Felde, und ich brachte ihm nach der Station, die er kämpfend erreicht hat, Grüße aus der fernen Heimat!

Jubelnd wurde ich von den Stationsleuten begrüßt. Namentlich die Dahomeys waren ganz außer sich vor Freude. Ich hatte ihnen nämlich, als ich auf Urlaub gegangen war, versprochen, sie heimzusenden, sobald ich zurückkäme. Sie mußten dem neuen Herrn noch einige Zeit dienen, weil er doch nicht mit neuen Arbeitern anfangen könne. Für sie war mein Kommen die Stunde der Freiheit. Sie hatten ihre Verpflichtungen erfüllt, eine Menge Geld gespart und gingen wenige Tage später, von einigen Soldaten eskortiert, zur Küste ab, um in ihre Heimat befördert zu werden. Übrigens hatten sie sich, wie mir der brave Kabischung erzählte, in den schweren Tagen der Belagerung recht wacker gehalten.

Kabischung hatte viel durchmachen müssen. Bartsch war abmarschiert. Die Boghebetshis kamen bis dicht vor die Station, wo alle

Arbeit stockte, nachdem ein Weib auf dem Felde von ihnen erschossen war. Glücklicherweise blieben die Jaundes in unmittelbarer Nähe der Station treu, ein Zeichen, daß die Schuld an dem Aufstand nicht bei der Besatzung lag. Der Zonu-Sohn Amba übernahm sogar mit seinen Kriegern gemeinsam mit Rabischung die Verteidigung der Station. Als die Boghebetshis Anfang Januar stürmen wollten, erhielt Rabischung Kunde hiervon und überfiel sie in der Nacht vorher in ihrem Lager, erschoss mehrere und nahm ihnen vier Gewehre ab. Viermal versuchten dann die Boghebetshis, nächtlicherweise die Station in Brand zu stecken. Immer wurden sie von den wachsamen Posten entdeckt und von Rabischung und seinen Leuten durch scharfes Feuer zurückgetrieben. Sämtliche Weiber der Station hatten in dem großen Europäerhause gewohnt, wohin Rabischung auch alle Vorräte an Munition und die Geschütze hatte bringen lassen. Prahlend hatte Mbazamsoko ihm allabendlich zutrommeln lassen, er würde ihm, kufuge („Elefantenhaut“ nannten sie Rabischung, weil er etwas runzelig ausah), die Haare scheren und ihn zu seinem Sklaven machen, ihn nackt gehen lassen und einen Coutlas in die Hand geben, mit dem er allmorgendlich Gras für die Pferde schneiden sollte, die der Häuptling reiten würde. Schwere Wochen hat der brave Mann allein auf der Station durchkämpfen müssen. Denn Sergeant Miischen, mein anderer treuer Stationsgefährte, war leider am Fieber gestorben. Ein alter Garde-Schütze, ein echter, rechter Soldat!

Zunächst ging es nun an die Begrüßung der alten Bekannten. Hübsche Tücher, Zeuge, Perlen und allen möglichen Schmuck hatte ich für Meta und Massina mitgebracht. Zampa und Musa, der Borarbeiter Doindia, Amba und Zonu, einige Arbeiterweiber, die stets besonders fleißig gewesen waren, wurden mit Geschenken bedacht.

Später ritt ich mit Rabischung hinaus in die Farmen und war erstaunt, wieviel der unermüdliche, fleißige und tätige Bartsch in meiner Abwesenheit geleistet hatte. Weithin war der Urwald geschlagen, gerodet und das Land urbar gemacht. Mit Pflug und Egge hatte er gearbeitet, blühende Kartoffelfelder begrüßten mich. Am Wasser hatte er neue Wiesen für das Vieh der Station angelegt, und alle Baulichkeiten waren neu eingedeckt und trefflich imstande. Nur ein so praktischer Mann wie Bartsch konnte derartige Verbesserungen schaffen und die Station trotz der letzten kriegerischen Monate so hinterlassen, wie ich sie übernahm.

Die Station glich einem Feldlager. Der Kommandeur war gerade in Friedensverhandlungen mit Mbazamsoko eingetreten. Er war bald nach seinem Eintreffen auf der Jaunde-Station mit voller Macht in die Boghebetshi-Berge eingerückt und hatte unter dem frechen Bergvolf Furcht und Schrecken verbreitet, so daß sich der alte Mbazamsoko frei-

willig auf der Station stellte. Für die von ihm getöleten zwei Stationsleute legte ihm der Kommandeur die Zahlung von hundert Stück Vieh auf, auch mußte der Häuptling sechs Monate lang zehn Arbeiter auf der Station stellen. Mbazamsoko selbst verblieb als Geisel auf der Station.

Am 14. April rückte dann der Kommandeur in das Sanaga-Gebiet ab. Er nahm auf meine Bitte möglichst viele Soldaten mit, weil die Befürchtung nahelag, daß auf der Jaunde-Station durch die Anwesenheit so vieler Menschen Mangel an Lebensmitteln eintreten würde. Der Kommandeur wollte sich über die Verhältnisse an der Wute-Grenze unterrichten. Auch für das Ansehen der Station war es von großer Wichtigkeit, daß sich einmal eine so bedeutende Streitmacht an der stets unruhigen Wute-Grenze zeigte.

Wie wenig sich nämlich Ngilla an unsere Abmachungen gekehrt hatte, zeigten die Nachrichten, die der Kommandeur schon in Kule und Na erhielt. Ngilla hatte in der Trockenzeit wieder den Sanaga an einer seichten Stelle überschritten und die Mango-Stadt überfallen. Mit Hilfe seiner Brüder Na und Wimba hatte Dandugu zwar die Ngilla-Krieger schließlich zurückgeworfen, war aber von der Insel fortgezogen, weil ihm der Aufenthalt dort zu unsicher wurde. Er war jetzt auf dem linken Sanaga-Ufer mit dem Bau einer neuen Hauptstadt beschäftigt. Bei Ngilla, jenseit des Sanaga, herrschten die Pocken. Der Kommandeur mußte deshalb von einem Marsch dorthin Abstand nehmen und traf schon Ende April wieder auf der Station ein. Hier wurden nun sämtliche Palaver erledigt, während die Soldaten einen großen neuen Viehkral bauten und die ganze Station einzengten. Die Palisadierung wurde mit Bastionen und Schützenständen versehen. Ihre Länge betrug ungefähr 350 laufende Meter. Auf der Boghebetschi-Seite wurde ein geschleppter Aftverhau errichtet, der auf der Nordwestseite bis zum Wasser herunterreichte.

Am 18. Mai marschierte der Kommandeur zur Küste ab. Bei mir auf der Station wurde der Unteroffizier Ganske stationiert. Zampa ging mit dem Kommandeur nach der Küste, weil er die Jaunde-Sprache beherrschte und bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen als Dolmetscher dienen sollte. Er führte dann später eine Karawane mit Tauschwaren von Kribi zur Station herauf. Der Kommandeur hatte mir namentlich den Wegebau im ganzen Stationsgebiet an das Herz gelegt und nahm auch Tunga, der noch immer nicht Ruhe halten konnte, gefangen mit nach Kamerun. Damit legte er den Grund zum Bau einer Straße auch im Ngumba-Lande, dem sich Tunga stets widersetzt hatte.

Nach dem Abzug der Expedition begann das Jaunde-Land sich wieder friedlich zu entwickeln. Die verbrannten Dörfer wurden neu

aufgebaut. Sämtliche Jaunde-Stämme wurden zum Bau einer großen Straße von der Station bis zum Njong herangezogen, die Wasserläufe wurden überbrückt und durch die Sümpfe Dämme geführt, so daß ich schon Anfang Juni bis zum Njong und wieder zurück reiten konnte. Nachdem die Jaundes einmal eine Straße gebaut und eingesehen hatten,

Jaunde - Weib.

daß es doch bequemer sei, stets trockenen Fußes und schnell selbst in der Nacht dahinmarschieren zu können, als fortwährend klettern und auf Bäume und Wurzeln achten zu müssen, begannen sie auch die kleineren Wege zu verbessern. Wenn dann der eine arbeitete, wollte er nicht sehen, daß sein Nachbar faulenzte; so entstand im Jaunde-Lande ein Wegenetz.

Um eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Wegebreite zu erzielen, ließ ich mir eines Tages sämtliche Häuptlinge, die an der Straße bis zum Njong wohnten, auf die Station kommen, ermahnte sie nochmals zu allem Guten, wies sie auf die Lehren hin, die sie sich aus den letzten Ereignissen ziehen sollten, und gab schließlich jedem eine 4 m lange Palmenrippe als Maßstab für die Wegebreite mit nach Hause. Als zum Abschied noch einige Flaschen Rum geöffnet wurden, waren die alten Herren sehr zufrieden und beantworteten jedes Wort, das ich sprach, mit einem beifällig gegrunzten „Neh“ als Zeichen des vollen Einverständnisses. Der alte Zonu hielt eine große Lobrede auf mich, und auch Mbazamsoko, der

bereits alles gezahlt hatte und sich wieder der Freiheit auf seinen alten Bergen erfreute, glaubte mir noch besonders seine Freundschaft versichern zu müssen. Daß ich „Kata, kata“, wie sie mich nannten, sei, wüßten sie ja längst, aber auch der Kommandeur sei „abe abui“ (sehr böse), und einen bösen (starken) Mann zum Feinde zu haben, sei schlecht, ihn zum Freunde zu haben, aber sei gut, viel besser, als einen guten (schwachen) Mann. Jeder einzelne gab mir dann unter „Awu maha“ die Hand, einzelne glaubten mir sogar noch unter Umarmungen versichern zu müssen, „Kata kata madinge wa abui“ (ich habe dich zu lieb),

ehe sie die Heimreise antraten. Banemekuno, der mächtigste Bane-Häuptling, der nie recht etwas von der Station hatte wissen wollen, war unter dem Eindruck des Krieges erschienen und hielt eine längere Rede, in der er sich zu behaupten bemüht fühlte, die Jaundes hätten Prügel bekommen und seien nun Freunde der Station, die Banes aber seien ein großes starkes Volk und kämen freiwillig. Ich mußte sie deshalb mehr lieben als die Jaundes! Um ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, versicherte ich ihm, daß ich den lieb hätte, der das täte, was ich sagte. Wenn die Banes nicht täten, was ich sagte, würde es ihnen gerade so gehen wie den Jaundes. Das war etwas viel gesagt. Die Banes, die östlichen Nachbarn der Jaundes, sind zahlreicher und besser organisiert als diese, und es hat zwei Jahre später, als sie sich erhoben, der ganzen Schutztruppe bedurft, um sie niederzuwerfen. Damals aber durfte ich natürlich schon den Jaundes gegenüber nicht den Gedanken aufkommen lassen, daß ich mich mit meiner Stationsbesatzung diesen Nachbarn nicht gewachsen fühlte. Meine Worte ernteten bei den Jaundes reichen Beifall, und auch Banemekuno schien sie damals für richtig zu halten.

Auf der Station selbst waren die neuen Handwerker, die ich mitgebracht hatte, sofort in Tätigkeit getreten. Die Zimmerleute waren von früh bis spät unter der Leitung Rabischungs beschäftigt, Tür- und Fensterfüllungen in dem neuen Hause anzubringen. Als diese fertig waren, wurden Fensterladen aus alten Kisten, in denen früher Proviant auf die Station gekommen war, hergerichtet. Die beiden Maurer, übrigens zwei faule Duallas, denen es hier bei der scharfen Arbeit in Jaunde gar nicht gefiel, versuchten sich an dem Bau einer breiten steinernen Treppe zur Piaffa des jetzt im Rohbau fertigen Hauses. Nachdem sie aber ziemlich einen ganzen Ofen Steine verarbeitet hatten, ohne nur einigermaßen etwas Treppenähnliches fertig zu bekommen, mußten Rabischung und ich uns an die Lösung des Problems begeben, und nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es uns schließlich, eine recht hübsche Treppe mit flankierenden Säulen und einem breiten schönen Geländer herzustellen. Wir waren sehr stolz auf dieses Bauwerk, denn so oft ich daheim treppauf, treppab gegangen war, hatte ich mir nie von der Schwierigkeit, die der Bau eines solchen Aufganges bereitet, eine rechte Vorstellung gemacht. Es muß alles gelernt sein; aber bei uns hieß es auch wieder anderseits: „Probieren geht über Studieren“.

Ebenso oder beinahe noch schwieriger war es, das Dach auf das große, 22 m lange und 13 m breite Haus zu bauen. Wie manchen langen Tag haben wir oben geseffen, Balken auf Balken heraufreichen lassen,

gefalzt, genagelt und gebunden und dann alles wieder abbrechen müssen, weil es nicht stimmte: aber Ausdauer führt zum Ziel. Schließlich sahen wir stolz auf unser gerüstetes Dach. Um es gegen die heftigen tropischen Regengüsse widerstandsfähig zu machen, hatten wir ihm einen Fall von 70 cm auf den Meter gegeben, so daß unser Haus eine stattliche Höhe erreichte. Zum eigentlichen Dachdecken wurden große Mengen armdicker Palmenrippen herangeschleppt; sie wurden gleichmäßig lang zugeschnitten, vierkant gearbeitet und als Sparren verwendet. Dann wurden Bambusrippen gespalten, das Ganze nehartig mit diesen überflochten und in doppelter Lage Matten, an deren Lieferung sich sämtliche Jaunde-Stämme der Umgebung beteiligen mußten, festgebunden. In dieser Arbeit sind die Jaundes sehr geschickt, und nachdem viele Tausende von Matten zur Stelle waren, banden zwanzig geschickte Eingeborene an einem Tage mit lautem Gesang den ganzen Belag auf. Starke Balken, die gleichmäßig behauen, vom First aus über das Blätterdach gelegt und mit den Dachsparren verschnürt wurden, sollten verhindern, daß ein starker Tornado die große Blätterfläche etwa in die Höhe löstete. Ein sorgfältig gearbeitetes Palmenblätterdach braucht, wenn es stets ausgebeffert wird, nur alle zwei Jahre erneuert zu werden. Ich ziehe diese Blätterdächer den Grasdächern, wie man sie überall in Adamaua und auch bei uns zu Hause findet, entschieden vor.

Unten im Hause hatten wir feste Kellerräume, in denen die Munition und die Tauschwaren der Station untergebracht werden sollten, eingebaut. Der Boden mußte natürlich gepflastert, oben die Piaffa und die Zimmer mußten gediebt, eine Keeling um die Veranda, in den Zimmern, wo die Dielen an die Wand setzten, Leisten gearbeitet werden; geweißt und gestrichen sollte alles sein, kurz, es war eine unendliche Arbeit, und immer, wenn wir glaubten, bald am Ende zu sein, gab es noch dies oder jenes zu tun.

Während ein Teil der Leute von früh bis spät am Hause tätig war, hatten wir mit dem Rest eine neue große Mauer in Angriff genommen, welche die Holzfenz, die gar zu oft ausgebeffert werden mußte, ersetzen sollte. Rabischung hatte früher mit Lehmmauern in Tonking und Algier bei der Fremdenlegion sehr gute Erfahrungen gemacht, und auf seinen Rat wollte ich es denn auch mit einer solchen versuchen. Wir fertigten zu diesem Zweck aus Bohlen große auseinandernehmbare Kästen. In diese wurde der Lehm hineingestampft. War er einigermaßen trocken, so wurde der Holzkasten fortgenommen, und die Sonne tat ihre Arbeit. Natürlich war der Lehm vorher mit Häcksel gut durchgearbeitet, damit er Halt bekam. War das Ganze vollkommen erhärtet, so kam auf die

erste Schicht eine dünnere zweite und dann noch eine letzte, so daß die Mauer, sich nach oben verjüngend, 2 m hoch wurde. Durch ein Dach aus Palmenblättern wurde sie gegen den Regen geschützt. Auch die Ziegelei am Wasser wurde vergrößert. Ebenso gab es in Feld und Garten stets Arbeit. Die Pferde, die Schaf- und Ziegenherden und die zahlreichen Schweine bedurften der Beaufsichtigung, junge Puten, Enten und Gänse wurden gezogen, und im Garten gediehen fast alle heimischen Gemüse.

Die Soldaten wurden jeden Tag zwei Stunden scharf exerziert, in dem Montieren des 3,7 cm Schnellfeuergeschützes geübt und besonders gewandte Leute am Magingewehr ausgebildet. Vor allem aber wurde fleißig geschossen. Leider litten wir Europäer gerade im Juli 1896 fortwährend am Fieber. Täglich kamen ganz plötzlich kalte Regenschauer, die Temperatur sank bis auf 16° R., der Wind peitschte die nassen Felder und fuhr durch unser morsches Holzhaus, das in allen seinen Fugen frachte, namentlich nachdem wir, um Bretter zu haben, angefangen hatten, es bereits innerlich abzubrechen, und nur noch zwei kleine Stuben bewohnten.

Am 20. Juli wurden in dem neuen Hause zwei Zimmer fertig. Ich zog mit Ganske hinüber, da dieser an so heftigem Fieber litt, daß er sich wochenlang nur stundenweise erheben konnte. Der arme Mensch hatte oft eine Bluttemperatur von über 40°, verlor dann vollkommen das Bewußtsein, was um so unangenehmer war, weil dann häufig noch bei ihm ein Stimmrizenkrampf eintrat, so daß er röchelnd dalag und ich das Schlimmste erwartete. Wie ein Arzt kam ich mir vor, wenn ich ihn morgens besuchte und dann noch stundenlang in meiner Apotheke mit Schneiden und Medizinieren bei Soldaten und Arbeitern zu tun hatte. Ganske erholte sich allmählich wieder; da legte sich plötzlich Rabischung, der auch viel gekränkelt hatte, aber von seinem geliebten Bau nicht hatte fortgehen wollen. Er hatte Schwarzwasserfieber. Furchtbar aufregend waren die Tage, an denen ich von Bett zu Bett eilte. Rabischung wurde immer gelber, stöhnte Tag und Nacht entsetzlich und hatte furchtbares Gallenbrechen. Im neuen Hause wurde Ganske auf die Kunde von Rabischungs Krankheit natürlich noch niedergeschlagener und kränker. Am dritten Tage seiner Krankheit, am Mittwoch, den 29. Juli früh, schied mein alter braver Kamerad Rabischung hinüber in ein besseres Jenseits.

Weinend fertigten die Zimmerleute, mit denen er monatelang Hand in Hand gearbeitet, ihm den Sarg; im Garten neben Gaden gruben sie ihm sein Grab, in das wir ihn nachmittags zur ewigen Ruhe senkten.

Schluchzend, selbst noch schlotternden Knies, steht mein armer

Ganske neben mir. Wird er gesund werden? Aber der Dienst ruft, und die starre Form hilft über manches Schwere hinweg. „Chargiert! Fertig! Legt an! Feuer!“ Dreimal rollt es über die Gruft. Das Echo verhallt in den Bergen. „Beggetreten!“

Dann sitze ich einsam in Gedanken! Rabischung tot! Als junger Mann in törichter Unvernunft, um dem deutschen Dienst sich zu entziehen, ging der Lothringer in die Fremdenlegion. Neun Jahre lang in tausend Gefahren, die Heimat für ihn verschlossen, dann endlich in Afrika wieder auf deutschem Boden! Und wie hielt er hier aus, wie arbeitete er, um alles gut zu machen, was er dem Vaterlande gegenüber gefehlt hatte! Heut war das Haus fertig, das er geschaffen, heut sollte er es beziehen, da betteten wir ihn in ein ander Haus für immer! Und wo war Miischen, der vor einem Jahre noch mit Rabischung hier neben mir stand? — Tot! Und neben mir stöhnte mein letzter Gefährte. Ich mußte hinüber zu ihm, mit ihm zu sprechen! „Vorwärts geradaus, auf Gott vertraut und — durch!“ Solche Stunden sind schwer!

Aber auf Regen folgt Sonnenschein. Ganske erholte und kräftigte sich. So konnte ich daran denken, einmal wieder hinaus ins Land zu ziehen. Bei den Banes, zwei Tagemärsche östlich von der Station, sollte ein großer Akabatala abgehalten werden. Ich wußte, daß hier ganz Jaunde und Bane sich vereinigte, und wollte mich den Leuten einmal wieder zeigen und die Stimmung im Bane-Lande erkunden.

Durch die Dörfer der Bogheda-Jaundes und der Emambo-Leute gelangte ich in das eigentliche Bane-Gebiet zu den Boghemangas. Die Banes sind den Jaundes nahe verwandt. Sie gehören ebenso wie diese und die östlich von ihnen wohnenden Bulis und Pangues zu den Fan, einem großen Bantu-Stamme. Die Banes sind noch kriegerischer und wilder als die Jaundes. In dem von mir durchzogenen Lande trat der Urwald stellenweise schon ganz zurück, und in den großen weiten Grasflächen lagen gutgehaltene Felder und große schöne Dörfer mit sorgfältig nach Jaunde-Art gebauten Hütten, zwischen denen zahlreiche Hühner, große Schafe und Ziegen sowie viele fette Hunde, die hier als Leckerbissen gelten, herumliefen. Überall wurde ich freundlich aufgenommen.

Weithin voraus ins Land hinein verkündete schon die Trommel: „Kata kata asu“ (Dominik kommt), „bissimbi asu“ (die Soldaten kommen), und überall sammelten sich Klein und Groß, um unserem Durchmarsch mit zuzuschauen. In dem Dorf, wo wir übernachteten, wurden wir mit Planten, Mais, Jams, Kassada, Schafen, Ziegen, Hühnern und Eiern geradezu überschüttet, und tief beleidigt waren die Häuptlinge, wenn ich ihre Geschenke, weil ich viel zu wenig Esser und auch nicht genug Gegengeschenke hatte, zurückwies. Als wir uns dann

dem eigentlichen Festplatze näherten, strömte schon von allen Seiten das Volk herbei. Die Alten voran, die Pfeife im Munde. Dann die stattlichen Söhne mit dem Gewehr in der Hand, dem Pulverhorn auf der Schulter; zum Schluß die Frauen. Die Alten schleppten sich an Stöcken dahin, die Jungen trugen Kiepen auf dem Rücken, in denen sie Waren, die feinen Labalabas für die männlichen Teile der Gesellschaft und die buntesten Fiasias (aus Gras geflochtene, pferdeschwanzartige Büschel) mit sich führen. Sehr niedlich sehen die halberwachsenen Mädchen aus,

Akabatala-Jünglinge tanzen auf der Station.

die schon ganz würdig einherschreiten und oft noch ein ganz kleines Geschwisterkind bei sich tragen.

Auf dem weiten Festplatz sind schon viele hundert Menschen versammelt. Stammesweise sitzen sie zusammen und schwagen, nachdem sie noch sorgfältig Toilette gemacht haben. Ein großer, aus Bananenblüten aufgebauter Zaun, der bisher die eigentlichen Akabatala-Leute vor den Blicken der Neugierigen schützte, wird entfernt, man sieht einen bühnenartigen Aufbau, den vorn ein riesiges, roh geschnitztes Götzenbild ziert. Auf einer Holzbühne tanzen und singen mehrere, bis auf einen Hüftschurz nackte Fetischpriester. Sie haben große Klappen in den Händen, mit denen sie unausgesetzt rasseln, während zahlreiche Musikanten auf Trommeln und Kürbisklavieren einen Höllenlärm veranstalten. Hinter den Priestern stehen die Akabatala-Jünglinge. Sie sind ganz nackt, mit weißer Tonerde bemalt und tragen nach Weiberart trockene Bananen-

büschel um den Hüften. Sechs Monate haben sie bei den Fetischpriestern einsam im Walde gelebt, um in die Stammesmysterien, bei denen es sich namentlich um die Vertreibung böser Geister handelt, eingeführt zu werden. Bei den Fetischmännern lernen sie alle möglichen Tänze, die sie während ihrer Lehrzeit auf Ausflügen in den nächsten Dörfern vorführen. Alle diese Tänze zielen darauf hin, die Lachlust der Zuschauer zu reizen. Diesem Zwecke dienen auch das weiberartige Kostüm und der weiße Anstrich der Männer, die außerdem kleine, strohgeflochtene Hüte auf dem Kopfe, Holzketten um den Hals und eine kleine Holzschere in der Hand tragen. Breite Holzringe um die Arme, Flöten aus Rohr und Fliegenwedel aus Gras vervollständigen das Komische ihres Aufzuges!

Einzeln werden die Jünglinge von den Priestern auf die Bühne gerufen, ihre nächsten Verwandten bringen Ziegen herbei. Diese werden an den Pfosten der Bühne hochgezogen und erdroffelt, während der junge Mann unter den unglaublichsten Verrenkungen und Zuckungen vor dem Volk tanzt. Den Ziegen wird von den Medizinmännern der Leib aufgeschnitten und ihr Blut über den Fetisch ausgesprengt. Immer wilder werden die Tänze, immer aufgeregter die Menschen. Jung und Alt stampft im Takt den Boden, während die Trommeln dröhnen und das Blut in Strömen fließt. Die Vorführungen sind erst beendet, wenn sämtliche Akabatala-Leute vor dem Volke getanzt haben. Jetzt wird ihnen längs des Rückgrates die Stammesmarke eingebrannt. Von nun an dürfen die Jünglinge Ziegenfleisch essen und mit dem weiblichen Geschlecht Verkehr pflegen. Jubelnd werden sie von ihren Stammesangehörigen begrüßt, die Weiber reißen ihnen die Bananenbüschel vom Leibe, von allen Seiten wird ihnen Essen gebracht, und alles vereinigt sich wieder zu gemeinsamem Tanz, der bis tief in die Nacht dauert. Da bei solchem Feste viel getrunken wird und alle Männer mit den Gewehren in der Hand kommen, so bleiben natürlich Reibereien nicht aus, und jeder Akabatala muß, wie bei uns eine richtige Kirmeß, mit einer gehörigen Schlägerei oder Schießerei enden. Spät in der Nacht noch gehen die Weiber und Kinder nach Hause oder in den Busch; denn in dem Dorfe, in dem der Akabatala gefeiert ist, wird am anderen Morgen der sogenannte „Nso“ gesprochen. Die jungen Männer werden dann feierlich in den Kreis ihrer Stammesgefährten eingeführt und alle möglichen Zeremonien vorgenommen, von denen man aber nichts erfährt, weil auf ihren Verrat Todesstrafe steht.

Natürlich wird nachher stets, da so viele Männer beisammen sind, über alle möglichen gemeinsamen Angelegenheiten, kriegerische Unternehmungen, wichtige Palaver und Entschließungen verhandelt. Auch Heiraten werden hier abgeschlossen, Erbschaften geordnet und Reisen

geplant; kurz, ein Akabatala bezeichnet immer einen wichtigen Abschnitt, nach dem die Jaundes dann auch häufig ihre Zeit bestimmen.

Für mich war ein solches Fest eine günstige Gelegenheit, mich mit den einflußreichsten Häuptlingen auszusprechen und Bekanntmachungen ergehen zu lassen. Die großen Volksreden, die ich hier hielt, gaben Zampa, der Dolmetschte, Gelegenheit zu rhetorischen Leistungen, auf die er nicht wenig stolz war.

Im August war ich am Sanaga.

Von der Station marschierte ich am ersten Tage bis in die große Grassteppe vor Elandi, um am nächsten Tage gleich Kule zu erreichen. Der Tau hing noch glitzernd an den hohen Halmen, als ich aus dem Zelt heraustrat. Ringsum rauschte im Morgenwinde das hohe Gras. Fröstelnd kamen die Soldaten aus den Hütten, um das Zelt abzubauen. Die Träger nahmen bei Zampa ihre Lasten in Empfang. Murbakabi führte den gesattelten Braunen vor. Schnell eine Tasse Kakao, einige Löffel Buchweizengrütze, dann ging es vorwärts, während der Koch und die Boys noch zusammenpакten. Von einer Höhe dicht hinter dem Lagerplatz sieht man weit über die Grassteppe hin bis zu den dunklen Bergen, die jenseits des Sanaga liegen.

Schon ritt ich bergab, als ich plötzlich über den hohen Grashalmen etwas Schwarzes bemerkte. Ich halte und blicke durch das Glas. Hätte ich nicht gewußt, daß ich in Kamerun war, wo es an der Küste keine Strauße gibt, so hätte ich geglaubt, die Hälse dieser Riesenvögel zu erblicken. Jetzt wurden auch einige meiner Leute aufmerksam und riefen mir zu: „Massa, look elephants“. Und wirklich, die Straußenhälse waren Elefantenrüssel. Zum ersten Male wirklich Elefanten, deren Spuren ich so oft gesehen hatte! Mächtig kam die Jagdpassion über mich. Schon war ich vom Pferde herunter, hatte den Karabiner in der Hand und bedeutete der Karawane zu halten. Mit Zampa und meinem Wendiener ging es vorwärts, dem schmalen Wege nach. Als wir in die Ebene kamen, sah ich nichts, aber das Herz klopfte mir an den Rippen. Würden die Tiere halten, würde ich zum Schuß kommen? Sollte ich wirklich heute den ersten Elefanten erlegen?

Zahlreiche breite Spuren kreuzten unsern Weg. Wie Gassen zogen sich die Elefantenpfade durch das hohe Gras. Zampa, der vor mir ging, machte Halt, zeigte auf eine Spur am Boden und sagte: „Hier sind sie eben gewesen“. In den Fußstapfen der Riesentiere arbeiteten wir uns durch das hohe Gras vorwärts. Noch immer sahen und hörten wir nichts. Hin und wieder standen wir still, sahen uns um und horchten gespannt. Da plötzlich bewegen sich vor uns die Spitzen der hohen Halme. Die Tiere müssen in der Nähe sein! Vorsichtig, Schritt um Schritt, den

Karabiner vorgestreckt, in fieberhafter Aufregung schleichen wir weiter. Plötzlich sinke ich in das Knie, um nicht gesehen zu werden. Ich sehe vor mir eine gewaltige graue Masse. Jetzt ist auch Zampa heran, und wir haben einen starken Elefanten spitz von hinten vor uns. Lässig schlägt er mit dem kurzen Schwanz nach den Fliegen. Hin und wieder klappt er mit den Gehören und greift mit dem grauen Rüssel rechts und links in das Gras. Ein gewaltiges Bild, das mächtige Tier in der großen weiten Natur, der Mensch daneben so klein, so winzig!

Aber nun zum Schuß kommen! Leise tastend biegen wir vorsichtig das hohe Gras mit den Händen auseinander und wagen kaum, den Fuß aufzusetzen. Wir wollen links durch das Gras um ihn herum. Wir kommen zu langsam vorwärts. An dem Bogen der Gräser sehe ich, daß der Riese weiterzieht. In der Furcht, ihn ganz aus dem Auge zu verlieren, setze ich in großen Sprüngen vorwärts und komme an einen Termitenhügel. Im Nu bin ich oben und sehe über das Gras hinweg. Da steht unmittelbar vor mir, die rechte Seite mir zugewandt, ein Elefant, den ich vorher gar nicht gesehen hatte, während das Tier, das wir zuerst gespürt haben, spitz auf ihn zukommt. Zampa erscheint neben mir. Da wird der Riese unruhig, klappt mit den Gehören und sieht sich um, macht eine Wendung und steht jetzt spitz siebzehn Schritt, wie ich nachher ausmaß, von mir entfernt. Jetzt ist es Zeit! Wo der Rüssel ansetzt, hatte mir Stetten stets gesagt, sitzt der beste Schuß. Als ich anlege, das Korn in die Kanne nehme und ziele, da sehe ich erst, wie gewaltig breit der Rüsselansatz ist. Jetzt habe ich Druckpunkt, und nun durchgezogen! Welch Bild! Ein Trompeten durchschneidet still die Morgenstille, hoch in die Luft fliegt der Rüssel, die Gehöre klappen nach vorn, und wie ein Kreisel dreht sich das gewaltige Tier um sich selbst. Was war geschehen? Atemlos hatte ich die Kammer auf- und zugemacht. Der Elefant verschwand schwerfällig im Grase. Schon bin ich von dem Hügel hinunter auf die Fährte. Sie ist nicht zu verfehlen. Aber was nun? Kaum bin ich fünfzig Meter in der engen Gasse vorgestürmt, da sehe ich eine graue Masse vor mir im Grase. Ich halte, Zampa kommt, wir beobachten und schleichen näher. Die Hinterfüße unter den Leib gezogen, liegt der Riese regungslos am Boden. Jetzt bin ich heran und stoße vorsichtig mit dem Karabiner gegen den Koloss, aber er rührt sich nicht mehr, er ist verreckt.

Ich klettere auf ihn hinauf und sehe wie von einem Berge über die Grasflächen hinüber zu meinen Leuten, die sich bei den Lasten hingesetzt haben und neugierig herschauen. Jetzt winken sie mir und scheinen etwas zu zeigen. Ich drehe mich um und gewahre den zweiten Elefanten. Er ist flüchtig geworden und hat jetzt ungefähr achthundert

Meter von uns Halt gemacht. Er sucht augenscheinlich seinen Gefährten. Das ist also der Grund, weshalb die Träger noch nicht kommen, sie wollen das Tier nicht verscheuchen.

Ich bin über meinen ersten großen Jagderfolg so erfreut, daß ich mich von meinem Elefanten gar nicht trennen kann und gern Zampa die Erlaubnis gebe, dem anderen nachzuspüren.

Während er im hohen Graze verschwindet, winke ich zur Karawane hinüber und sehe die schwarzen Gestalten den Berg herabstürmen. Wenige Minuten später tanzen die Jaundes mit lautem „Hehe“, ihre Haummesser schwingend, um das gefallene Tier. Die Soldaten, von denen viele noch keinen Elefanten gesehen haben — sie sind in Monrovia und Sierra Leone sehr selten —, werden nicht müde, jedes einzelne Glied des Tieres anzustaunen. Die Zähne, die mir armlang erschienen waren, ragen einen Meter lang aus dem Kiefer hervor. Der Rüssel hat am Schädel Oberschenkeldicke, und wie ein Wunder erscheint es, daß dies Riesentier an dem kleinen Loch, das sich vorn an der Stirn befindet, eingegangen sein soll. Die Soldaten hauen den kurzen Schwanz ab und bringen ihn mir. Er gilt als Eigentum des Schützen.

Noch stehen wir um das Tier herum, die Jaundes schleifen ihre Haummesser, die Soldaten ihre Seitengewehre, als atemlos einige Leute angestürzt kommen und melden, daß an einem kleinen Wasserlaufe, ungefähr 15 Minuten entfernt, Zampa den zweiten Elefanten geschossen habe. Über das Lärmen und Schreien haben wir die Schüsse überhört. Die Freude der Leute kennt keine Grenzen mehr. Zwei Elefanten! Welche Mengen Fleisch.

Heut kann natürlich nicht weitermarschiert werden! Die Lasten werden nach dem alten Lager zurückgeschafft. Ich schicke einen Eilboten auf die Station. Die Besatzung von dort soll Fleisch holen kommen. Es ist jetzt 7 Uhr, der Läufer ist bis Mittag auf der Station, und abends können die Leute von dort zur Stelle sein. Das von Zampa geschossene Tier ist ein Weibchen und hat natürlich viel kürzere Zähne, ist aber sehr stark im Wildbret. Zampa hat das Tier in einem kleinen Waldstreifen, der sich an einem Wasserlauf hinzieht, angeschlichen und mit drei Kugeln in den Kopf glücklich gestreckt. Sowohl aus Awanemenje, dem Dorf, wo wir die letzte Nacht zugebracht haben, wie auch aus Elandi, das vor uns liegt, kommen bereits scharenweise Leute. Wir können nicht alles Fleisch fortschaffen, deshalb überlasse ich den Jaunde-Trägern und den Eingeborenen das von Zampa geschossene Tier. Die Soldaten schlachten für die Station meinen Elefanten aus.

Von der Gier und Geschäftigkeit, mit der die Neger an das Zerwirken solcher Riesentiere gehen, kann man sich kaum eine Vorstellung

machen. Stetten hatte, als er zum Sanaga marschierte, auf der Grenze des Batschenga- und Wute-Gebietes zwei Elefanten geschossen und einen davon den Eingeborenen überlassen. Als er am Tage nach der Jagd die Stelle passierte, lagen auf zerstampftem Boden nur noch wenige Knochenüberreste herum, wohl aber fanden sich zwei frische Gräber dicht dabei. Die Batschengas und Wutes hatten um das Fleisch eine regelrechte Schlacht geliefert, bei der zwei Mann erschossen worden waren.

An diesen Vorfall mußte ich denken, als ich die Jaundes wie ein Rudel hungriger Wölfe mit geschwungenen Messern auf ihr Tier stürzen sah. Der Rüssel, die Füße und verschiedene Eingeweideteile gelten als Leckerbissen. Jeder glaubt natürlich ein Anrecht auf diese zu haben, und mit den Füßen stoßen sie um sich, mit den Zähnen beißen sie nacheinander, während die Hände die blutigen Messer schwingen. Nur die stärksten Männer sind natürlich beim Ausschachten beteiligt, weil schon ganz besondere Kräfte dazu gehören, überhaupt seinen Platz auf dem Tiere zu behaupten. Hinter den Ausschachtern warten ihre Verwandten und Bekannten, die ihnen unter den Händen die losgetrennten Stücke entreißen, um sie den Weibern zuzuworfen, die im großen Kreise mit Körben oder Bananenblättern herumstehen, um das Fleisch in Empfang zu nehmen.

Auch die Soldaten haben sich beim Schlachten gänzlich entkleidet. Da steht hoch oben auf dem Tier der riesige Audu und schlägt mit der Axt die Rippen dicht an der Wirbelsäule durch, während andere mit den Seitengewehren tiefe Längsschnitte in die Haut machen, um diese dann mit vereinten Kräften herabzuziehen, bis die weiße Fettschicht bloßliegt. Die Füße und der Kopf werden abgetrennt und unter Zampas Aufsicht sorgfältig beiseite gesetzt. Dann wird dem Tier der Leib aufgeschnitten, und mehrere Männer arbeiten bis an die Brust in den Därmen und Eingeweiden. Gegen Mittag schon ist das Riesentier vollkommen zerstückelt. Ganze Berge von Fleisch sind aufgehäuft. Da liegen auf Blättern sauber ausgebreitet auf der einen Seite gewaltige Rippenstücke, hier die Vorderfüße, dort die gewaltigen Hinterviertel, auf einer anderen Stelle wieder Rüssel, Leber und Zunge, die man als besondere Leckerbissen für mich bestimmt hat. Überall brennen kleine Feuer, und die Leute, die jetzt Mittagspause machen, schieben kleinere Stücke Fleisch und Fett in die Asche und verzehren sie mit vielem Behagen. Dann kommt der Koch, um mit mehreren Leuten meinen Anteil in das Dorf zurückzuschleppen, wo er mit Kochen beginnt. Unter Zampas Aufsicht werden mit der Axt sorgfältig die Kopfknochen auseinandergeschlagen und die Zähne herausgebrochen. Der dicke Fleischkern, den sie, soweit sie hohl sind, umschließen, wird herausgezogen. Die Zähne sind stark

gebogen und haben die respectable Länge von 1,60 Meter. Sie schmückten als größte Jagdtrophäe, die ich in Kamerun erbeutet habe, jetzt mein Zimmer in Berlin. Es ist merkwürdig, daß mein erster Elefant, den ich schoß, der stärkste blieb, trotzdem ich es doch im Laufe der Jahre auf 37 selbsterlegte Tiere gebracht habe.

Der Einschuß und der Schußkanal interessierten mich sehr. Ich hatte Rüsselansatz gehalten, und die Kugel saß stark deformiert mitten im Gehirn. Ich habe auf Elefanten stets mit dem Karabiner, mit Ganzmantel-Patronen, geschossen. Da es auf die Durchschlagkraft ankommt, muß ich dieses Geschloß entschieden für das beste halten. Sieht man sich den Schädel des Elefanten an, so findet man, daß dort, wo der Rüssel wie eine Nase an den Kopf ansetzt, die Stirnknochen etwas durchbrochen sind. Der Mensch ist viel kleiner als der Elefant, der Schuß geht also von unten nach oben und muß, wenn man Rüsselansatz zielt, in das Gehirn dringen. Ein Schuß dorthin läßt selbst einen Elefanten im Feuer bleiben. Bekommt man den Elefanten breit, so ist der beste Schuß durch die Gehörgänge. Schüsse anderswohin, selbst in den Kopf, habe ich stets wenig wirkungsvoll gefunden, denn bei der Schnelligkeit, mit der ein kranker Elefant sich fortbewegt, bei den gewaltigen Strecken, die solch ein Tier im unwegsamsten Gelände zurücklegen kann, ist die Nachsuche ungemein schwierig.

Im allgemeinen sind die Elefanten in Kamerun scheu und werden, sobald sie einen Menschen äugen, flüchtig. Auch kranke Tiere nehmen nur selten den Menschen an. Persönlich ist mir das einmal im November 1896 am Sanaga begegnet. Hier nahm mich ein waidewund geschossener Elefantenbulle im niedrigen Gras am Flusse an. Ich hatte nur noch zwei Patronen in der Kammer und konnte bei der rasenden Geschwindigkeit, mit der das Tier mit geschwungenem Rüssel auf mich zukam, wohl auf keinen sicheren Schuß mehr rechnen, als mein Terrier Wupp, ohne sich der Gefahr bewußt zu sein, im letzten Augenblick mein Retter wurde. Er sprang laut bellend dem Riesentier entgegen und zog so dessen Aufmerksamkeit auf sich. Wütend stieß der Elefant mit den Zähnen in den Boden und schlug mit dem Rüssel nach dem kleinen Tier. Dem Hund schienen die umherfliegenden Erdstücke ein spaßiges Spielzeug zu sein, er duckte sich nieder und sprang laut bellend hin und her. Der Elefant wurde immer wütender. Ich war in meiner Angst bereits bis unter die Arme in den Sanaga zurückgewichen, hatte aber jetzt Zeit, von neuem zu laden, und fand auch wieder die Ruhe, genau zu zielen. Ein Kopfschuß machte das Tier kampfunfähig. Sehr unangenehm war meine Lage aber gewesen. Als ich später neben dem erlegten Tiere stand, betrachtete ich meinen kleinen Wupp mit ganz besonderen Gedanken.

Das Gesicht des Elefanten ist nicht sonderlich ausgebildet. Die zahmen jungen Tiere, die ich später besaß, konnten mich auf nahe Entfernungen nicht erkennen, während sie stets wußten, wer sie rief.

Nachmittags wurde in Awanemenje sämtliches Fleisch zusammengetragen, und große Koste wurden gebaut. Hierzu wurden in einem Bierdeck Pfähle in die Erde geschlagen, über die in halber Mannshöhe Querkhölzer gelegt wurden. Das Fleisch schnitt man in Würfel, die auf den Querkhölzern geröstet wurden. Dies machte viel Arbeit, und noch waren die Soldaten in voller Tätigkeit, als bereits unter lautem Gesang die ersten Leute von der Station angezogen kamen. Hunderte von Jaundes aus den benachbarten Dörfern folgten ihnen. Sie wurden zu ihren Stammesgenossen unten am Wasser geschickt. Die Leute von der Station waren müde und bezogen bald Bimaf.

Am Spätnachmittag schon bekam ich mein Jagddinner. Es gab eine Rüsselsuppe, dann Leber und Hirn. Am andern Morgen sollte ich gebackenen Elefantenfuß bekommen, ein Gericht, das mein Koch für eine besondere Delikatesse erklärte. Er hatte, um den Fuß zuzurichten, eine Grube auswerfen lassen. Der Fuß, im Knie ausgelöst und sorgfältig in Bananenblätter gehüllt, wurde in diese gestellt. Rund um das Fleisch wurden trockene Holzstücke aufgehäuft und angezündet, dann die Grube oben mit Bananenblättern zugedeckt. Während der ganzen Nacht mußte das Feuer unterhalten werden, so daß der Fuß gerade wie in einem Backofen stand.

Von den Fleischportionen, die nachts von den Negern verzehrt wurden, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Stammesweise hockten sie mit ihren Frauen um die Koste, fortwährend schoben sie kleine Leckerbissen in die Asche. Viele hatten Töpfe mit Fleisch auf das Feuer gesetzt, rührten um und kosteten, bis gegessen wurde. Dann kochte man von neuem und aß wieder. Der Neger kennt in dieser Beziehung nicht die geringste Mäßigung. Er ißt, bis er nicht mehr kann, und huldigt ausgesprochenenmaßen dem Grundsatz: „Hast du dich ordentlich vollgeessen, leg' dich ruhig nieder“. Denn er schläft nach solchem Massenessen wirklich totenähnlich, um, wenn er erwacht, von neuem zu essen.

Heute wurde es in der ganzen Nacht nicht still, und auch ich trat schon vor Sonnenaufgang aus dem Zelt, um neugierig den geschmorten Elefantenfuß zu begutachten, den der Koch eben aus der Grube genommen hatte. Ein tüchtiges Stück wurde aus der Haut herausgelöst. Ich muß sagen, es mundete nicht übel. Aller Saft bleibt bei dieser Art der Zubereitung dem Fleisch erhalten, das gleichwohl vollkommen weich wird.

Von dem vielen gerösteten Fleisch und geronnenen Blut war ringsum die Luft furchtbar verpestet. Ich bedauerte es nicht, als wir gegen 7 Uhr an den Weitermarsch denken konnten, während die Stationsleute mit dem Fleisch nach Jaunde zurückkehrten.

In Kule, das ich noch an demselben Tage erreichte, erschienen Na und Wimba, um mich zu begrüßen. Dandugu selbst war noch mit dem Aufbau seiner neuen Stadt beschäftigt. Ich wollte dieses Mal das ganze Wute-Gebiet besuchen und hatte deshalb Meta, die bereits sehr gut Jaunde sprach und auf die ich mich vollkommen verlassen konnte, zum Dolmetschen mitgenommen. Zampa verstand die Wute-Sprache nicht. Von einem zuverlässigen Dolmetscher ist oft das Gelingen einer ganzen Expedition abhängig. Für mich war das kluge Mädchen, das alle Wute-Häuptlinge persönlich kannte und über alle Verhältnisse genau Bescheid wußte, von größtem Nutzen.

Ngilla hatte, wie ich hörte, in der Tat arg unter den Pocken zu leiden gehabt und deshalb auch in der letzten Zeit nichts Kriegerisches mehr unternommen. Nur hatte er eine halbe Stunde unterhalb der Fährstelle des Sanaga einen festen Platz angelegt und hundert Wutes unter einem Großen namens Zamba als Besatzung dort Quartier nehmen lassen. Die umwohnenden Bati-Leute und Batschengas mußten die Besatzung verpflegen und wurden von den Wutes unglaublich bedrückt. Ich hatte Gelegenheit, dies zu beobachten, als ich bei Tungele lagerte und Zamba in prächtiger blauer Hauffatobe mit zehn Kriegern und einigen Weibern, die Durrah-Bier und Elefantenfleisch brachten, bei uns zur Begrüßung erschien. Aufrecht, die Speere in der Hand, den Köcher voll Pfeile, schritten die Wutes durch die Dörfer der Batis dahin, überall befehlend und fordernd. Wurde ihrem Wunsche nicht sofort nachgegeben, so banden sie irgendeinem unglücklichen Mann die Hände auf dem Rücken zusammen und schleppten ihn auf ihre Feste. Hunderte von Batis saßen dabei, aber keiner wagte irgend etwas zu sagen oder etwas zur Befreiung des Mannes, der sie laut um Hilfe anrief, zu tun. Auf Ngillas Befehl hatten die Batis einen breiten Weg von den Nachtigal-Fällen bis zu seiner Stadt schlagen müssen. Zamba ritt uns voraus. Er hatte in dem Lager, das wir in dem verlassenen Bunabella bezogen, als wir gegen Mittag ankamen, bereits Hunderte von Batis mit Lebensmitteln für uns zusammengetrieben. Ungefähr drei Stunden vor Ngilla-Stadt passierten wir ein verlassenes Dorf, wo uns zehn Schädel entgegenstarrten. Der Häuptling hatte, wie uns Zamba berichtete, ein Ngilla fortgelaufenes Weib aufgenommen und war zur Strafe mit zehn seiner Leute enthauptet worden.

Ngilla empfing uns freundlich. Er war selbst auch krank gewesen

und sah leidend aus. Überhaupt machte die Stadt einen etwas vernachlässigten Eindruck. Kein Wunder, da Hunderte von der Seuche hingerafft waren.

Als ich Ngilla am Tage nach meiner Ankunft sagte, daß ich zu Ngutte marschieren wolle, und ihn um Führer ersuchte, schlug er mir dies rundweg ab. Ngutte sei nicht sein Freund, und wenn ich zu ihm ginge, würde auch ich sein Feind. Außerdem müßte ich mindestens zehn Tage marschieren. Die Wege seien schlecht. Ich würde nie dorthin gelangen. Trotz dieser Antwort hielt ich am 12. September in aller Frühe mit meinen dreißig Soldaten und den Trägern mit dem 3,7 cm Schnellfeuergeschütz, das ich mitgenommen hatte, vor Ngillas Haus und ließ ihm mitteilen, daß ich jetzt abmarschierte. Er war außer sich und wollte mir nicht die Hand zum Abschied reichen. Ich gab meinem Pferde die Sporen und ritt dem nördlichen Ausgang der Stadt zu. Als der Häuptling sah, daß ihm seine Weigerung nichts nützte, gab er nach und sandte mir eines seiner Weiber mit Namen Siba nach, die aus Ngutte stammte und uns den Weg dorthin zeigen sollte.

Zunächst ging es auf einem breiten Wege zwei Stunden weit über einen Höhenrücken durch dichten Wald bis in das Dorf Wimanès, den Meta als Bruder Dandugus und Nas freundlich begrüßte. Nach weiteren zwei Tagemärschen durch die Steppe lagen die Ngutte-Berge vor uns. Nach steilem Aufstieg kamen wir in ein kleines Dorf Gotschir, dessen Häuptling sofort zu Ngutte schickte. Dann ging es höher hinauf. Überall steile Felsen, verstreut liegende kleine Dörfer mit zahlreichen hohen Fächerpalmen. Humus und Wald fanden sich nur noch an den Hängen. Im glühenden Sonnenbrand überstiegen wir zwei hohe Bergrücken und gelangten gegen 11 Uhr auf eine Hochebene, wo die Fächerpalmen besonders zahlreich standen. Hier begannen die riesigen Farmen Nguttes. Zwei Pferde sandte er mir mit einigen Reitern entgegen. Von vielen Neugierigen begleitet, ging es weiter. Vor uns lagen in einem Hain von Palmen die spitzen Häuser der Ngutte-Stadt.

Der Herrscher selbst erwartete uns auf einem Höhenrücken, ungefähr fünfhundert Meter vor der Umwallung. Wie eine schwarze Wolke ergossen sich unter Paukenschall und dem Dröhnen der Elefantenhörner die Scharen der Wute-Krieger auf uns zu. Vor ihnen ritt der alte Ngutte auf einem großen Schimmel. Er war in reiche weiße Gewänder gekleidet und hatte neben sich zwei riesige Läufer. Er sprengte, zwei Speere in der Hand, bis dicht an mich heran und rief mir sein „Nasalla lem ako“ (der weiße Mann kommt im guten) entgegen. Dann ritt er in wilder Karriere einige kunstvolle Volten. Ngutte war ein großer dicker Mann von wohl 60 Jahren, mit weißen Haaren und gutmütigem

Gefichtsausdruck. Nach einem Weilchen bedeutete er uns zu halten, gab seinen Bewaffneten ein Zeichen, die in die Stadt zurückmarschierten, und ließ mich durch Meta ersuchen, mein Pferd zum Zeichen der Freundschaft mit ihm zu wechseln. Sein ganzes Volk sollte sehen, daß ich als König bei ihm einzöge. Auf dem Ngutte-Schimmel, der nach Haussa-Art gesattelt war, zog ich in die Stadt ein. Vor uns spielte die Kapelle des Königs, dann kam er selbst mit mir und seinen Reitern, und hinter uns marschierten die Soldaten. Wir passierten ein großes Haussa-Dorf, wo die Frauen neugierig hinter den Zäunen nach uns herauschauten,

Ausmarsch mit Faltbooken zu einem Strafzug. Vorn ein Gefangener als Führer.

und ritten dann über eine Zugbrücke und den ersten Graben hinein in die Stadt, die noch enger als Ngilla gebaut und doppelt befestigt ist.

Überall standen am Wege zu Hunderten die Weiber, klatschten in die Hände und bewillkommneten uns durch schrilles Geschrei. Hinter der zweiten Umwallung lag der Marktplatz, wo in weitem Kreise die Krieger standen. Von den Läufern gestützt, stieg Ngutte vom Pferde, hell schmetterten die Signale unserer Hornisten. Im Ru standen die Soldaten in zwei Gliedern; die Träger kamen heran und setzten die Lasten zusammen, das Geschütz wurde montiert, und Unteroffizier Gille saß auf der Lafette. Jetzt rollte donnernd der erste Schuß über die Stadt dahin. Krachend flog ein Ast von einer nahen Palme, Gille hatte gut gezielt, der Eindruck war ein gewaltiger. Totenstille herrschte. Die Wutes hatten so etwas noch nie gehört. Gade, der Bruder des Königs, der dieselbe Stellung einnahm wie bei Ngilla Gimene, wurde mir von

Zampa auf meine Frage, welche Charge er beim König bekleide, als der Stadtkommandant v. Naßmer vorgestellt. Zampa dachte an seine alte Zeit in Berlin als Garde-Füsilier und verband mit der Charge den Namen, den er wohl mit vielen Schwierigkeiten auswendig gelernt hatte. Gade wies uns die Quartiere an.

Gegen Abend brachte ich dem Könige, der inmitten seines ganzen Volkes saß, vor dem die Weiber schrien und die Lobfänger sangen, sein Geschenk. Er erhielt Zeug, Hemden, eine gestickte Mütze, zwei Sack Salz und Feuersteine. In nächster Nähe des Königs saß sein Leibsklave Bigdama, der, in Tibati erzogen, die Stelle eines Zeremonienmeisters versah, dann Conjako, der Hofschneider, Suchong, ein Sprachkundiger, der Haussa, Fullah, Bati und Bapea verstand, Samati der Reiterführer, und mehrere Bapea-Häuptlinge, die erst kürzlich von Ngutte unterworfen waren und die er eingeladen hatte, um ihnen bei dieser feierlichen Gelegenheit seine Macht zu zeigen.

Ich setzte Ngutte in längerer Rede vor allem Volke auseinander, daß der Gouverneur ebenso sein Freund sei wie der Ngillas, daß die Wutes aus dem Verkehr mit den Europäern nur Nutzen ziehen könnten und daß ich mich deshalb freuen würde, wenn sofort Haussas mit nach der Station kämen, die ja sehen würden, wie billig dort alles im Vergleich zu den teuren Preisen der fernen Royal-Niger-Compagnie sei.

Ngutte sprach viel von Morgen, mit dem er vor Ngandelle gelegen hatte und der der einzige Europäer war, den er bisher gesehen. Er war ungemein verständig, ging auf alle meine Vorschläge ein, meinte aber, Ngilla würde seinen Leuten den Durchmarsch nicht gestatten. Wir müßten deshalb einen neuen Weg über das alte Balinga nach der Jaunde-Station aufmachen. Eine besondere Freude war es Ngutte, daß gerade Boten von Tibati bei ihm waren, die unsern Einzug sahen. Sie sollten dem Sultan berichten, daß Ngutte Freundschaft mit dem gefürchteten weißen Mann geschlossen habe und nun doch kein zu verachtender Gegner sei.

Die Tibati-Boten besuchten mich nachts und baten um eine Granate, die sie ihrem Herrscher mitbringen wollten als sichtbaren Beweis dafür, daß sie wirklich den weißen Mann in Ngutte getroffen hätten.

Bei Ngutte sah ich auch zum erstenmal Bapeas, die jenseits des Mbam wohnen, der unmittelbar am Fuße der Ngutte-Berge brausend durch tiefe Felsentäler seinen Weg zu Tal sucht. Die Bapeas sind die nördlichen Nachbarn der Balingas und zeichnen sich besonders durch unnatürlich lange Ohrlappen aus, die sie mit Löchern versehen, um darin breite Holzpflocke zu tragen. Sie führen im Gegensatz zu den Wutes geflochtene Schilde und vielfach eine kurze Keule als Waffe. Durch ihr

Gebiet Mbam aufwärts geht der nächste Weg nach Ngambe in das Tifar-Land. Auch aus Balinga waren Boten bei Ngutte, die mich baten, Mbam-abwärts in ihr Land zu kommen. Ich mußte dies leider ablehnen, weil ich Ngilla versprochen hatte, bestimmt zu ihm zurückzukommen, und nicht wortbrüchig werden wollte.

Es waren schöne, an Eindrücken reiche Tage, die ich bei Ngutte verlebte. Unter Kampfspielen, Festtänzen der Weiber und Jagden verging die Zeit nur gar zu schnell.

Durch den Unverstand eines Soldaten blieb leider zum Schluß ein Mißton nicht aus. Am 16. September stellte sich beim Appell heraus, daß der Hornist Augustus, ein sehr unzuverlässiger Haussa, seine sämtlichen Patronen verkauft hatte. Ein solcher Leichtsinn der Soldaten konnte natürlich die Existenz der ganzen Expedition in Frage stellen, und so erhielt denn der Übeltäter 25 Hiebe, und außerdem drohte ich jedem Soldaten, ihn sofort zu erschießen, wenn noch einmal dergleichen vorkäme, indem ich ihnen auseinandersetzte, wie es genau dasselbe sei, wenn ein Soldat keine Patronen habe, wie wenn einem starken Mann die Hände abgeschlagen wären.

Ngutte.

Am 18. gegen Abend meldete mir plötzlich mein Pferdepfleger, der Haussa Murbakabi, der mit Augustus zusammen wohnte, daß seine sämtlichen Patronen, sein Seitengewehr und die Taschen verschwunden seien, daß er aber von einem seiner Landsleute gehört habe, daß Augustus sie nachts für ein Weib an einen Wute-mann verkauft habe. Im Nu hatte ich meinen Revolver in der Hand und sprang mit eiligen Schritten hinüber in das Haus, in dem die Pferde standen, wo auch Augustus und Murbakabi wohnten. Kaum sah Augustus mich eintreten, als er aufsprang und in voller Verzweiflung, da das Haus nur den einen Ausgang hatte, durch den ich eben hereintrat, mit den Armen und den Schultern die gegenüberliegende Fachwerkwand einstieß, um dann in langen Sähen das Weite zu suchen. Einige Soldaten verfolgten ihn. In der enggebauten Stadt kam ihnen der Flücht-

ling aber aus den Augen. Ich ging sofort zu Ngutte, teilte ihm das Vorgefallene mit und bat ihn, mir den Augustus sofort auszuliefern. Dies versprach er auch, und bald hörten wir die großen Hörner das Wute-Volk zum König rufen. Es war mittlerweile dunkel geworden, und ich war recht ärgerlich, als Ngutte, um mich zu beruhigen, mit sechs seiner Lieblingsweiber in mein Haus kam. Jede der Schönen hatte einen kleinen Elfenbeinzahn bei sich, den sie mir zur Begrüßung überreichte. Ein kleines Feuer wurde in der Hütte angestekt, einige Töpfe Bier herbeigebracht, und bei dem flackernden Schein der Flamme, die hoch aufknisterte, wenn trockenes Holz hineingeworfen wurde, saßen wir bis spät in die Nacht.

Ngutte erzählte von vergangenen Tagen, als die Wutes noch weit oben in Adamaua mit den Fullahs gekämpft hatten. Ein Teil der Wutes war dort geblieben und lebte jetzt unter der Herrschaft Libatis. Nguttes Vater und der Großvater Ngillas hatten das Land bis zum Sanaga den Batis abgenommen, die ihrerseits wieder über den Sanaga ausgewichen waren. Der Rest des Bati-Volkes stand jetzt unter Wute-Herrschaft. Am längsten hatte die große Bati-Stadt Ngandelle, vor der Morgen verwundet wurde, sich unabhängig erhalten, was nicht wunderbar erschien, wenn man den mächtigen isolierten Bergstock, auf dem sie stand, von Ngutte aus liegen sah. Die Ngandelle-Leute waren vor den Wutes nicht nach Süden geflohen, sondern unter ihrem Häuptling Tina in das Libati-Gebiet gezogen. Der Sultan hatte sie dann unweit Ngambe an der Tifar-Grenze angesiedelt.

Ngutte klagte sehr über den Übermut seines Neffen Ngilla und verurteilte dessen Willkür und Grausamkeit.

Nach herzlichem Abschiede von dem biedereren alten Ngutte, der mir weithin das Geleit gab und auch einige Hauffas mit zur Station sandte, kam ich am 21. September in Ngilla an. Als Zeichen aufrichtiger Freundschaft hatte Ngutte mir einen seiner Söhne, einen ungefähr achtjährigen munteren kleinen Burschen, mitgegeben. Er sollte die Station und auch das Land der Weißen, wie die Wutes die Küste von Kamerun nannten, sehen und seinem Vater später davon erzählen. Von uns Europäern glauben die Wutes, daß wir aus dem Wasser kämen. Einen besonderen Jubel rief es bei ihnen stets hervor, wenn sie sahen, wie wir uns nach den Märschen badeten oder übergießen ließen. Bei Jaundes und Batis, die zum ersten Male einen Europäer sahen, fand ich die Ansicht vertreten, daß die Europäer ursprünglich schwarz gewesen, dann gestorben und durch das lange Liegen in der Erde weiß geworden seien. Sie lebten als Weiße also bereits ihr zweites Leben.

Der Empfang, den ich bei Ngilla fand, war kein sehr liebenswürdiger. Ngillas hervorstechende Eigenschaften waren Grausamkeit, Hab-

sucht und Argwohn. Jetzt, nachdem ich von Ngutte kam und ihm erzählte, wie mir der brave Alte gefallen habe, stand es bei ihm fest, daß ich ein Bündnis mit Ngutte gegen ihn eingegangen sei. Auch fürchtete er, als er die Hauffas von Ngutte bei mir sah, daß von jetzt ab die Schätze des weißen Mannes ihren Weg über Balinga zu Ngutte nehmen würden. Als ich ihm auseinandersetzte, daß er mir so lieb sei wie Ngutte und Ngutte so lieb wie er und daß es nur mein Bestreben sei, geordnete Handelsverbindungen herzustellen, versprach er feierlich, auch seinerseits

Wufes.

den Hauffas die Erlaubnis zum Besuch der Jaunde-Station geben zu wollen. Ich ging darauf sofort nach den Hauffa-Siedlungen, um den Ältesten die Erlaubnis Ngillas mitzuteilen und sie zum Mitkommen aufzufordern.

Die Hauffas waren sehr erfreut. Sie waren viel zu klug, als daß sie nicht den Vorteil der neuen Handelsstraße sofort eingesehen hätten. Wie entrüstet war ich aber am andern Morgen, als ich erfuhr, daß Ngilla noch in der Nacht, wer weiß aus welchen Gründen, die Erlaubnis zurückgezogen hatte. Ich machte mich sofort mit zwei Soldaten nach seinem Kral auf den Weg, drang an der Wache vorbei ein und fand ihn mit mehreren Großen in einer offenen Halle. Als er mich eintreten sah, bekam er einen gewaltigen Schreck und wurde ganz fahl im Gesicht.

Herr Jaasch der Firma Randat & Stein kauft Gummi.

Er griff sofort nach der Kammer an dem Gewehr meines ihm zunächst stehenden Soldaten, um zu sehen, ob dasselbe geladen sei.

Als ich ihm heftige Vorwürfe machte, stand er plötzlich auf und verschwand. Ich ging in mein Quartier zurück, bekam aber hier, wohl infolge des Argers, Schüttelfrost und Fieber. Dann sandte ich Ngilla zwei Elefantenzähne, die er der Station geschenkt hatte, zurück und ließ ihm sagen, daß ich für Geschenke von einem so treulosen Freunde dankte. Außerdem schickte ich ihm sechs Stück Zeug als Bezahlung für die gelieferte Verpflegung, da ich abmarschieren wollte.

Unglücklicherweise nahm mein Fieber so zu, daß ich mich nicht mehr erheben konnte und froh war, als ich gegen Abend etwas einschlief. Um Mitternacht wurde ich recht unjanzt geweckt. Die Soldaten waren wütend auf Ngilla, weil sie glaubten, daß er mir Medizin gegeben, und hatten mehrere Wute-Große deshalb beschimpft. Zwischen einem Soldaten und Ngillas Sohn Quabb war es sogar zu einer Schlägerei gekommen. Viele Ngilla-Krieger hatten sich insofgedessen rund um unser Quartier angesammelt und verlangten laut die Herausgabe des frechen Soldaten. Immer dräuender wurde der Lärm, immer lauter das Geschrei. Meta, die einzige von uns, die Wute sprach, drang natürlich mit ihrer Stimme nicht durch, und von zwei Soldaten gestützt, mußte ich vor das Haus treten, um die Leute zu beruhigen. Gimene, Saffo und

andere Wute-Große erschienen schließlich und vermittelten. Auf Ngillas Befehl blieb sein Bruder Issa während der Nacht in unserm Quartier, aber noch lange dauerte es, bis sich die laut murrenden Scharen der Wutes zerstreut hatten.

Am andern Morgen fühlte ich mich kräftiger, setzte mich zu Pferde und ritt zu Ngilla, um mich zu verabschieden. Der Häuptling versicherte mich wieder in unterwürfigster Weise seiner Freundschaft. Er schob jetzt die ganze Schuld, daß er keine Haussas mitsenden könne, auf den Sultan von Tibati, der jenen verboten habe, weiter als bis zu Ngilla nach Süden zu gehen. Als Zeichen seiner Aufrichtigkeit gab er mir einen kurzen Dolch, den er selbst am Arm trug, und ließ mir von Gimene und seinem Sohne Quabb weithin das Geleit geben.

In der Wute-Grassteppe, wo die Sonne stechend herabbrannte, überfiel mich gegen Mittag eine Ohnmacht, so daß ich mit meinen Jüngens und mehreren Soldaten, die aus Decken und Gewehren ein Zelt über mir errichteten, zurückbleiben mußte. Nachmittags konnte ich dann wieder langsam weiterreiten und kam noch vor Dunkelheit ins Lager. Nach einer guten Nacht fühlte ich mich am andern Morgen bedeutend gekräftigt, was um so nötiger war, als der Allau-Fluß, den sonst ein Baumstamm überbrückte, weithin aus seinen Ufern getreten war, so daß wir ihn schwimmend passieren mußten; am andern Ufer wurden mächtige Feuer angezündet, an denen wir uns trockneten.

Am 25. September waren wir schon früh bei Tungele und hatten noch Gelegenheit, einige Antilopen zu schießen. Den ganzen folgenden Tag brachten wir mit dem Übersetzen über den Sanaga hin, der wieder sehr viel Wasser hatte. Die Fullah-Pferde schwammen neben den Kanus über den breiten hochgehenden Fluß. Bei Kule erwarteten mich zwei Soldaten mit der Post. Ich erfuhr, daß mein Bruder auf den „Habicht“ nach Kamerun kommandiert war.

Den beiden Boten hatten die Beniatas den Durchmarsch verweigern wollen, und auch den Weg hatten sie nicht, wie ich ihnen aufgetragen, gereinigt. Jetzt, als ich kam, war das freche Volk verschwunden, und alle Dörfer am Wege lagen verlassen da. Solche Übergriffe durften nicht ohne Strafe bleiben. Ich ließ die Beniata-Häuptlinge auffordern, am nächsten Vollmond zu ihrer Rechtfertigung in Jaunde zu erscheinen.

Auf der Station gingen die nächsten Wochen bei friedlicher Arbeit dahin. Ein großer Store wurde eingerichtet, die Pferde wurden eingefahren, so daß sie im Pflug und in der Egge gingen, ein neues massives Wohnhaus für Zampa sowie eine Küche dicht neben dem großen Stationshaus in Angriff genommen.

Das Zutrauen der Jaundes zu der Station wuchs. Sie brachten so häufig Streitigkeiten zur Entscheidung vor mich, daß ich bestimmte Gerichtstage einrichtete. Viele Sachen wurden auf diese Weise friedlich erledigt, die sonst zu Schießereien unter den einzelnen Stämmen geführt hätten.

Es wurde Oktober. Dies ist der Monat der Nebel in Jaunde. Dann wallt es weiß in gewaltigen Schwaden bis gegen Mittag über die Station hin, und oft kann man bis auf wenige Meter nichts erkennen. Es ist kühl und unfreundlich, aber nicht so ungesund wie im Juli. Ganske hatte sich erholt, und ich schickte ihn mit 20 Soldaten auf dem von Ramfay begangenen Wege nach Balinga. Er sollte mit dem Häuptling über die Eröffnung des Weges zu Ngutte verhandeln und auch den Jambassa-Stamm besuchen, der zwischen Balinga und Bakoko am Sanaga sitzt. Die Jambassas sind hervorragend fleißig, ich wollte mir daher aus ihnen einen festen Arbeiterstamm für die Station heranbilden. Die Jaunde-Tagelöhner waren nämlich unbeständig, wie das immer bei Negern der Fall ist, die in ihrem Stammlande arbeiten. Macht ihnen ihre Tätigkeit keinen Spaß mehr, so lassen sie ihre Bezahlung im Stich und verschwinden.

Ganske kehrte nach zwanzigtägiger Abwesenheit auf die Station zurück; er war von Balinga freundlich aufgenommen worden und brachte auch 30 Jambassa-Arbeiter mit. Aber der Marsch war doch leider für ihn zu viel geworden. Er bekam ein schweres Fieber, von dem er auch in Jaunde nicht wieder aufstehen sollte. Er wurde immer schwächer, und ich mußte mich entschließen, ihn zur Küste tragen zu lassen. Dort hatte er Luftwechsel, dort kam er auch in ärztliche Behandlung. Schwer genug wurde es mir, auch dem letzten Gefährten Lebewohl zu sagen.

Nun war ich allein, nur von Schwarzen umgeben. Aber wie selten ein Unglück für sich kommt, so starb mir an demselben Tage der Soldat Danko, der im Jaunde-Feldzug schwer verwundet war.

Am nächsten Tage kam ein schwerer Hagelschlag, der mir einen guten Teil meiner Saaten vernichtete, und wenig später mußte ich meinen kleinen braven Julius begraben. Eine schwere Lungenentzündung hatte den fleißigen Jungen dahingerafft. Er war nur ein Schwarzer, aber ich hatte ihn lieb. Es waren böse Tage!

Die Benjatas hatten sich nicht gestellt. Ich sandte Zampa mit 30 Mann gegen ihr Hauptdorf, in dem sie sich verschanzt hatten. Sie leisteten tapferen Widerstand, beim Sturm wurde ein Soldat erschossen. Nach 14 Tagen baten sie um Frieden.

Wie die Benjatas, so hatten sich in der letzten Zeit auch die Banes fortwährend Übergriffe zuschulden kommen lassen. Mitte November machte ich mich mit 40 Soldaten auf den Weg, um mich der Person des

mächtigsten Häuptlings, Banemefunos, als Geißel zu bemächtigen. Wir marschierten den ganzen Tag und waren gegen Abend an der Bane-grenze, ruhten mehrere Stunden und eilten dann im Dunkel der Nacht weiter. Es ist ein seltsames Gefühl, wie ein Dieb durch die stillen Dörfer zu schleichen, um nicht in der lauen, stillen Tropennacht entdeckt zu werden. Überall brennen in den niedrigen Häusern die Feuer, man hört die Leute wohl auch sprechen oder im Schläfe stöhnen. An den Männerhäusern geht es doppelt vorsichtig vorbei, denn sieht man uns, so rasselt die Trommel, und das ganze Land ist alarmiert. Ungesehen kamen wir gegen 5 Uhr morgens in das große Banemefuno-Dorf. Mann hinter Mann schlichen wir, die Gewehre schußbereit in der Hand, durch den hohen Zaun. Da meckerte eine Ziege, wir waren zu nahe an den Viehstall gekommen. Ein leises „Pst“ meiner Leute warnte die Nachfolgenden, jede Hütte erhielt einen Posten. Ich selbst schlich mit Zampa und vier Soldaten vor das Männerhaus, wo, wie wir glaubten, der Häuptling schlief. Wenn der erste Hahn frähte, wollten wir uns der Leute bemächtigen.

Von dem stundenlangen Nachtmarsch war ich heiß geworden und kauerte nun, in der Morgenkühle fröstelnd, den Karabiner zwischen den Beinen, vor dem Eingang der Hütte. Drinnen wurde gesprochen, dann erschien ein Mann im Eingang, sah mich; ich saß ganz still. Er zog den

Ausrüstung einer Karawane für eine Jafforei im Innern.

Fuß zurück und verschwand wieder in der Hütte. Wir hörten ihn erzählen, er habe einen „Zauber“ gesehen. Da krächte auch schon unten im Dorfe ein Hahn. Die Stille der Nacht ward jäh gestört. Das Kreischen der Weiber „Mawuo, mawuo“ (ich bin tot), das Schreien der Männer „bissimbi asu, ntangan asu“, dazwischen Schüsse, die hell aufblitzten im Halbdunkel des Morgens, und laute Rufe der Soldaten, die einander um Stricke und Riemen zum Binden der Gefangenen angingen. Krachend flogen die Rindenwände des Männerhauses auseinander, und nach allen Seiten stoben die erschreckten Leute in den Busch. Ich hatte einen Mann an der Kehle gefaßt. Er war derart erschreckt, daß er, ein Hüne von Gestalt, sich nicht zu rühren wagte. Mit jedem Augenblick wurde es heller.

Wir hatten zehn Männer und ungefähr vierzig Frauen gefangen. Ein Bane war erschossen worden, und ein Soldat hatte einen Speerstich in der Schulter. Banemefuno war nicht unter den Gefangenen, er war auf einer Handelsreise abwesend, wohl aber sein einziger Sohn. Überall im Busch ertönten die dumpfen Palavertrommeln, mit denen die Banes sich das Geschehene mitteilten. In langer Reihe wurden die Gefangenen zusammengebunden. In eiligem Marsch mit fertig gemachten Gewehren ging es zurück zur Station. In den Dörfern scharten sich die Männer zusammen, aber sie taten nichts zur Befreiung der Gefangenen. Das überraschende Eingreifen war von Erfolg gekrönt. Drei Tage später stellte sich Banemefuno. Er ist ein wirklicher Freund der Regierung geworden. Er war ein Neger und hatte fühlen wollen, um zu gehorchen.

Auch die Benjatas arbeiteten fleißig am Wege, wie ich sah, als ich im Dezember noch einmal zum Sanaga marschierte.

Bei Na schoß ich mein erstes Flußpferd. Die Tiere sind im Sanaga sehr zahlreich. Als mittags einige Soldaten, die gebadet hatten, atemlos zu mir ins Zelt gestürzt kamen, um mir die Anwesenheit von Flußpferden zu melden, begab ich mich an den Strand und sah drei der Riesentiere sich munter auf einer Sandbank spielen. Weil die Entfernung zu groß war, um einen sicheren Schuß anzubringen, setzte ich mich mit Zampa in ein Kanu und fuhr auf die Bank zu. Als die Tiere uns äugten, drehten sie faul die riesigen Köpfe um, blinzelten mit den kleinen Schweinsaugen und trotteten dann langsam auf ihren kurzen Beinen, den fetten Leib nachschleppend, in das Wasser hinein. Als wir noch ungefähr 50 m entfernt waren, standen sie bereits bis zur halben Bauchhöhe in dem gelben Wasser gegen den Strom, öffneten die Rachen und ließen sie von dem kühlen Naß umspielen. Sie waren so recht das Bild trägen Wohlbehagens. Auf mein Geheiß hielten die beiden Wutes das

Kanu in der Strömung, so daß es langsam abtrieb. Ich kniete am Ende des Bootes nieder, setzte den Arm fest auf und zielte genau zwischen die Augen des mir zunächst stehenden Kolosses. Ein lauter dumpfer Schrei, und im Nu waren die Tiere im Wasser verschwunden, so daß dieses, wie von einem Dampfer bewegt, in hohen Wellen an unserm schwanken Fahrzeug emporzuschlug.

„Der Schuß sitzt“, meldete Zampa, und im nächsten Augenblick sahen wir auch dicht vor uns den weißen Bauch des Tieres, das sichere Zeichen des Todes. Ich wollte auf die Stelle losrudern. Die Eingeborenen fürchteten aber die anderen beiden Tiere, die schnaubend im Wasser verschwunden waren, und behaupteten, wir bekämen das Tier am nächsten Morgen. Dann käme es von selbst an die Oberfläche. Dies erschien mir bei der starken Strömung des Flusses aber recht unwahrscheinlich, und ich war sehr erfreut, als mir ein Soldat, der vom Lande aus der Jagd zugeschaut hatte, zurief: „Massa, the seahorse been day, I look them“. Das Tier war auf eine der so zahlreichen flachen Stellen im Sanaga getrieben und wurde hier vom Wasser auf- und abgeschaukelt. Im Nu waren nun mehrere Kanus bemannt und die Soldaten mit einem langen Tau bei dem Tier. Der Riesentadaver wurde angeseilt, die Trocke ans Land gebracht, und mit lautem Halloh zogen die Leute das Flußpferd auf den Strand. Es war ein starker Bulle mit mächtigen Stoßzähnen. Das nackte, oben schwarze, unten rötlich weiße Tier mit den kurzen Beinen sah unglaublich häßlich aus. Die Leute schlachteten es in wilder Eile aus und schafften ungeheure Mengen von dem fetten Fleisch ans Land. Na erhielt von mir einige besonders leckere Stücke, auf alles andere aber machten entschieden die Soldaten Anspruch. Die Bute-Weiber mußten ihnen das Fleisch auf Kosten trocknen. Dann wurde es in große Tragkörbe gepackt und von Bute-Trägern zur Station gebracht, wo wir nach drei Tagen unter großem Jubel, aber übelriechend, unsern Einzug hielten. Das fette tranige Fleisch der Flußpferde gilt übrigens als besonderer Leckerbissen bei den Eingeborenen, die es gerade seines Fettgehaltes wegen dem Elefantenfleisch noch vorziehen.

Im Dezember wurde die Mauer um die Station vollendet, der Pferde-stall war fertig, ebenso die Küche, und die Trockenzeit wurde benutzt, um sämtliche Häuser neu einzudecken. Die Wege um die Station wurden nochmals einer genauen Besichtigung unterzogen, damit das Ganze auch einen möglichst guten Eindruck mache. Im Januar sollte der Gouverneur kommen.

Neuntes Kapitel.

Mit dem Gouverneur zu Ngilla.

Mit dem Gouverneur ins Wute-Land. — Ngilla-Gefecht. — Übergabe der Station. —
Mit dem Gouverneur zur Küste.

Am 17. Januar, einem Sonntag, zog der Gouverneur v. Puttkamer auf der Jaunde-Station ein. Er war begleitet von v. Carnap, der mein Nachfolger werden sollte, dem Büchsenmacher Zimmermann und einem Bautechniker, der als Ersatzmann für Rabischung kam. Sechzig Soldaten und viele Träger bildeten eine stattliche Karawane.

In Kribi hatte den Gouverneur der Feldwebel Zampa erwartet. Er hatte auf dem Marsche dolmetschen müssen. Mit Zampa waren vier Haussa-Leute, die von Ngutte gekommen waren, zur Küste gegangen. Sie hatten Elfenbein mitgenommen, um es in Kribi zu verkaufen, und ich hoffte, daß sie ihren Landsleuten von dem kürzeren und sicheren Weg zu europäischen Faktoreien erzählen würden.

Der Gouverneur reiste zu Pferde. Er hatte auch in der großen Urwaldzone überall reiten können. Wo Kund, Tappenbeck und Morgen unter unsäglichen Strapazen, mit den Waffen in der Hand, sich hatten durchschlagen, wo ich selbst noch vor vier Jahren mühsam hatte klettern müssen, da zogen jetzt Hunderte mit ihren Lasten unangefochten dahin, da schritten Tragtiere. Das war ein sichtbarer Fortschritt.

In Bipindi am Lokundje-Fluß hatte der Gouverneur Zenker, der jetzt dort auf eigener Scholle saß, besucht. Neben seiner landwirtschaft-

lichen Tätigkeit hatte dieser große Sammlungen angelegt. Das nur aus afrikanischem Material hergestellte geräumige Wohnhaus ist ein vollkommenes Museum, voll von ethnographischen Merkwürdigkeiten und Photographien, Öl- und Aquarellskizzen, Herbarien, Tierfellen und -schädeln, Waffen, Fetischen, Vogelbälgen und dergleichen.

Von Tunga war der Gouverneur auf das ehrerbietigste aufgenommen worden. Alle Straßen in seinem Ngumba-Berglande waren aufs beste in Ordnung, die Gebirgswässer überbrückt, und an steilen Stellen und Felspartien vorbei war der Weg neu und bequem geführt. Die Strenge, die Kommandeur Kampf gegen Tunga angewandt hatte, trug gute Früchte.

In Volodorf waren unter dem Schutz der Station Niederlassungen der Firmen Karl Maaß, Randad & Stein, Lübcke & Co., C. Woermann & Co. entstanden.

Am 14. Januar hatte der Gouverneur den Njong überschritten und damit den Jaunde-Bezirk betreten. In allen Dörfern war er feierlich empfangen worden. Von weither waren die Jaundes herbeigeströmt, um den mächtigen Mann zu schauen, von dem sie schon so viel gehört, in dessen Namen katta katta auf der Station saß, in dessen Namen der gefürchtete commander gekommen war, in dessen Namen sie selbst, wenn sie für die Regierung arbeiteten, so stolz einherschreiten und ihren Landsleuten zuriefen: „I am governor boy“.

Als der Gouverneur in die Station einzog, wurde er von der Besatzung in Paradeaufstellung empfangen. Das 3,7 cm Schnellade-Geschütz feuerte Salut und verkündete weithin den Jaundes, daß zum ersten Male ein Gouverneur in ihrem Lande weilte.

Der Gouverneur unterzog die Station einer eingehenden Besichtigung. Alle Neuanlagen waren noch rechtzeitig fertig geworden, die Lehmmauer mit Schießscharten versehen und zwei Bastionen eingebaut, auf denen die Schnellade-Geschütze Aufstellung gefunden hatten. Sie beherrschten weithin das Vorgelände. Auf einem mächtigen Baumstumpf noch über den Geschützaufbauten lag die große Palaver-Trommel der Station. Auf ihr wurden dem Lande ringsum die Befehle des Stationschefs kundgegeben. Jedes der umliegenden Dörfer war verpflichtet, alles, was auf der Station getrommelt wurde, aufzunehmen und sofort weiterzugeben. Mächtig dröhnte sie gegen Abend, wenn es erst still war, oder am frühen Morgen hinaus ins Land, wenn Träger gerufen oder Gerichtstage bekanntgegeben wurden. Wie der Donner der Geschütze gegen Mittag, so rief ihr dumpfer Schall am Abend des großen Tages die Jaunde-Häuptlinge zur Begrüßung herbei.

Das war ein Leben, ein Kommen und Gehen, ein Staunen, Jubeln, Singen und Tanzen in den nächsten Tagen; denn mit den Jaundes kamen auch alle Banes, die diesseits des Njong ihre Dörfer hatten, an ihrer Spitze Banemefuno mit seinen Weibern. Berge von Lebensmitteln lagen herum, die Soldaten und Träger schwelgten. Reiche Geschenke ließ der Gouverneur verteilen, und laut über all die neuen Eindrücke plaudernd, zogen dann die Jaundes heim.

Bis zum 21. blieb der Gouverneur auf der Station. Dann brach er mit Carnap, mir und Zimmermann sowie siebzig Soldaten in das Sanaga-Gebiet auf. Er wollte sich persönlich über die Verhältnisse im Wute-Lande unterrichten und mit Ngilla verhandeln.

Im Benjata-Gebiet waren die Straßen bereits wieder recht verwachsen und die Dörfer von den Eingeborenen, die ein schlechtes Gewissen hatten, verlassen. Nachmittags waren einige Leute der Expedition aus dem Lager, das wir aufgeschlagen hatten, in ein nahes Dorf gegangen. Sie hatten hier Eingeborene gesehen und Lebensmittel von ihnen kaufen wollen. Die Benjatas hatten sie aber abgewiesen, und es war zu einer Schlägerei gekommen. Ich legte derselben wenig Gewicht bei und ließ den Beteiligten einige Hiebe verabreichen. Wie erschrak ich aber, als wir abends mit dem Gouverneur beim Feuer saßen. Es frachten Schüsse, Eisenstücke flogen um uns herum; kein Zweifel, die frechen Benjatas griffen uns an.

Es waren einige Augenblicke größter Verwirrung. Niemand war zwei Tagemärsche von Jaunde entfernt auf einen Überfall gefaßt. Aber im Nu waren die alten, geschulten Soldaten mit den Gewehren in der Hand auf ihren Plätzen. Mäuschenstill saßen zusammengeduckt die Jaunde- und Dualla-Träger beieinander. Angespannt lauschten alle in die Nacht hinaus und warteten ab, was weiter geschehen würde. Aber es blieb ruhig. Einige Patrouillen wurden vorgetrieben und kamen zurück, ohne jemand gesehen zu haben. Es waren ein paar besonders freche junge Benjata-Krieger gewesen, die an uns ihr Mütchen hatten fühlen wollen. Zur Vorsicht blieben einige Außenwachen stehen, die übrige Mannschaft ging zur Ruhe.

Aber nun erhob sich ein Geschwaze, das die ganze Nacht andauerte. Jeder gab seine Meinung zum besten, und alle lachten über die Duallas, die unglaubliche Furcht gehabt hatten. Es waren Träger des Gouverneurs von der Küste. Ratlos, laut schreiend waren sie im Lager umhergelaufen. Sie hatten natürlich von den stark aufschneidenden Soldaten schon in Kamerun alle möglichen Mordgeschichten aus dem Hinterlande, vom Kopfabschneiden und Menschenfressen gehört und glaubten nun, als

es zum ersten Male schoß, ihr letztes Stündlein sei gekommen. Da war der Togo-Roch Pieter, der selbst nach europäischen Verhältnissen ein wahrer Künstler in seinem Fache war, ein ganz anderer Kerl. Sofort stand er mit seinem Gewehr, das er sich schon auf der Jaunde-Station hatte geben lassen, kampfbereit neben mir und begleitete mich, als ich die Posten abging.

Am andern Morgen ging es natürlich mit Sicherheitsmaßregeln bis in das Batschenga-Gebiet weiter, aber die Benjatas ließen sich nur in kleinen Trupps und in gehöriger Entfernung sehen. In Ruhe erwartete

Strafgefangene auf der Jaunde-Station.

Na den Gouverneur und meldete, daß Gimene vor vier Tagen seine Dörfer überfallen und vierzig Mann fortgeschleppt hatte und daß Ngilla sein gesamtes Kriegsvolk zu einem großen Raubzuge über den Sanaga zusammenziehe. Die Trockenzeit wolle er voll ausnützen.

Kam dieser Plan zur Ausführung, so waren die der Station befreundeten Stämme und die Station selbst auf das ernsteste bedroht. Infolgedessen gab mir der Gouverneur am 24. Januar, nachdem wir den Sanaga überschritten hatten, in Lungele den Befehl, mit dem Büchsenmacher Zimmermann und einer sechzig Mann starken Patrouille nach Ngilla zu marschieren, den Häuptling vor weiterem Landfriedensbruch zu warnen und ihn vor den Gouverneur zu laden. Am Abend gingen wir jenseits des Allau-Flusses ins Biwak.

Am 25. marschierten wir unausgeseht weiter und trafen gegen 2 Uhr

Zamba, der uns in Ngillas Namen bewillkommnete. Gegen 3 Uhr näherten wir uns der Stadt. Von allen Seiten strömten Bewaffnete herbei. Als wir durch die ersten Häuser einritten, saßen rundum in vollem Kriegsschmuck, über und über mit Ziegenblut rotgestrichen, wallende Turafo- und Papageien-Federn auf dem Kopfe, die großen Köcher voll von Pfeilen, Speere, Bogen, Schilde in der Hand, die Wute-Krieger beieinander. Alle blickten finster, kein freundlicher Gruß hieß uns willkommen. Nur hin und wieder ein höhnisches Lachen und ein „Nasalla dschim ako“ (Weißer Mann, heute gehst Dir schlecht). Da und dort legte auch wohl einer den Pfeil auf die Sehne, prüfte die Spitze und zog den Bogen, auf uns gerichtet, straff an. Nirgends eine Frau oder ein Kind. Überall bei den Männern Bierkrüge, denen sie reichlich zusprachen. Schweigend zogen wir Mann hinter Mann dahin. Der Empfang war anders als sonst. Ngilla wollte einen Schlag gegen uns führen. Darüber war sich jetzt jeder von uns klar. Aber ein „Zurück“ gab es nicht mehr.

An dem kleinen Wasserlauf, der die Stadt durchfließt, füllte Zimmermann frisches Kühlwasser in das Maxim-Gewehr, sprengte dann zu mir vor, und auf der bekannten Straße marschierten wir nach dem Marktplatz. Der war voller Menschen. Kopf an Kopf standen sie dicht beieinander. Wie ein Rauschen ging es durch die Menge, als wir uns näherten. Die Hintenstehenden sprangen in die Höhe, um uns besser sehen zu können. Das war ein Empfang, der über die Absichten der Wutes keinen Zweifel bestehen ließ. Wir waren mitten drin in der waffenstarrenden Stadt. Heute wurde es ernst. Der Bogen war schon längst allzu straff gespannt, es mußte zum Bruch kommen.

Eine ernste, fast weihevollte Stimmung kam über mich. In wenigen Minuten sollten wir um unser Leben kämpfen. Zimmermann sah mich an, wir verstanden uns, reichten uns die Hand und sangen nebeneinander herreitend „Deutschland, Deutschland über alles“. Das volle Herz mußte sich Luft machen.

Wir hielten, stiegen von den Pferden, die Soldaten marschierten auf. Die wenigen Träger saßen auf ihren Lasten hinter der Front.

Wenige Schritte vor uns stand der hohe Mattenzaun, der Ngillas Hofburg von der übrigen Stadt abschloß. Im Torweg verhandelte Gimene mit mehreren mir bekannten Großen. Rundum Mann an Mann, Schild an Schild; der Kreis um uns schloß sich.

Wie winzig klein war unsere Schar. Auch die Wutes schienen so zu denken. Denn immer lauter wurden ihre Zurufe, immer größer ihre kriegerische Begeisterung. Sie sprangen mit den großen Schilden am Arm gleichzeitig mit beiden Beinen in die Höhe, legten die Pfeile auf die

Sehnen und duckten sich wie zum Schusse, gleichsam prüfend, was sie würden leisten können. Viel Zeit war nicht mehr zu verlieren.

Wenige Worte zu Zimmermann und den Feldwebeln. Sie verstanden. „Nicht rechts geschaut, nicht links geschaut, vorwärts geradaus, auf Gott vertraut und durch.“ Heute galts! Das Maximengewehr klar. Wenn ich mit der Pfeife das Zeiche gebe: „Feuernd, hauend, stechend Marsch, Marsch!“, Damit wir nicht von hinten gespeert werden, macht das zweite Glied kehrt. Mit Hurra nach beiden Seiten! — „Bin ich verstanden?“ — „Jawohl! All right!“

Zimmermann montierte das Geschütz, Feldwebel Audu, ein riesiger Haussa-Mann, bei den Soldaten besonders gefürchtet, weil er die Henkerdienste versah, das heißt die körperlichen Rationen von Zehn, Fünfzehn oder Zwanzig an die Schuldigen verabreichte, stand vor der Front und teilte den Soldaten meine Absicht mit. Ich verhandelte durch Zampa mit den Großen Ngillas, die jetzt herangekommen waren. Mit verlegenen Mienen standen sie vor mir. Da war der schlaue Saffo, der schon mit Morgen an der Küste gewesen, und Mangasiba, der Alte; da war Wimane, der Bruder Dandugus, mit seinen Scharen und Ngillas Sohn Quabb, alle im vollen Waffenschmuck. Ich fragte sie, was sie eigentlich wollten und was der kriegerische Empfang zu bedeuten habe. Sie wußten wenig zu antworten und vertrösteten mich auf Gimene, der alles erklären würde. Ich forderte, Ngilla selbst zu sprechen, denn es schien mir genug des Wartens. Die Minuten waren kostbar. Von allen Seiten kamen immer neue Kriegerscharen. Ich sah, wie in den hochgelegenen Stadtteilen alle Ausgänge besetzt wurden. Der Kessel war geschlossen, das Treiben konnte beginnen.

Da erschien aus dem Haupttor des Königshofes im prachtvollen Kriegshemd mit einem Karabiner M. 88 in der Hand, der wahrscheinlich von Volkamer stammte, Gimene. Ich hatte den frechen einäugigen Alten mit dem Spitzbubengesicht nie leiden mögen, heute aber erschien er mir besonders hinterlistig und abstoßend, als er trotz seines kriegerischen Aufzuges und all der Vorbereitungen, die rundum zu unserer Vernichtung getroffen wurden, süßlich lächelnd mit zwei Sklaven erschien, die große Krüge Bier heranschleppten, um sie vor der Front meiner Leute niederzusetzen, und mir sagte, Ngilla könne ich nicht sehen; er bade sich gerade. Ich solle lagern. Ngilla wolle mich abends empfangen. Auf meine Frage, wo wir ins Quartier gehen sollten, zeigte er nach dem tiefst gelegenen Teil des Dorfes unmittelbar an einer Waldspitze. Dort also wollten uns die Wutes aus guter Deckung abschießen. Ich mußte trotz des Ernstes der Lage über diesen kindlich-frechen Vorschlag lächeln.

Daß die Soldaten in rechter Stimmung waren, sah ich, als ich mich

umschaute. Verächtlich stießen sie mit den Füßen die großen Biertöpfe um und riefen den Wutes zu: „Habt ihr solche Furcht vor uns, daß ihr uns mit Bier vergiften wollt?“ Wütend schrien die Wutes Gimene zu, sie wollten uns fangen, wie sie es einst mit Boldamer getan hätten. Sie stimmten den Kriegsgefangen an, wild stampften die Füße den Boden.

Zimmermann saß auf der Lafette, die Augen aller Soldaten hingen an mir. Da ging mir durch den Kopf der alte Wikingerspruch: „Es geh', wie es geh'; wer da reißt, ist feig, ohne zu reissen zugrunde geh'!“ Und nun zu den Soldaten gewandt das alte Bey-Jungen-Lösungswort: „To day by to day“ (Heute ist heut). Die Pfeife gibt schrillend das Zeichen; ich drehe mich zu meinem Jungen, der hinter mir steht, nach dem Karabiner um, da kracht bereits der erste Schuß. Der brave Junge hat gesehen, wie Gimene fertigmachte; er kam ihm zuvor. Durch den Kopf geschossen, sehe ich Ngillas Feldherrn vor mir niedersinken. Das knatternde Feuer des Maximgeschützes, das scharfe Knallen der Soldatengewehre, das laute Hurra der Soldaten mischten sich mit dem Gesang der Wutes.

Die Seitengewehre sind aufgepflanzt; durch dichten Pulverdampf geht es vorwärts. Ich sehe nichts, bis ich vor dem geschlossenen Ngilla-Tor stehe. Mit den Füßen versuchen wir es einzutreten. Neben mir sind Zampa und der Hornist Siaker. Mich weiter umzuschauen, habe ich keine Zeit. Plötzlich fliegt das Tor auf, und eine Schar schildbewehrter Wutes mit dem bloßen, langen Schwert in der Faust dringt auf uns ein. Ich sehe einen Riesenschwarzen vor mir; er holt zum Schlage aus, kaum bringe ich den Karabiner noch bis in Hüfthöhe und drücke, mich zusammendrückend, ab. Der Schuß geht dem Mann durch den Hals. Ein Blutstrahl spritzt hervor und wie ein gefällter Baumstamm stürzt er zusammen. Kaum kann ich dem fallenden Schild noch ausweichen.

Neben mir höre ich Schuß auf Schuß. Als ich mich umdrehe, sehe ich Zampa an der Erde liegen. „Ich habe einen, Herr Leutnant!“ ruft er mir zu. Im Augenblick war dem braven Burschen nicht zu helfen. Die zurückgewichenen Krieger konnten versuchen, den Ausgang aus dem Kral zu erzwingen. „Ich komme zurück“, rufe ich ihm daher zu. Ich springe in das nächste Haus im Hofe des Königskrals, um einige Deckung zu finden. Mit Siakers Hilfe schlage ich die Lehmwand durch. Die Wutes versuchen, auf der entgegengesetzten Seite über die hohe Stroh-umzäunung hinwegzuklettern. Einige arbeiten sich in ihrer Angst unter dem Zaun durch den Sand. Ich feuere Schuß auf Schuß. Siaker springt aus dem Hause heraus, um einem Mann, der mit dem Kopf bereits außerhalb der Umzäunung war, den Fangschuß zu geben, da erhält er

einen Pfeilschuß in die Schulter. Plötzlich steht aschfahl und die Beinkleider mit Blut bedeckt, aber doch aufrecht mit dem Karabiner in der Faust, Zampa neben mir. Ich traue meinen Augen kaum. Er hatte einen Pfeilschuß in das Bauchfell erhalten und die Spitze wegen des daran befindlichen Widerhakens nicht zurückziehen können. Da hatte er das Pfeilende abgebrochen und die Spitze schräg nach vorn durch das dicke Bauchfleisch gestoßen. Es gehört die wunderbare Heilhaft eines Negers dazu, um eine derartige Verwundung, ohne daß Entzündung oder Fieber eintritt, zu überstehen. Zampa wurde verbunden und am folgenden Tage zu Pferde mitgeführt. Die Wunde ist in wenigen Tagen ohne alle Folgen geheilt.

Der Hof war leer, es wurde still. Nur von weither schallten noch einzelne Schüsse. Ich ging auf den Marktplatz zurück. Einsam und verlassen stand vor dem Gepäck das Magingewehr. Dicht neben ihm lag in einer Blutlache, bereits vollkommen erstarrt, Gimene. Da lag auch Saffo, da lag Nangasiba. Überall unter den breiten vorspringenden, runden Strohdächern saßen stöhnend Verwundete. Es war ein graufiger Anblick. Die Schafe irrten blökend in der leeren Stadt herum und sammelten sich, wo Blutlachen waren, um gierig das salzige Naß von der Erde aufzulecken. In einem offenen Hause fand ich, eng aneinander geschmiegt beisammen sitzend wie ein Volk Hühner, meine Träger. Der Headman Saffo hatte einen Pfeil im Kopfe, ein Zweiter einen solchen im Fuß, sonst waren sie alle mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Sie erzählten die unglaublichsten Dinge. Ein Hagel von Pfeilen sei um sie eingeschlagen. Allerdings sah man überall auf dem Marktplatz, in den Häusern und an den Pfosten des Ngilla-Gehöftes die langen Pfeilenden im Winde zitternd sich bewegen. Einige verwundete Soldaten kamen herbei. Sie wurden in der schattigen Halle gebettet. Ich ließ „Sammeln“ blasen. Die Träger hatten, als sie mich sahen, auch wieder Mut bekommen und eilten in die Häuser, um Wasser für die Verwundeten zu holen.

Ich ging nun dem Ausgang des Dorfes zu, nach dem verabredeten Zimmermann durchgebrochen war. Zwischen den ersten Hütten lag der Soldat Jambassu mit drei Speeren in der Brust tot auf dem Bauche. Ich stand neben ihm, als Zimmermann mit seinen jubelnden Leuten zurückkam. Unter ihnen waren nur wenige Verwundete. Zimmermann hatte, solange er feuern konnte, die dichten Scharen der Wutes mit dem Maschinengewehr gelichtet. Dann hatten ihm die vorstürmenden Leute des ersten Gliedes das Schussfeld genommen. Er mußte sein Geschütz stehen lassen und war mit dem zweiten Glied, das kehrt-

gemacht, in breiter Front schießend über das Wasser in den unteren Teil der Stadt vorgegangen. Die meisten Soldaten konnten bei dem Pulverqualm, der sich zwischen den engstehenden Häusern entwickelte, nichts sehen und waren „Hurra“ rufend in die Wutes eingebrochen. Diese erschrafen durch die Plöghlichkeit des Angriffes und das rasende Feuer und hielten nirgends stand, sondern stoben nach allen Seiten auseinander. Bielsach kam es zum Handgemenge. Der Unteroffizier John Koka, derselbe, der sich bei dem Flußübergang in Bakoko so auszeichnete, erstach drei Mann mit dem Bajonett. Der Soldat Freeman war einer fliehenden Gruppe in den Waldzipfel am unteren Teil der Stadt nachgesetzt. Er nahm gedeckt hinter einem Baume Aufstellung und erschof von den Wutes, die sich mühsam durch den Sumpf, der dort liegt, vorwärtsarbeiteten, dreizehn Mann, wie ich selbst festgestellt habe.

Am grauenvollsten aber hatte doch Zimmermann mit dem Magimgewehr gearbeitet. Auf dem Platz, wo die Wutes gestanden, fanden wir, als wir nachsuchten, zu unserer Verwunderung nur zwei Mann mit zerschmettertem Schädel in ihrem Blute. Dann gingen wir die Stadt aufwärts. Hier lag in einem Bananenwäldchen, das ungefähr 150 m von dem Marktplatz entfernt ist, Mann an Mann. Viele waren verwundet und konnten sich nicht mehr fortschleppen. Mit durchschlagenen Knochen waren sie noch bis hierher gelaufen. Im ganzen waren 153 Wutes gefallen.

Wir hatten drei Tote und neun Verwundete. Immerhin ein Fünftel der kleinen Schar, die im Gefecht gewesen war. Aber was wollte das besagen gegenüber der Gefahr, der wir entgangen waren. Was wäre geworden, wenn wir nicht zum Angriff vorgegangen wären! Die Wutes hätten uns mit einem Hagel von Pfeilen zur Hälfte kampfunfähig gemacht und dann durch ihre Überzahl erdrückt.

Doch zu einer wirklichen Siegesfreude kamen wir noch nicht recht. Es gab zu viel Arbeit. Da mußte Zimmermann die Verwundeten verbinden, die Träger schaufelten ein Grab für unsere Toten, und ich selbst setzte Wachen für die Nacht aus. Oben auf den bewaldeten Hügeln, die in einem Halbkreis die Stadt umgeben, hörten wir blasen und trommeln. Ngilla sammelte seine Leute. Es war beinahe 6 Uhr geworden. An einen Rückmarsch, wie ich ihn eigentlich geplant hatte, war heute nicht mehr zu denken.

Sechs Infanteriegewehre, die wohl noch von der Balinga-Station herrührten, dreihundert Vorderlader, über zweitausend Bogen, Speere, Pfeile, Schilde und Schwerter wurden auf dem Marktplatz zusammengetragen, um dort vernichtet zu werden. Auch vier herrenlose Pferde

wurden eingefangen. Zahlreiches Vieh hatten die Soldaten abgeschossen, um für die Nacht Fleisch zu haben, als sich plötzlich etwas völlig Unerwartetes ereignete, das unsern ganzen Erfolg in Frage stellte.

Irgendwo war ein Blünderer unvorsichtig mit Feuer umgegangen, eines der trockenen spitzen Strohdächer hatte zu brennen begonnen, und laufend sprang nun die Flamme von Dach zu Dach. Kerzengerade stiegen rote Feuergarben gen Himmel. Der schwarze Rauch ballte sich zu einer großen dunklen Wolke zusammen. In wenigen Minuten glich die enggebaute Stadt einem Flammenmeer. Durch die plötzliche Hitze entstand ein derartiger Wirbelwind, daß selbst schwere Gegenstände hoch in die Luft gehoben wurden. Es bedurfte unserer ganzen Willenskraft, um die Soldaten zu veranlassen, die schwer verwundeten Wutes fortzuschleppen. Jeder faßte, was er brauchen konnte, und suchte aus der Stadt zu entkommen. Ich hatte vier sich bäumende Pferde an der Hand, Zimmermann sorgte für das Mazingewehr und die Patronen. Brausend sausten die Flammen hinter uns her, krachend fielen die Lehmhäuser in Trümmer. Über das Wasser hinweg retteten wir uns in einige Ausbauten. Laut rief die Trompete durch das Dunkel der Rauchwolken die Versprengten zusammen. Es waren gefährliche Stunden. Hätten die Wutes jetzt angegriffen, so wäre wohl keiner von uns davongekommen. Doch sie waren zu sehr eingeschüchtert; nur hin und wieder krachten die scharfen Schüsse ihrer Borderlader, mit denen sie aus dem Walde heraus ohne festes Ziel in die brennende Stadt hineinschossen. Allmählich fanden sich alle Leute zusammen; es war niemand verloren. Ein schauriger Anblick war es, im Dunkel der Nacht die weithin brennende Stadt zu überblicken. Die Strohdächer waren heruntergebrannt, und die Flammen schlugen nicht mehr hoch auf, aber überall zwischen den runden, geschwärzten Lehmwänden glimmten oder brannten noch hell die Balken. Man sah deutlich verkohlte Leichen von Menschen und Tieren. Furchtbar hatte bei unserer eiligen Flucht das Wimmern von Verwundeten geklungen, die sich in die Häuser geflüchtet und nicht mehr rechtzeitig hatten entkommen können. Noch lange klang es mir in den Ohren, ebenso wie das ängstliche Blöken der Schafe und Ziegen, das langgezogene Heulen der Hunde, die zahlreich ihren Tod im Flammenmeer fanden.

Wir richteten uns zur Nacht ein; zu essen gab es nichts als am Feuer geröstetes Schafffleisch. Unsere wenigen Vorräte an Butter, Tee usw. waren verbrannt. Aber es war wenigstens frisches Wasser in der Nähe. Wir dachten alle mehr an Schlafen als Essen. Vier Unteroffizierposten sicherten uns. Ich hatte mich eben neben Zimmermann niedergestreckt, dem treuen Gefährten noch einmal zum Dank die Hand gedrückt

und ließ in Gedanken die Ereignisse der letzten Stunden an mir vorüberziehen, als scharfe Schüsse und lautes Stimmengewirr uns auffahren machten. Ein Posten hatte im Dunkel der Nacht viele Tritte gehört, war in einer Sprache, die er nicht kannte, angerufen worden und hatte, weil er einen Überfall vermutete, gefeuert. Der Unteroffizier, der sofort herbeigeeilt war, hatte jedoch in den Ankommenden Haussa-Leute erkannt und sofort das Feuer gestoppt. Bald standen die bekannten Haussa-Altesten vor mir, denen ich so oft von Jaunde und dem nahen Weg zur Küste erzählt hatte. Sie kamen bittend und stellten sich unter meinen Schutz. Sie meinten, wenn wir fort wären, würde ihnen Ngilla die Schuld an all dem Unglück zuschieben. Er würde sagen, sie hätten den weißen Mann herbeigerufen oder ihre Kriegsmedizinen, die sie ihm und seinen Leuten verkauft hatten, seien nicht gut gewesen, jedenfalls würde es ihnen schlecht ergehen. So wollten sie mit mir zur Küste marschieren. Alle ihre Habe hatten sie bei sich. Ich wies sie an, mit ihren Leuten neben mir zu lagern. Morgens wollten wir dann weiter verhandeln. Aber wir sollten nicht mehr zur Ruhe kommen, denn fortwährend hatten die Haussas Anliegen. Dann meldeten sich auch flüchtige Bati-Sklaven in großer Zahl, die jetzt unter unserem Schutz in ihre Heimat ziehen wollten.

Die Hauptstörung trat aber erst gegen Morgen ein. Unter dem Schutz der Dunkelheit hatten sich einige beherzte Gewehrschützen Ngillas, reichlich mit Munition versehen, in unsere Nähe geschlichen. Hinter vom Feuer verschonten Häusermauern nahmen sie Aufstellung und beschossen fortgesetzt unser Lager. Wir konnten ihnen im Halbdunkel nicht wirksam beikommen. Einer der besten Haussa-Soldaten, Jimba, erhielt einen Schuß durch den Kopf und war sofort tot. Als es Tag wurde, gingen mehrere Patrouillen vor und kamen so nahe an die Schützen heran, daß sie einen Deserteur von der Jaunde-Station, Nasamo, deutlich erkennen konnten. Zimmermann und ich schossen, als er vor den andringenden Soldaten aus seinem Versteck entwich und in langen Sägen das Weite suchte, vergeblich auf ihn.

Die Ngilla-Krieger, die fortwährend schossen, schienen sich zu einem ernstlichen Angriff entschließen zu wollen, dem wir mit dem Troß von 400 befreiten Sklaven, über 250 Haussas und den vielen Verwundeten wohl kaum gewachsen waren. Ich befahl deshalb den sofortigen Abmarsch. In dem Augenblick, als Zimmermann dem Unteroffizier Gille, diesen Befehl geben wollte, erhielt letzterer, der vor Zimmermann stand, einen Schuß durch die Knie Scheibe, der zugleich dem an der Erde sitzenden Soldaten Monkei durch den Kopf fuhr und ihn auf der Stelle tötete. Die Spitze trat bereits an, als der Soldat begraben wurde. Sobald Jim-

mermann die Stadt verließ, drängten die Wutes heftig nach, so daß er Front machen mußte. Hierbei wurde der Soldat Fataffe schwer verwundet. Jetzt erst ließ man uns unbelästigt weiterziehen. Bis hinter den Allaufluß marschierten wir in einem Tage. Die meisten Bati-Leute gingen von hier in ihre Heimat. Am 27. Januar kamen wir im Lager des Gouverneurs an. Es war wieder Kaisers Geburtstag. Der materielle Schaden, den Ngilla erlitten, war ein großer. Er kam aber kaum in Betracht gegen den moralischen Erfolg, den die Regierung errungen hatte, indem sie den Eingeborenen den Beweis erbrachte, daß der furchtbare, als unbesiegbare geltende Ngilla selbst einer so kleinen Schar nicht standzuhalten vermochte.

Kurz vor dem Lager hatte ich meine braven, lieben Soldaten noch einmal zusammentreten lassen und unter präsenziertem Gewehr ein Hoch auf seine Majestät ausgebracht, dem wir heute nach unsern

Hausa-Leute.

schwachen Kräften auch ein kleines Geburtstagsgeschenk gemacht. Drei Salven wurden ihm zu Ehren hoch in die Luft aus den Gewehren gefeuert, die eben noch im bitteren Ernst auf den Feind gerichtet gewesen waren. Sämtliche Leute hatten sich die Haussagewänder angezogen, die sie in der Stadt erbeutet, viele hatten Kriegspauken und Elfenbeinhörner mitgenommen; ich selbst saß auf einem Beutepferde und hielt das lange Schwert in der Hand, mit dem der Wutekrieger am Eingang ins Ngilla-Gehöft mich bedrohte. Neben mir ritt Zimmermann. Umdrängt von unsern jubelnden Leuten, zogen wir in das Lager ein. Das war ein Beglückwünschen, Fragen und Erzählen. Eine wirklich freudige Kaisers-Geburtstagsfeier!

Am 28. setzten wir über den Sanaga, Zimmermann rückte noch einmal aus, um am Fluß die gut verschanzte Zwingburg der Wutes, die Zamba unterstanden hatte, zu zerstören.

Der Gouverneur war sehr besorgt um uns gewesen; er hatte viel

mit den Häuptlingen der Batis und Batschengas verhandelt. Er wußte jetzt, daß bei den Butes unsere Herrschaft nur mit dem Schwerte aufgerichtet werden konnte. Wie aber sah es im Osten aus? Gern hätte der Gouverneur auch diese wichtige Frage selbst beantwortet. Er dachte daher daran, zum Kongo zu marschieren.

Groß war meine Freude, als er am 29. Januar mit diesem Gedanken zu Na und Dandugu abmarschierte, während ich mit Carnap nach Jaunde eilte, um die Station zu übergeben. Mit Trägern und Proviant wollte ich dann dem Gouverneur nachrücken. Am 29. abends konnten wir den Benjatas, die auf unser Kommen nicht gefaßt gewesen waren, einen kleinen Denkfettel beibringen, am 31. waren wir in Jaunde. Carnap übernahm die Station.

Am 3. Februar kamen zu meinem großen Leidwesen Boten vom Gouverneur, die mir die Weisung überbrachten, nicht nachzurücken, da die Reise aufgegeben sei. Die Gründe, die den Gouverneur zu diesem Entschluß brachten, waren entschieden zwingender Natur. Es war doch eine gewaltige, unbekannte Strecke, die vor uns lag, und nicht gut zugänglich, daß sich der Gouverneur auf ganz unbestimmbare Zeit von allem Verkehr mit der Küste und der Heimat abschloß. Er ist eben die verantwortliche Persönlichkeit und muß Wünsche der Pflicht unterordnen. Die Erforschung jenes noch völlig unbekannten Teiles unseres Schutzgebietes sollte Carnap vorbehalten bleiben.

So hieß es denn wieder Abschied nehmen! Ich sollte heim, weil mein vorjähriger Urlaub wegen der Unruhen im Jaunde-Gebiet so jäh unterbrochen war. Überall erscholl „Auf Wiedersehen“. Am 10. Februar brach der Gouverneur mit mir, Zimmermann und der abgelösten Mannschaft der Truppe zur Küste auf. An demselben Tage waren die ersten deutschen Kaufleute von den Firmen Maaß und Woermann in Jaunde eingetroffen, um dort Faktoreien anzulegen.

Im Bügel noch wandte ich mich um und winkte meiner lieben Station einen Abschiedsgruß zu. Es war vorwärts gegangen in den letzten Jahren. Die Arbeit war nicht umsonst getan. Welch befriedigendes Gefühl, daß man in Afrika, wo man sät, auch noch die Ernte erlebt.

Am 25. Februar trafen wir mit unserer Expedition in Kribi ein. Wir konnten die ganze Strecke reiten. Der Gouverneur nahm zwei Pferde, einen schönen Schimmel als eigenes Reitpferd, dem er den Namen „Ali“ gab, sowie einen kleinen, ungemein kräftigen Braunen mit nach Kamerun.

In Kribi empfing uns wie immer Herr v. Derzen auf das freundlichste. Ich fand in dem Beamtenhause Quartier, während der Gou-

Katholische Mission in Kribi.

verneur in dem neuerbauten Zollhause am Strande bei Herrn Küas wohnte.

Große Freude herrschte über die Ankunft unserer Karawane bei der Mission. Sie hatte bereits eine ganze Menge Jaunde-Kinder als Zöglinge. Jetzt kam starker Zuzug. Viele Jaunde-Häuptlinge hatten ihre Kinder zur Küste geschickt, damit sie dort etwas lernen sollten. Auch eine Menge befreiter Sklavenkinder von Ngilla kam mit. Alle brachte ich zu den Pallotinern. Diese haben am Kribi-Fluß eine Kirche aus Wellblech und viele Baulichkeiten zu Schul- und Wirtschaftszwecken aufgeführt. Unter der Leitung der Patres steht eine Knabenschule. Der Unterricht wird wegen der vielen verschiedenen Sprachen des Südbezirks von Anfang an möglichst deutsch erteilt. So werden hier gerade in der Erlernung unserer Muttersprache sehr gute Erfolge erzielt. Außerdem werden die Knaben bei den Laienbrüdern in allen möglichen Handwerkszweigen ausgebildet und müssen täglich in den großen Kaffeepflanzungen und auf den Feldern der Mission fleißig arbeiten. Daß hier deutsche und arbeitssame Christen erzogen werden, kann nicht dankbar genug begrüßt werden. Ungefähr zehn Minuten von der Knabenschule entfernt liegt am Strande das Schwesternhaus. Die Schwestern waren über die kleinen Zöglinge, die wir ihnen brachten, gleichfalls erfreut.

Für den 26. Februar hatte der Gouverneur eine große Versteigerung des Elfenbeins, das ihm anlässlich seiner Reise geschenkt war, ausgeschrieben. Aus dem ganzen Südbezirk kamen zu diesem Zweck die Kaufleute herbei. Es sind hauptsächlich die Firmen Woermann & Co., Karl Maaß, Randad & Stein, Lübeck sowie mehrere englische Häuser tätig.

An den größeren Küstenplätzen liegen die Hauptfaktoreien. Sie haben neben einem Wohnhaus für die Europäer zahlreiche Räume zur Unterbringung der Waren, sowohl der aus Europa gekommenen als der dorthin zu exportierenden. Dazu kommen Wohnräume für das farbige Arbeiterpersonal, Unterkunftsräume für Handelskarawanen, Bootshäuser, Viehställe usw. An der Spitze des Geschäftes steht als Vertreter der Firma der Agent, der wieder in den kleineren Faktoreien im Innern seine Unteragenten sitzen hat, die selbständig mit ihm abrechnen, während an der Küste unter ihm die sogenannten jungen Leute arbeiten. Die Dienstverträge der Europäer lauten in der Regel auf drei oder vier Jahre, nach deren Ablauf freie Heimfahrt gewährt wird. Die Agenten erhalten durchschnittlich bis zu 5000 Mark festes Gehalt und oft erheblichen Anteil an dem Reingewinn ihres Geschäftes. Die Hilfskräfte beziehen neben freier Station ein jährliches Gehalt von 1500 bis 2400 Mark.

Auf solch einer Hauptfaktorei wird von früh bis spät gearbeitet. Beim Morgengrauen schon läutet der Agent die Glocke, und die jungen Leute begeben sich in die Stores. Da ist eine Karawane aus dem Innern von einer der dortigen Faktoreien angekommen. Sie bringt Gummi und Elfenbein. Alles, was die Träger abliefern, wird zunächst gewogen und genau vereinnahmt. Die Leute müssen möglichst schnell wieder abgefertigt werden, denn der Vertreter im Innern wartet auf neue

Gummiwäße in einer Faktorei.

Waren. Zudem ist Zeit Geld. Je schneller die Leute gehen, desto eher können sie wiederkommen, und je größer der Umsatz ist, desto besser ist der Verdienst. Die Träger sind teuer; sie erhalten Lohn, vor allem aber auch Verpflegung, und diese kostet Geld. Also schnell arbeiten!

Der Agent im Innern hat schriftlich mitgeteilt, was er braucht. Da werden dann die schweren Borderlader zusammengepackt, von denen sechs zusammengeschnürt eine Last ausmachen. Pulver, leichte Zeuge zu dreißig bis vierzig Stücken von vier Faden Länge, Haumesser, ebenso bunte Schärpen, Hemden, und in neuerer Zeit auch Beinkleider, Jacken und Mützen, dann Perlen der verschiedensten Art, Matrosenmesser, Feuersteine, Scheren, Spiegel, wohlriechende Pomaden und tausend andere Kleinigkeiten werden fortgesandt. Leider aber führt jede Kara-

wane auch reichlich Rum, für den ja von dem Neger alles zu bekommen ist, ins Innere.

Natürlich kommt es für einen gewandten Kaufmann sehr darauf an, seine Waren immer dem Geschmack der Neger, der vielfach wechselt, anzupassen und stets etwas Neues zu bieten. Da heißt es auch, eine richtige Konjunktur ausnützen, damit nicht zu viel auf Lager ist und damit auch rechtzeitig in der Heimat das Nötige bestellt wird. Der Vertreter im Busch und der Hauptagent an der Küste müssen vollkommen Hand in Hand arbeiten, wenn ein gedeihlicher Erfolg erzielt werden soll. Auch den Bedürfnissen des Europäers im Innern muß Rechnung getragen werden. Er will ein Haus bauen. Sägen, Äxte und Nägel gehören dazu; er braucht neue Säcke, um den Gummi zu verpacken, er will ein paar gute Hühner, Enten oder Gänse haben, um sich eine Zucht anzulegen, für seine Verproviantierung hat er diesen oder jenen Wunsch. Kurz es gibt tausend Dinge zu bedenken, bevor eine Karawane in Marsch gesetzt wird. Wenn etwas vergessen ist, dauert es Wochen oder gar Monate, bis es nachgeholt werden kann. Daß die Träger ihr gehöriges Quantum Reis, Biskuit und getrockneten Fisch oder Salzfleisch für den Marsch erhalten, dafür sorgen sie schon selbst. Wichtiger ist es, daß der Headman gehörig ermahnt wird, sich nicht zu lange aufzuhalten, sondern stracks durchzumarschieren.

Raum hat der Kaufmann die Abziehenden entlassen, da wird er in den Store gerufen. Eingeborene aus dem Dorf sind gekommen, die gegen Bargeld dies und das kaufen wollen und lange feilschen, bis sie endlich ihren six-pence ausgeben. Aber der Kaufmann muß Geduld haben. Er darf es mit ihnen nicht verderben, denn die Konkurrenz ist scharf, und nur wer mit dem Kleinsten rechnet, kann es zu etwas Großem bringen. Dieselben Männer, denen der Kaufmann heute für einen six-pence Tabak verkauft hat, führen ihm vielleicht morgen eine Karawane mit Tausenden von Pfunden Gummi oder Elfenbein zu. Es sind alte Handelsfreunde von ihm, die meist aus dem Innern kommen und, ehe sie ans Verkaufen gehen, bei dem bekannten Küstenmann fragen, wer von den weißen Männern am besten bezahlt.

Da sitzen sie zu Hunderten, Männer, Frauen und Kinder, die vielleicht wochenweit aus dem Innern kommen, und bringen wohlverpackt auf dem Rücken die Gummilast, die ihren Reichtum ausmacht. Monatslang haben sie im heimischen Urwald die Kautschuklianen gesucht, sie angeschlagen und den Saft aufgefangen. In großen Stücken oder in saubere Würfel geschnitten bringen sie die erstarrte Kautschukmasse jetzt in den Handel. Um jedes Stück feilschen sie; jedes einzelne läßt der

Kaufmann prüfen, ob nicht fremde Körper, um die Schwere zu erhöhen, beigemischt sind; dann wird der Preis gemacht. Der Gummi wird Eigentum des Weißen. Alle Arten Waren wandern aus dem Store in die Hände der Neger. Die Arbeiter der Faktoreien suchen nun den Gummi aus und waschen ihn. Dann wird er in Tonnen gefüllt und zusammengepreßt, um verschifft zu werden.

Von 12 bis 2 Uhr ist in der Regel Pause, in der auch die Arbeiter feiern, die wie der Böttcher und der Zimmermann bisher Kisten geöffnet, Waren verpackt, Boote ausgebessert oder Tonnen voll Gummi oder Palmöl verküpert haben. Die Kru-Jungen kommen aus dem Store oder von der Gummimäsche, die Weys vom Grasschneiden oder Brennholz sammeln heim. Weiber, Boys und wer sonst noch auf der Faktorei lebt, ruhen aus.

Wird nun gar irgendjemand abgelöst oder ist Quartalschluß, so daß Stock genommen werden muß, dann gibt es besonders viel zu tun. An den Küstenplätzen gehen und kommen täglich Surfboote, die den Verkehr von Faktorei zu Faktorei vermitteln, und oft muß ein Angestellter, nachdem er den Tag über schwer gearbeitet hat, die Nacht im offenen Boot stundenweit über See fahren, um Waren abzuliefern oder zu empfangen.

Der Höhepunkt aller Tätigkeit aber tritt auf den Handelsniederlassungen der Küste ein, wenn ein Dampfer kommt. Alle Boote müssen in Fahrt sein, und sorgend schaut der Agent nach der Barre aus, bis vor welche die Dampfer-Pinassen die Boote schleppen, um dort auf andere, die mit Waren auslaufen, zu warten. Sie schleppen sie längs des Dampfers, und große Tonnen mit Öl oder Gummi und Elefantenzähne werden übernommen. Am Strande stehen die jungen Leute, überwachen das Ausladen, das die Kru-Jungen unter lautem Gesang vollführen, und buchen sorgfältig jedes ankommende Kollo. Der Agent selbst weilt an Bord, gibt die Briefe in die Heimat auf, wechselt Grüße und Neuigkeiten mit den ankommenden oder ausreisenden Bekannten und zeichnet, wenn alles verladen oder gelöscht ist, die Konnossemente. Dann, während schon die Dampferschraube langsam geht, am Fallreep hinunter ins Boot, ein letztes Winken und zurück zur Küste zu neuer Arbeit, zu neuem Verdienst!

In einem der großen Surfboote der Firma Maaß brachte ich am 27. Februar unsere Pferde auf die „Nachtigal“. Gegen Mittag, sobald der Gouverneur an Bord war, ging es nach Kamerun in See. Am 28. morgens liefen wir ein, vorbei am „Habicht“, bei dem alle Mann aufgeentert waren und uns drei donnernde „cheers“ brachten.

Raum hatten wir festgemacht, als mein Bruder an Bord kam. Seitdem ich Weihnachten 1893 daheim bei der Mutter von ihm Abschied nahm, hatte ich ihn nicht gesehen. Er war dort, ich hier in der weiten Welt gewesen. Heute drückten wir uns in Kamerun die Hand.

Major v. Kamph rüstete zu einem Strafzuge gegen die Ngolos im Norden des Schutzgebietes. Leutnant Nolte, der neu angekommen war, sollte ihn dorthin begleiten.

Am 11. März schiffte ich mich auf dem „Lothar Bohlen“ mit Zimmermann zusammen zur Heimfahrt ein.

In Fernando Po, wo wir längere Zeit lagen, sahen wir viele gefangene Philippinos, die, an lange Ketten geschmiedet, unter Aufsicht spanischer Marine-Infanteristen arbeiteten. Sämtliche Küstenplätze wurden angelaufen, um Ladung einzunehmen. Auf der heißen Reede von Lagos lagen wir elf Tage.

Ich war viel an Land. Die Engländer zogen gerade nach Benin zu Felde. So herrschte besonders reges Leben in der großen afrikanischen Lagunen-Stadt, deren ausgedehnter Kern- und Elhandel von der Bedeutung dieser englischen Kolonie zeugte.

Mich quälte während der ganzen Reise eine starke Furunkulose. Ich hatte wenig Fieber gehabt und mußte nun wohl so dem Klima meinen Tribut zahlen. Erst als wir in den Kanal kamen, wurde es besser. Aus diesem Grunde war es mir weniger schmerzlich, daß wir erst am 29. April, also nach fünfzigstägiger Fahrt, Hamburg erreichten.

Ich hatte zwei riesige Hundsaffen an Bord, von denen der eine leider noch im Kanal, wo wir sehr viel Wasser überbekamen, infolge von Erkältung starb, während der andere lange im Berliner Zoologischen Garten ein vergnügliches Dasein gefristet hat.

Zum zweiten Male war ich glücklich daheim. Als bei Vorkum der Lotse überkam und ich ihn fragte: „Wie sieht es zu Hause aus?“ da sagte er: „Die Bäume blühen!“ Der alte Seemann wußte, was das Herz eines alten Tropenmenschen am meisten erfreute! Es war Frühling daheim!

Zimmermann und ich aber fangen froh, wie wir bei Ngilla gesungen hatten, aber heute mit so anderen Gefühlen, „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ —

Besuch der Negerrepublik Liberia.

An Bord S. M. S. „Nixe“. — Insel St. Thomé. — Linientaufe. — Mit dem Gouverneur in Monrovia. — Auf Anwerbung im Lande der Weys. — Mit der „Nachtigal“ in Accra, Quitta und Lome.

Das Jahr 1898 fand mich wieder in Kamerun. Eine interessante Reise stand mir bevor. Am 7. Januar erhielt ich vom Gouverneur den Befehl, mich mit ihm auf S. M. S. „Nixe“, die in Kamerun lag, nach Liberia einzuschiffen.

Diese Negerrepublik verdankt ihre Entstehung dem 1810 in Washington zusammengetretenen Kolonisationsverein zur Ansiedlung freier Farbiger der Vereinigten Staaten, welcher 1821 einen östlich vom Kap Mesurado gelegenen Küstenstrich von den dortigen Negerhäuptlingen käuflich erwarb und dreißig freie Negerfamilien daselbst ansiedelte.

Die Kolonie hatte guten Fortgang und vergrößerte sich durch weiteren Zuzug von Amerika und neue Ländererwerbungen so ansehnlich, daß sie sich 1847 zu einer selbständigen Republik erklären konnte, die bald auch von den europäischen Mächten anerkannt wurde. Bis 1880 hat sich die Republik ständig ausgedehnt, so daß sie jetzt nach offiziellen Angaben ein Areal von 6000 Quadratmeilen umfaßt. Die Einwohnerschaft beläuft sich nach allgemeiner Schätzung auf ungefähr anderthalb Millionen, von denen jedoch wohl höchstens 15 000 zivilisierte, das heißt aus Amerika stammende Schwarze sind. Die übrigen gehören den Bantu-Stämmen der Krus, Weys, Bassas, Mendes und im Hinterlande den mohammedanischen Mandingos an.

Die Küste hat eine bedeutende Ausdehnung und erstreckt sich vom Kavalli-Fluß im Süden, wo Liberia an französisches Gebiet grenzt, bis

zum Kap Mount im Norden, wo die englische Sierra Leone-Kolonie beginnt. Das weite Hinterland haben schon in einer Entfernung von 70 bis 100 Kilometern die Franzosen inne. Die flache Küste verläuft einförmig, es heben sich nur Kap Mount, die Bucht und Berge von Monrovia, Kap Mesurado und Palmas bemerkenswert ab. Hinter ihr erstrecken sich breite, mit Mangroven bewachsene Lagunen, dann erst erhebt sich allmählich das Land bis zu den waldigen Gebirgen im Innern. Zahlreiche Flüsse, wie der St. Paul-River bei Monrovia, der Bassa-Fluß, der Sinou-River und der Kavalli-Fluß, strömen zur Küste und haben überall an ihren Mündungen die Veranlassung zur Ansiedlung europäischer Kaufleute gegeben. Sie sind alle nur auf kurze Strecken schiffbar. So ist der Handel fast ausschließlich auf die Küste beschränkt. Bekannt ist Liberia durch seinen Kaffee, der in den Wäldern wild wächst. Auch wird er von einigen europäischen Plantagenbesitzern und wohlhabenden Negern in besonderen Pflanzungen gezogen. Ferner wird aus Liberia Zuckerrohr, verschiedene Hölzer, Palmöl, Palmkerne, Eisenbein, Kautschuk und im Norden sehr viel Piassava ausgeführt.

An der Spitze des Staates steht ein Präsident mit seinem Kabinett, ein Senat mit acht auf vier Jahre und ein Repräsentantenhaus mit dreizehn auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern. Sämtliche Bürger sind militärpflichtig. Die amerikanischen Neger gehören zum größten Teil der methodistischen Kirche an.

Schon von meinen früheren Reisen her war mir Kap Palmas, Grand Bassa, Sinou, Monrovia und Kap Mount bekannt, so daß ich einigermaßen eine Vorstellung von diesem Zerrbild eines zivilisierten Staates besaß. Ich freute mich sehr, jetzt Gelegenheit zu bekommen, einen noch tieferen Einblick in die liberianischen Zustände zu tun. Zudem sollte die Reise auf einem Seiner Majestät Schiffe, also in angenehmer Gesellschaft, vonstatten gehen. Kein Wunder also, wenn ich mich am 12. Januar 1898 mit ganz besonderen Erwartungen im Gefolge des Gouverneurs mit dem Sergeanten Jonczyk und vierzehn aus Liberia gebürtigen Soldaten, die mich bei der dort in Aussicht genommenen Anwerbung für die Schutztruppe unterstützen sollten, auf der „Nixe“ einschiffte.

Im dichten Nebel setzte der Motor, der den Gouverneur und mich trug, von der Brücke in Kamerun ab. Der Kanzler Dr. Seitz, der den Gouverneur vertrat, gab uns das Geleit. Die „Nixe“ lag ungefähr eine halbe Stunde flußabwärts. Sie hatte wegen ihres Tiefganges die Barre nicht passieren können. Es war noch dunkel, und uns fröstelte. In schneller Fahrt durchschnitt unser kleines Fahrzeug, auf dem sich

außer uns nur unsere Jungen befanden, die gelben Fluten des Kamerun-Flusses. Mich begleitete Attang, den ich aus Deutschland mitgebracht hatte. Er war groß geworden und sah in einem blauen Matrosenanzug recht schmuß aus. Es lief Ebbe, und so gelangten wir schnell stromab. Wie feurige Augen leuchteten die Topplaternen der „Nixe“ gespenstisch durch den Nebel. Beim Näherkommen sahen wir die Masten und den hohen Rumpf des Schiffes, aus dessen Batterieluken, als wir längsseit gingen, uns helles Licht entgegenflutete.

Auf der „Nixe“ herrschte reges Leben. Das war ein Hin und Her, ein Kommen und Gehen, ein Laufen und Hasten, ein Pfeifen und Kommandieren. Auf dem engen Raum waren dreihundert Menschen beschäftigt, Deck zu waschen. Ströme von Wasser ergossen sich über das Schiff. Barfuß, mit aufgekrempeelten Drillhosen knieten die Matrosen und Jungen in langen Reihen und bearbeiteten mit Steinen das Deck, während die beaufsichtigenden Maaten anordnend und ermunternd zwischen ihnen dahinschritten. Als besonders wichtige Persönlichkeit fiel mir sofort ein dicker Oberbootsmann auf, der, gleichfalls barfuß, bald vorn, bald hinten auf dem Schiff seine nicht gerade zarte Stimme zur Geltung brachte.

Der Gouverneur wurde von dem wachhabenden Offizier empfangen und auf enger Treppe in die Räume des Kapitäns geführt. Ich stieg tief hinab bis zur Messe, die unter den Räumlichkeiten des Kommandanten liegt. Hier saßen beim Schein einer Hängelampe die Offiziere des Schiffes um einen großen Tisch und tranken Kaffee. Dazu gab es statt frischer Semmeln grobes Brot mit Sardinen oder etwas Dauerwurst. Fortwährend erschienen Matrosen, die bald den einen, bald den anderen abriefen, bis schließlich gegen 8 Uhr, als der Nebel sich gelichtet hatte, auch die letzten Herren an Deck eilten. Gleichmäßig im Takte gingen vorn die Leute im Spill. Träge knarrend drehte sich die Ankerkette, die Zoll um Zoll das schwere Eisen vom Grunde hob. Der Anker wurde gefischt, die Segel gesetzt, und langsam steuerte die „Nixe“ aus dem Kamerun-Astuarium auf San Thomé zu. Während des ganzen Tages waren der Kamerun-Berg und später Fernando Po sichtbar. Nur langsam ging die Reise vonstatten.

Auf der „Nixe“ war wenig Raum. Außer dem Kommandanten, den Offizieren und dem Pfarrer befand sich noch der Landrat v. Uslar aus Apenrade an Bord. Er machte die Reise des Schulschiffes als Bade-gast mit. Da ich anfangs in der Batterie in einer Hängematte hatte schlafen sollen, wie es auch die jüngsten Offiziere und Seekadetten tun mußten, war ich angenehm überrascht, als mir der lebenswürdige Kapi-

tän Göcke, der leider krank war und einer Venenentzündung wegen das Bett hüten mußte, bei meiner Meldung den Vorschlag machte, nachts in seinem Salon mein Feldbett aufzuschlagen.

Da der Wind ganz einschlief, wurde gegen Abend Dampf aufgemacht. Der Aufenthalt auf dem Achterdeck wurde allerdings dadurch gerade nicht angenehmer, denn dicker Kohlenstaub überzog bei der geringen Fahrt, die das Schiff machte, das schöne weiße Deck mit einer schwarzen Schicht.

Ich war noch niemals längere Zeit auf einem Kriegsschiff gefahren, der Dienstbetrieb, namentlich auf einem so großen Schulschiff, für mich ganz neu. Wie staunte ich, als ich zum ersten Male einem großen Segelerzieren beiwohnte und die 250 Jungen an der Arbeit sah. Wie standen sie alle auf ihren Stationen mit brennenden Wangen und leuchtenden Augen, ehe das Erzieren begann, wie warteten sie mit gespanntester Aufmerksamkeit auf das Kommando. Jetzt ist alles klar; jetzt erfolgt das Kommando zum „Aufentern“. Alles wird gleichmäßig, gleichzeitig und peinlich genau ausgeführt.

Da stürmen die Seefadetten hinauf in die Wanten bis auf ihre Topp-Stationen, auf dem Fuß folgen ihnen, immer bestrebt, einer dem andern vorbeizukommen, die Schiffsjungen. Die kleinsten haben die höchsten Stationen. Barfuß, ohne einmal anzuhalten, legen sie den langen Weg auf den scharfen Tauen bis nach oben zurück. Ohne ein Wort zu sprechen, stehen sie auf den Rahen und warten das weitere Kommando ab. Dies und das wird geübt, Segel werden gesetzt und gerefft, Stengen gestrichen und gefiert. Es ist eine harte Arbeit, in Schweiß gebadet sind die Jungen, als nach mehreren Stunden das Erzieren beendet ist.

Hatte der Körper sich ausgearbeitet, so bekam der Geist zu tun. Was soll ein guter seemännischer Unteroffizier, der auch infanteristisch und artilleristisch ausgebildet sein muß, nicht alles wissen. Im Kreise saßen die Jungen beim Unterricht auf Deck, vor ihnen stand der lehrende Offizier oder Unteroffizier. Ich hatte oft Gelegenheit, wenn ich zuhörend auf dem Heck unter dem Großbaum lag, über die wißbegierigen Fragen und die schlagenden Antworten der Jungen mich zu freuen.

Staunend schauten die Soldaten zu, wenn die Jungen so Mann für Mann kagengleich in die Höhe klangen, und schon am ersten Tage sagte mir der Unteroffizier Jonny: „Massa, these german saylors work to much“. (Die deutschen Seeleute arbeiten zu viel.) Solch schwerer Dienst von früh bis spät wäre allerdings nichts für Neger-soldaten gewesen. Dennoch hielten unsere blauen deutschen Jungen mit den schwarzen Afrikaner-Soldaten gute Freundschaft. Wenn es mittags

„Baden“ und „Banken“ hieß und in den Batterien die langen Holztische heruntergeklappt wurden, standen meine Soldaten stolz mit ihrem Badgeschirr in Reih und Glied, um unten beim Koch Essen zu fassen. Auf Deck saßen sie dann zusammen und speisten vornehm mit Messer und Gabel Fleisch und Kartoffeln. Auch ihr Brot erhielten sie, und morgens von dem süßen Kaffee konnten sie gar nicht genug bekommen.

Mittags war 1 oder 2 Stunden Ruhe. Da suchten die Jungen und die Soldaten auf dem Bordeck sich durch Zeichen zu verständigen oder sie ruhten von der schweren Vormittagsarbeit in irgendeinem stillen Winkel aus.

Nachmittags wurde mit Geschützen oder Gewehren egerziert. Dann mußten auch die Soldaten zum Dienst. In den ersten Tagen war ihnen der schwankte Boden etwas ungewohnt, und der eine oder der andere, der seefrank war und fahl mit schlotternden Knien dastand, machte keine sehr kriegerische Figur, aber bald waren sie das Seefahren gewöhnt und standen nun an Strammheit beim Exerzieren den Jungen nicht nach.

Ich hatte viel schriftliche Arbeiten tagsüber. Nach dem Abendbrot mußte dann ein großer Spaziergang auf der Steuerbordseite die fehlende Bewegung ersetzen.

Am 14. Januar gegen Abend hatten wir das Feuer der Insel San Thomé querab und ungefähr um 7 Uhr gingen wir vor Anker.

San Thomé, eine langgestreckte bergige Insel, ist altes portugiesisches Kulturland. Große Fruchtbarkeit des Bodens, reichliche Niederschläge und ein gleichmäßig warmes Klima fördern die zahlreichen blühenden Plantagenunternehmungen.

Am 15. gingen wir, sobald der Tag graute, mit dem Kutter an Land, um uns die nach südländischer Art gebaute Stadt anzusehen. Die Portugiesen sind hier vollkommen heimisch geworden. Überall auf den Straßen sieht man Europäer mit Schwarzen Schulter an Schulter bei der Arbeit. Am Strande liegen einige Kasernen, Zollschuppen und öffentliche Gebäude. Etwa eine halbe Stunde außerhalb der Stadt erhebt sich ein schön angelegter Gebäudekomplex. Hier wohnt der Gouverneur, dem ein Schiffsoffizier in voller Gala gegen Mittag den offiziellen Besuch abstattete. Bald darauf wurde dann auch von Schiff und Fort salutiert. Wir kauften bei Salvador Levi sehr guten Portwein und gingen dann auf den Markt. Hier boten Weiße und Schwarze in buntem Durcheinander alle möglichen afrikanischen Früchte, aber auch viel europäisches Gemüse zum Kauf an. Der Markt von San Thomé ist ein Sammelplatz von Vertretern aller westafrikanischen Küstenvölker. Da sind Lagos- und Accra-Leute, die als Handwerker auf

die Insel gekommen sind, Sierra Leone- und Wey-Leute und natürlich auch zahlreiche junge Kru-Leute, die nirgends in Westafrika fehlen, wo wirklich gearbeitet wird. Aber auch die portugiesischen Kolonien Angola und Benguela sind stark vertreten, denn bis vor kurzem wurden von dort noch zwangsweise ganze Familien nach San Thomé geschafft, um auf den Plantagen als Arbeiter angesiedelt zu werden. Sie können von der Insel nicht fort, müssen arbeiten, um leben zu können, und verstehen auch zu arbeiten. Kein Wunder also, daß die Plantagen der portugiesischen Grundbesitzer gedeihen und reichen Gewinn bringen.

Die Straßen scheinen gut zu sein, denn in langen Reihen zogen die Wagen, mit langhörigen Ochsen bespannt, dahin. Viele Landleute hatten auf dem Markte ausgespannt, ihre Tiere weideten vor der Stadt.

Einen wenig kriegerischen Eindruck machten die Soldaten. Schwarze und Gelbe, Große und Kleine standen nebeneinander in Reih und Glied. Der Negerkrieger, der Portugals Fahnen folgt, ist eine böse Abart der Gattung „Soldat“.

Als wir mittags zum Hafen zurückkamen, der übrigens im wesentlichen aus einer primitiven Mole besteht, fanden wir unsere Jungen aus dem Rutter in lebhaftem Verkehr mit der Hafenwache. Die Soldaten zeigten den Jungen für kleine Kupfermünzen Griffe mit dem Gewehr. Diese Art des Gelderwerbs von seiten eines Posten stehenden Mannes machte natürlich den an stramme deutsche Manneszucht gewöhnten Seeleuten großen Spaß.

Gegen 5 Uhr ging die „Nixe“ wieder in See. Um 8 Uhr war von den San Thomé-Feuer nichts mehr zu sehen. Wir hatten gute Brise bekommen, die Schraube war in die Höhe genommen, und wir liefen unter Segel mit 6 Meilen Fahrt.

Sonntag, der 16. Januar, war der denkwürdigste Tag unserer Reise. Wir passierten den Äquator und feierten das Tauffest. Morgens fiel die Kirche aus, und nach Tische begannen die eigentlichen Feierlichkeiten. Die ganze Mannschaft hatte sich auf dem Borderschiff versammelt. Wir hatten uns sämtlich auf Anraten Sachverständiger alte Leinenröcke angezogen. Am Fallreep erschien ein Tritone, blies auf seinem Horn und verkündete den Besuch Poseidons, des Beherrschers der Fluten. Der Meergott kam mit großem Gefolge aus einem Boot, das zu Wasser gelassen und in das er von der Batterie aus gestiegen war, in feierlichem Aufzuge an Bord. Er hatte einen langen weißen Bart, eine goldene Krone auf dem Haupt und den Dreizack in der Hand. Begleitet war er von seiner sehr frisch und wohl aussehenden jugendlichen Gemahlin. Vom ersten Offizier empfangen, übernahm er das Kommando und begab

sich auf die Brücke. Neger lösten die Rudermänner ab. Neptun hatte zahlreiche Beamte bei sich, die auf seinen Befehl sofort in Tätigkeit traten. Der Seepfarrer mit Barett und schwarzem Talar sprach zunächst ein Gedicht, dann begann die Ordensverteilung an die Offiziere. Der Erste, in dessen Hand die gesamte Diensterteilung an Bord ruht, bekam den großen Routinenorden (Routine nennt man bei der Marine die verschiedenen Rollen, für die jeder Mann des Schiffes verteilt ist). Der Batterieoffizier erhielt den Orden vom „Kanönchen“, ein Herr, der sich eines besonders günstigen Leibesumfanges erfreute, den Orden vom „Tönchen“, der Stabsarzt den „Bazillenorden“ und der Pfarrer, welcher sehr unter der Seekrankheit zu leiden hatte, wurde zum „Seefahrer“ gekrönt.

Nach diesem feierlichen Akt wurde eine große Balge, wie sie zum Deckwaschen benutzt werden, herbeigeschafft, mit Wasser gefüllt und ein Stuhl hineingestellt. Ein Protokollführer verlas einzeln die Namen der Täuflinge, und die teuflische Prozedur nahm ihren Anfang. Einer nach dem andern mußte nun auf dem Stuhle Platz nehmen. Hier wurde man von mehreren kräftigen Burschen gehörig eingeseift, das heißt mit gewöhnlicher Deckschmiere vermittels eines Pinsels, wie ihn die Anstreicher führen, eingerieben. Das war kein angenehmes Gefühl, aber noch viel weniger schön war es, wenn der Barbier mit seinem großen stumpfen Holzmesser an die Arbeit ging. Auch ein Zahnarzt stellte sich vor, der mir mit einer großen hölzernen Zange im Munde herumfuhr, während mir sein Gehilfe, weil mir schwach zu werden drohte, einen üblen Labetrunk einflößte. Kaum hatte man die Flasche an den Mund gesetzt, als der Stuhl verschwand und man rücklings im Wasser lag. Nun konnte man aber nicht etwa schnell in die Höhe, sondern mußte unter einer Ducht, die über die Balge genagelt war, hindurchkriechen, wobei man natürlich gehörig Wasser schluckte. Aus dem Wasser mußte man in einen Windsack kriechen, der unfähr 10 m lang über das Deck reichte. Durch diesen wurde man hindurchgejagt, während von oben boshafte Hände tätig waren. Wenn man dann schließlich völlig erschöpft das Tageslicht wieder erblickte, befand man sich unter den unruhig hin- und hertrampelnden Ochsen.

Nach all diesem Martern konnten wir armen Täuflinge uns aber nicht etwa ausruhen oder trocknen. Nirgends fand sich ein geschütztes Plätzchen. Überall wurde man bespritzt oder mit Wasser begossen. Hoch oben in der Takelage hatten sich listige Leute mit Löschheimern postiert und unbarmherzig wählten sie ihre Opfer. Insbesondere wurde denjenigen Matrosen oder Jungen, die bei den Kameraden weniger beliebt

waren, recht übel mitgespielt und gehörige Abrechnung mit ihnen gehalten.

Weil ich am Tage nicht sonderlich viel zu tun hatte, mußte ich nachts mit einem der Kameraden als Gesellschafter auf Wache gehen. Wie herrlich waren diese wunderbaren Tropennächte im Passat. Wie ein Schwan mit den weißen vollgeblähten Segeln glitt das Schiff durch die laue Tropennacht dahin. Auf den Wellen spielte der Mondschein, und wunderbar phosphoreszierend erglänzte es im Wasser wie das herrlichste Feuerwerk, wo der Kiel seine Furchen zog. Tausende und Abertausende feuriger Punkte, dicke, goldig schimmernde Klumpen entstanden, wo das Wasser sich bewegte. Metertief konnte man sehen, und wie feurige Torpedos schossen die Schweinsfische, die das Schiff auf seiner Fahrt begleiteten, dahin. Lange, feurige Streifen ließen sie hinter sich, die sich allmählich wieder mit dem Feuerstrom des Kielwassers vereinigten. Und auch in der Luft glühte und gleißte es. Und hoch oben glänzten wie bei uns in kalter Winternacht die Sterne am Himmel. Ich stand, schaute ins Wasser, träumte und dachte an alles Schöne und Große auf der Welt. In stiller Nacht auf weitem Ozean ein Schiff, das sicher seine Bahn dahinzieht, auf dem Hunderte von Menschen schlafen mit viel tausend Hoffnungen und Wünschen im Herzen, welche Fülle der Poesie! Oft saßen wir stundenlang beieinander, kein Wort wurde gesprochen, bis wuchtige Tritte ertönten, die Leute am Steuer sich ablösten und den Kurs übergaben. Der Kadett der Wache meldete die Zeit, und die Bootsleute piffen die Wachen. Bald wurde es dann wieder still. Stumm, den Blick auf den Kompaß gerichtet, standen die Leute am Steuer, eine Möve huschte vorüber, die auf dem Wasser schlafend aufgeschreckt war, und weithin über das stille Meer schallte der Ruf der Wachen: „Auf der Bark ist alles wohl, Laterne brennt“. Der Schiffsdienst ruht nimmer.

Am 21. machten wir, weil der Wind ganz einschlief, Dampf auf; zwei Tage später sichteten wir gegen 4 Uhr Land und ankerten abends vor Kap Palmas, wo der Konsul Jäger an Bord kam. Dieser war der langjährige Vertreter der Firma Woermann in Liberia und einer der bekanntesten westafrikanischen Kaufleute. Er hatte lange Zeit mit seiner Frau, einer lebenswürdigen Hamburgerin, in Monrovia gelebt, wo ich ihn mehrfach auf der Durchreise besucht hatte, so daß wir jetzt ein herzliches Wiedersehen feierten. Er befand sich in Palmas, um an Ort und Stelle einige Streitigkeiten mit der liberianischen Regierung zu ordnen.

Kürzlich war nämlich die Plantage eines deutschen Kaufmanns, namens Koch, unweit der Stadt Palmas von Eingeborenen ausgeraubt

worden. Der Kaufmann hatte Schadenersatz von der liberianischen Regierung verlangt. Diese hatte sich jedoch geweigert zu zahlen, so daß der Konsul sich an den Gouverneur v. Puttkamer als den zuständigen Generalkonsul wandte. Puttkamer beschloß, nach Rücksprache mit dem Konsul in Monrovia die Interessen des Geschädigten persönlich nachdrücklich zu vertreten.

Dicht neben uns lag vor Kap Palmas das eine der beiden liberianischen Kriegsschiffe. Ihre stolze Flotte hat die liberianische Regierung von einer holländischen Firma gekauft. Es ist ein Wunder, daß die Schiffe überhaupt noch fahren können; denn gereinigt oder in Ordnung gebracht wird auf ihnen nie etwas. Schon auf meiner letzten Ausreise hatte ich es erlebt, daß in Monrovia der Kommandant des einen der beiden Schiffe, von ein paar schmutzigen Kru-Jungen gerudert, längs- seit unseres Woermann-Dampfers kam und in höchsteigener Person, angetan mit einer goldstrotzenden, aber arg zerfransten und abgetragenen Marineuniform, um Kohlen bettelte. Der Kapitän schlug die Bitte rundweg ab, weil der an Bord befindliche Woermann-Agent erklärte, daß die Regierung niemals zahlen würde. Darauf begnügte sich dann der hohe Offizier mit der Entgegennahme einer Flasche Marienthaler Bieres, die ihm der Kapitän zur Befänstigung servieren ließ, und verabschiedete sich, indem er ebenso formlos, wie er gekommen war, über die Reeling hinab in sein sehr defektes Boot froch, an dessen Heck stolz die liberianische Flagge wehte.

Am 25. Januar spät abends sahen wir die einsame Laterne durch das Dunkel der Nacht blinken, die auf einer hohen Landspitze in einem alten Leuchtturm aufgehört ist und die Stelle eines Leuchtfeuers versieht, sofern sie überhaupt brennt, was durchaus nicht immer der Fall ist. Wir gingen dem Vorgebirge gegenüber am Eingang zu der Bucht von Monrovia vor Anker und sahen am andern Morgen die Haupt- und Residenzstadt Liberias vor uns.

Am Strand liegen die Lager- und Bootshäuser der Faktoreien, unter denen die deutschen Firmen Woermann & Co., Schulze, Wichers & Helm die erste Stelle einnehmen.

Um nach Monrovia hineinzukommen, landet man entweder an dem flachen Seeufer und geht durch ein ausgedehntes Kru-Dorf über den Strandsand nach der eigentlichen Stadt hinauf, oder man fährt über die Barre in die Mündung des St. Paul-River und gelangt so unmittelbar an die Landungsbrücken der Firmen.

An einer großen, am Ufer entlang laufenden Straße haben die europäischen Kaufleute und die größeren liberianischen Händler ihre Geschäftsräume und Läden. Die Wohnungen der Europäer liegen meist

in der höher gelegenen, weitläufig gebauten eigentlichen Stadt, die aus mehreren Straßen besteht. In ihr gibt es außer einem Denkmal für einen verstorbenen Präsidenten und einem College, auf das die Liberianer sehr stolz sind, nichts zu sehen. Auf den Wegen und Plätzen wächst Gras, und ungestört weiden Kühe und Schweine auf ihnen. Sämtliche von Europäern bewohnte Häuser sind wohlhabenden Liberianern abgemietet. Den Europäern ist es in Liberia nicht erlaubt, Grundbesitz zu erwerben. Die meisten Gehöfte sind durch einen Zaun oder eine niedrige Mauer abgeschlossen. Das deutsche Konsulat ist in der Hauptstraße gelegen. Es hat unten vier und oben drei sehr freundliche Zimmer sowie die nötigen Nebenräume.

Früh schon fuhren wir an Land, der Gouverneur nahm bei Herrn Jäger Quartier. Nachmittags machten wir in großer Uniform offiziellen Besuch bei dem Präsidenten Mr. W. D. Coleman, der uns, umgeben von dem General Barkley, dem Secretary of the commission, dem Secretary of state, Garritson W. Gibson, General Sherman und verschiedenen anderen Würdenträgern, in seiner Wohnung empfing. Die Herren hatten recht verständige Gesichter, sie trugen Bärte und waren teilweise so hell gefärbt, daß man sie für Mulatten halten konnte. Bekleidet waren sie mit langen schwarzen Röcken. Sie benahmen sich ruhig, bescheiden und zurückhaltend. Ein belustigender Zwischenfall ereignete sich, als ein Knabe, wohl ein Sohn des Präsidenten, mit Gläsern und Champagner erschien. Es war kein Sektkbrecher zur Hand, der Junge machte so gefährliche Anstrengungen, die Flasche zu öffnen, daß der Präsident selbst mit großer Feierlichkeit und Vorsicht helfen mußte. Nachdem die Flasche glücklich geöffnet war, brachte er ein Hoch auf Seine Majestät den Kaiser aus, das der Gouverneur mit einer Rede auf den Präsidenten erwiderte.

In den nächsten Tagen hatte Herr v. Puttkamer mit den Kaufleuten und dem Präsidenten zusammen mehrere Sitzungen, die zu einer befriedigenden Lösung führten und uns auch die Erlaubnis einbrachten, im Gebiet der liberianischen Regierung Eingeborene als Soldaten für Kamerun anzuwerben.

Am 27. Januar fuhren wir früh um 10 Uhr zur Feier von Kaisers Geburtstag an Bord der „Nixe“. Nachmittags hatte der Gouverneur die dienstfreien Offiziere sowie sämtliche deutschen Kaufleute zu einer Feier an Land um sich versammelt, und brausend erscholl auf liberianischem Boden das Hoch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn aus begeisterten deutschen Kehlen. Die Kapelle von Bord musizierte, und in dichten Mengen umstand das Volk das Konsulatsgebäude, das heute wie alle

Häuser, in denen Deutsche wohnten, mit Girlanden, Palmenzweigen und Fahnen geschmückt war. Die Liberianer, die wie alle Neger sehr musikalisch sind, waren eifrig bemüht, die deutschen Melodien in Noten zu Papier zu bringen, und abends versuchte sich die aus Liebhabern bestehende monroviaische Stadtkapelle bereits an dem „Bienenhaus“, das auf diese Weise selbst in Liberia zu Ehren kam. Abends lief die „Nachtigal“ ein, die Post von Kamerun brachte. Sie sollte mich zur Werbung an die verschiedenen Küstenplätze Liberias befördern.

Der Präsident von Liberia.

Dem Konsulat gegenüber bei Mr. Johnson jr., einem wohlhabenden Manne, wurde fleißig getanzt, da durch unsere Kaisergeburtstags-Feier auch die Liberianer in Feststimmung gekommen zu sein schienen. Ich konnte der Versuchung, einem Negerball beizuwohnen, nicht widerstehen und wanderte hinüber, um mich von Acolatse, dem farbigen Sekretär des Gouverneurs, einem gebildeten Togo-Mann, in die Gesellschaft einführen zu lassen. Es war eine Menge älterer und jüngerer liberianischer Damen und Herren versammelt. Als ich erschien, wollten sie leider nicht weitertanzen; wohl aber begann eine musikalische Schöne aus Leibeskräften auf einem alten Klavier zu phantasieren. Ich erklärte dies natürlich pflichtgemäß für einen wunderbaren Kunstgenuß. Die

Damen trugen Kattun- oder auch Seidenkleider und hatten die Haare recht nett frisiert. Auch die Gesichter sind nicht übel und die Figuren meist vorzüglich. Aber man darf die Schönen nicht gehen sehen; denn während gerade der aufrechte, schwebende Schritt eines barfuß gehenden Jaunde-Mädchens der ganzen Erscheinung einen besonderen Reiz verleiht, sind diese gestiefelten Negerinnen in der Bewegung wirklich unschön. Sie watscheln ungeschickt, und es hat stets den Anschein, als ob sie noch nicht recht laufen gelernt hätten. Die jungen Damen aus den ersten Familien, die ich hier kennen lernte, waren recht zurückhaltend und bescheiden, während mir die jungen Männer gerade wie in Kamerun unwissend und aufgeblasen erschienen.

Überall in Monrovia tritt die Armut des Landes zutage. Alles, was die Leute in ihren Wohnungen haben, ist Tand und Jahrmarktsware. Diese Armut ist eine Folge der Mißwirtschaft. Die coloured gentlemen, wie sich die amerikanischen Neger im Gegensatz zu den Landeseingesessenen nennen, sind jeder Arbeit abhold, jeder bekleidet irgendein öffentliches Amt und betrachtet den Staat lediglich als milchende Kuh. So sind die Staatskassen stets leer. Es wurden und werden Schulden gemacht, um die zahllosen Beamten zu bezahlen, und finanziell soll sich Liberia vollkommen in den Händen Englands befinden. Es ist ein Jammer um dieses schöne Land, aus dem so viel zu machen wäre, wenn nicht die Mißwirtschaft bestände, durch Steuern und Abgaben von den Landeseingesessenen möglichst viel zu erpressen, ohne daß die Regierung auch nur das geringste für sie tut. In der zahlreichen fleißigen Kru- und Wey-Bevölkerung liegt die Bedeutung Liberias.

Von Monrovia aus bis nach Kap Palmas bewohnen die Kru-Leute das Land. Im Norden des Staates, nach Sierra Leone zu, wohnen die Wey-Leute. Als Träger und Soldaten verdingen sie sich überallhin, gerade wie ihre Kru-Nachbarn. Wo findet man an der ganzen Westküste eine so arbeitslustige Bevölkerung wie in Liberia? Dazu der gute Boden des Landes, die lange Küste mit reichlichen Hafenplätzen. Was könnte diese Negerrepublik sein, wenn sie eben keine Negerrepublik wäre!

Am 28. Januar hieß es von der „Nixe“ Abschied nehmen. Sie dampfte, nachdem sie ihre Post erhalten, über Fayal der Heimat zu. Der Gouverneur schiffte sich auf der „Aline Woermann“, die am 30. in den Hafen kam, nach Deutschland ein. Mit der „Aline“ zusammen ging auch unsere kleine „Nachtigal“ unter Kapitän Böhmermann Anker auf, um mich nach dem 50 Seemeilen entfernten Kap Mount, also mitten in das Wey-Gebiet hinein, zu bringen.

Es war dunkel, als wir in Robertsport einliefen. An Land suchte ich den Vertreter von Woermann auf, der mich bei der Anwerbung unterstützen sollte, und machte auch dem liberianischen Superintendenten (Bezirksvorsteher) Watson einen Besuch, um ihm meinen amtlichen Verbeschein vorzuzeigen. Der mürrische Alte schien vor den Maßnahmen seiner vorgesetzten Behörde wenig Hochachtung zu haben. Er schimpfte in meiner Gegenwart laut über die heillosen Zustände und erklärte mir liebenswürdigerweise, daß ich seinerseits nie eine solche Erlaubnis erhalten haben würde. Ich empfahl mich mit einer freundlichen Verbeugung. Der Einfluß dieses Mannes konnte mir, wie ich schon wußte, gänzlich gleichgültig sein, da die Regierung bei den Wey-Leuten überhaupt kein Ansehen genießt.

Kap Mount ist eine bewaldete Erhebung, die allmählich zum Meere abfällt. Die Stadt (übrigens ein sehr euphemistischer Ausdruck für einige wenige Steinhäuser) liegt im Halbkreis um einen schönen See. Außer Woermann waren hier noch zwei kleinere deutsche Firmen ansässig. Der Handel erstreckt sich auf Kaffee, Palmöl, Palmkerne und Piaßava. Den größten Verdienst ziehen die Geschäfte jedoch wohl aus den Vermittlungsgebühren für die Verschiffung der Wey-Leute und aus dem Kleinhandel mit diesen. Die Gummiausfuhr ist von der Regierung durch Monopol an eine rubber company verpachtet, und auch die Vermittlung der Arbeiterausfuhr sollte damals ausschließlich in die Hände der Firma Humpelmeyer übergehen. Die Faktoreien sind klein und führen wenig Waren. Die Hütten der Wey-Leute, halb europäisch aufgebaut, sind meist zerfallen und unsauber. Außer einigen Reiskulturen ist der Anbau gering. Dies hat seinen Grund darin, daß die Wey-Leute sich fortwährend untereinander befehden und alles, was sie zum Leben brauchen, in den Faktoreien kaufen. Die jungen Leute betrachten das Leben daheim als eine Art Urlaub. Heute kommt dieser, morgen jener von der Küste zurück. Er bringt Geld mit, und ihm liegt nun sein ganzer

Wey-Mädchen in vollem Putz.

Anhang auf der Tasche. Reis, Salz, Fleisch, getrocknete Fische und Schnaps liefert die Faktorei. Es wird in dulce jubilo gelebt, bis das Geld zu Ende ist. Dann kommt ein anderer heim, und der bisherige Wohltäter zieht wieder hinaus.

Mit Kapitän Böhmermann machte ich einer amerikanischen Missionsstation einen Besuch, die von einer Frau Dr. Wilson geleitet wurde. In schönen Baulichkeiten, die, wie ich hörte, aus dem Gelde einer wohlthätigen amerikanischen Stifterin aufgeführt waren, trieben mehrere Damen, die sich als Lehrerinnen vorstellten, ihr Wesen. Von ihren Zöglingen habe ich wenig bemerkt. Es ging sehr lustig auf der Mission zu, und der Kapitän und ich gestanden uns auf dem Heimwege, daß der Eindruck, den dieses Wohltätigkeitsinstitut auf uns gemacht hatte, kein sehr erhebender gewesen war.

Die Kaufleute hatten ihre Agenten ins Innere zum Werben geschickt. Eine Menge Liberianer und Eingeborener stand als Schlepper in meinem Solde, so daß ich Anfang Februar die nötige Anzahl Jungen beisammen hatte und heimdampfen konnte. Auf der „Nachtigal“ bewohnte ich die Kammer auf Deck, die für den Gouverneur eingerichtet ist. Ein kleines Schlafzimmer ist bequem mit ihr verbunden. Das Schiff ist aber für eine so weite Reise mit so vielen Menschen recht klein. Die „Nachtigal“, 1895 erbaut, ist 40 m lang und hat sich als brauchbar erwiesen. Der Kapitän bewohnt das mittlere Deckhaus. Hier befindet sich auch die Küche. Unter den Wohnräumen des Gouverneurs, die auf Deck liegen, sind neben der Messe die Wohnräume für das übrige Schiffspersonal. Der Laderaum kann durch einen Holzboden für größere Transporte hergerichtet werden. Vorn befindet sich eine Munitionskammer für die auf der Back angebrachte Schnellade-Kanone. Doppelte Sonnensegel machen den Aufenthalt auf dem breiten Promenadendeck kühl und angenehm. Das Schiff hat zwei Kessel. Wir liefen während der ganzen Reise 10 Meilen in der Stunde.

An verschiedenen Plätzen der Kru-Küste machten wir halt, um Arbeiter für das Gouvernement an Bord zu nehmen. Das kleine Schiff arbeitete dann vor Anker so stark, daß alles, was nicht ganz niet- und nagelfest war, festgebunden werden mußte.

Am 14. Februar verließen wir bei Kap Palmas die Liberia-Küste, passierten bei herrlichstem Wetter Kap Elmina, dann Kap Coast Castle und erreichten am 16. Februar Accra, die Hauptstadt der englischen Goldküste. Sie macht, der Bedeutung dieser Kolonie entsprechend, einen recht günstigen Eindruck. Auf der Reede vor der Stadt lag ein englisches Kriegsschiff. Die Bootsfahrt an Land ist wegen einer kleinen

Barre nicht immer ungefährlich. Auf hohem Ufer liegt in einer weiten Ebene die Stadt. Das Europäerviertel hat breite Straßen und schöne Plätze.

In Accra hat die Baseler Mission ihren Hauptsitz. Großartige Schulhäuser, Werkstätten und Verkaufsläden zeugen von der regen Tätigkeit dieser Gesellschaft. Die Accra-Leute sind überall an der Küste als Handwerker sehr geschätzt. Berühmt sind die Goldarbeiten, welche zahlreiche Goldschmiede hier anfertigen. Die Eingeborenen bewohnen eckige, gut gehaltene Lehmhäuser, die eng beieinander stehen und große, breite Straßen bilden, so daß das Ganze etwas Geschlossenes, Städtisches erhält. Eine schattige Allee führt nach dem früheren dänischen Fort Christiansburg, jetzt Sitz des englischen Gouverneurs. Zur Seite der Straße liegen die lustigen, nach Art der indischen Bungalows gebauten Häuser der englischen Offiziere und Beamten. Große Tennis- und Fußballplätze sowie eine hübsch angelegte Rennbahn beweisen, daß die Briten auch hier unter der heißen Sonne Afrikas den Sport nicht vermissen. Bei Christiansburg befand sich ein großes Haussa-Camp. Die Truppen machten in ihren blauen Anzügen mit Beinwickeln und breiten Schärpen einen vorzüglichen Eindruck. Die Europäer fuhren vielfach in kleinen, zweirädrigen Dogcarts, die von kleinen Lajosperden oder auch von kräftigen Kru-Jungen gezogen wurden.

Die Accra-Leute werden wegen ihrer hervorragenden Leistungsfähigkeit, vielfach von den Engländern auch in anderen Kolonien als Beamte verwendet, fallen aber dann oft durch unfreundliches hochfahrendes Wesen auf. In einem Hotel, das von einem Eingeborenen recht sauber gehalten wurde, fand ich gute Unterkunft.

Am folgenden Tage ankerten wir vor Quitta an der Bostamündung. Hier pflegen sich sämtliche Dampfer mit Geflügel und Eiern für die Reise zu versehen. In breiten, aus Planken zusammengefüigten Booten, die vorn etwas überdeckt sind, verstehen die Eingeborenen in geschickter Weise über die sehr schwere Barre zu gehen. Zu zweien oder dreien sitzen sie in dem Boot, das mit Hühnern, Enten, Puten, Eierkörben, Tomaten und grünen afrikanischen Orangen überfüllt ist. Duzendweise sind die Tiere mit den Beinen zusammengebunden und liegen zappelnd und schreiend in der Kasse am Boden. In hohem Bogen werden sie an Bord geworfen, dann klettert der Eigentümer nach, und der Handel beginnt. Man kauft hier für westafrikanische Verhältnisse ungemein billig. Die Ente kostet 1 bis 1½, die Pute 2 bis 3 Schillinge. Bei uns an Bord wurde auf jedem nur irgend noch freien Plätzchen ein Geflügelstall errichtet. Zwischen den Händlern und unserer zahlreichen Schiffsmannschaft entstand manche Uneinigkeit beim Handel, die

zu den lautesten Auseinandersetzungen führte. Dazu kam das Blöken der Schafe, das Schreien der vielen Hühner und Enten, das Rollern aufgeregter Truthühner und das Bellen des Kapitänshundes, so daß ein Höllenlärm auf der „Nachtigal“ war, bis sie Quitta verließ, um nach dem nur wenige Stunden entfernten deutschen L o m e zu dampfen.

Hier fuhr ich trotz sehr schlechter Barre sofort an Land. Ich wollte mir einen der Togo-Jungen besorgen, die als saubere und zuverlässige Diener überall an der Küste sehr gesucht sind. Acolatse, der hier zu Hause ist, begleitete mich natürlich und versprach mir auch, selbst einen guten Jungen auszuwählen. Ich hatte, wenn der Kapitän beschäftigt war, oft an Deck mit Acolatse geplaudert und mich über die Bildung und das nette Benehmen dieses Mannes gefreut. Er ist in Bremen erzogen und hat die Realschule dort bis Sekunda besucht. Er und Zampa beweisen, daß gehörig ausgesuchte Neger, wenn sie nach Deutschland in die richtigen Hände kommen, später ungemein brauchbar in ihrer Heimat werden können; aber umgekehrt bin ich auch der Ansicht, daß minderwertige Elemente, namentlich wenn sie in Europa verzogen statt erzogen werden, daheim geradezu verheerend wirken.

Lome macht mit seinen breiten Straßen einen vorzüglichen Eindruck. Der Sitz der Togo-Regierung war erst eben von Popo dorthin verlegt worden. Von der wunderbaren tropischen Vegetation, die man in Kamerun bei der Ankunft staunend begrüßt, bemerkt man in Togo allerdings nichts. Flacher Sandstrand, weite Dünen mit Busch bewachsen, breite Lagunen und weit am Horizont erst ein dunkler Waldstreifen und aufstrebende Berge! Aber die Stadt mit ihrem reichen Leben, den schönen freundlichen Menschen hat etwas Sprechendes, Lebensvolles.

Dr. Gleim, der hier den Gouverneur vertrat, nahm mich freundlich bei sich auf. Auch Dr. Döring, meinen Begleiter von Hamburg bis nach Solodorf im Jahre 1896, konnte ich hier wieder begrüßen. Besonders interessierte mich natürlich die dortige Polizeitruppe, zu deren Kaserne ich mit ihrem Führer, Lt. v. Döring, hinausritt. Abends kaufte ich von einem eingeborenen Händler sechs schöne Ochsen für den billigen Preis von 80 Mark pro Stück, um sie auf die fleischarme Joß-Platte überzuführen.

Lange saßen wir in der herrlichen Brise auf der Piaffa des Gouvernementsgebäudes beisammen, während donnernd die Brandung heranrollte und krachend Woge auf Woge am Strande barst. Als ich früh erwachte, galt mein erster Blick der See, die gestern abend so böse gewesen war.

Heut sollten die Dchsen verschifft werden. Das war, wenn die Barre schlecht war, selbst für die gewandten Togo-Leute kein leichtes Stück. Als ich heraustrat, waren sie schon mit den ersten beiden Tieren draußen. Die See war auch heute noch nicht gut. Dicht vor den ersten Brechern hielten zwölf Mann das Boot gegen die See und warteten, bis die Wellen sich kämmten und ein Augenblick der Ruhe eintrat; dann hieß es rudern. Waren sie erst über den zweiten Brecher hinaus, so war alle Gefahr vorüber. Glückselig ging es zweimal. Beim dritten Mal tanzte plötzlich das Boot mit dem Kiel nach oben, wie eine Nußschale auf den Wellen und wie schwarze Punkte sah man die Köpfe der Schwimmer aus dem weißen Gischt sich abheben. Dann braust eine gewaltige Woge heran, sie trägt auf ihrem Kamm das Boot, die Dchsen, die lachenden Jungen. Am Strande ist Hilfe zur Stelle, das Boot wird festgehalten und aufgerichtet. Die Tiere schnauben, pusten und zerren an ihren Fesseln, aber starke Arme heben sie wieder ins Boot, die Jungen schütteln das Wasser von der fettglänzenden Haut und zum zweiten Male geht es hinaus. Dann heißt es: „Sie sind drüben“, und nun kommt die Reihe an uns. Hinein ins Boot mit Acolatse und einem hübsch aussehenden Togo-Jungen, den er mir als Boy bestimmt hat und als seinen Vetter Jacob vorstellt. Haushoch ist die Brandungswelle. Einen Augenblick steht das Boot kerzengerade, wir sitzen zum Sprunge bereit für den Fall, daß wir uns überschlagen. Da klatscht es dumpf, wir schießen in die Tiefe, schon sehen die Paddeln ein, und schnell gehts nun zur „Nachtigal“.

Am 20. Februar landeten wir mit unserer Wassermenagerie, denn anders konnte man das schwimmende Sammelsurium von Menschen und Tieren wohl kaum nennen, wieder in Kamerun. Die Seefahrt war beendet, nun wieder hinein in den Kamerun-Busch! —

Einfahrt nach Monrovia.

Elftes Kapitel.

Bis zum Adamaua- Feldzug Stationschef in Jaunde.

Durch das Batschenga-Land zu den Jambassas und Balingas. — Watara-Überfall. — Jaunde-Rekruten. — Bestrafung der Abanda-Batschengas. — Bei den Mwelles und Ntonis.

Am 1. März sah ich das alte Kribi wieder und konnte Dergens, die sich zur Heimreise anschickten, noch Lebwohl sagen.

Küas hatte sich während seines Heimatsurlaubes verheiratet, und voll Mut und Vertrauen war ihm seine junge Frau an die einsame Küste gefolgt. Sie war mit der Einrichtung beschäftigt, schaltete und waltete im Hause, als ob sie bereits Jahr und Tag mit schwarzen Dienstenboten zu tun gehabt hätte.

Von meiner Ankunft hatte man nichts gewußt. Dergens hatte daher noch wenige Stunden vor dem Einlaufen der „Nachtigal“ einige 50 Träger, die mit dem abgelösten Stationsassistenten von Jaunde gekommen waren, ledig heimgesandt. Jetzt sollte ein Polizeisoldat den Versuch machen, ihrer wieder habhaft zu werden. Die Jaundes hatten vier Stunden Vorsprung. Sie marschieren, namentlich wenn sie ledig gehen, gewiß nicht langsam. Aber schon abends gegen 10 Uhr kam der Soldat mit der Nachricht zurück, daß die Leute ihm auf dem Fuße folgten. Er hatte wieder einmal bewiesen, zu welchen Marschleistungen

Neger befähigt sind. Es waren mindestens 70 Kilometer, die er an einem Tage zurückgelegt hatte; trotzdem war er vollkommen frisch. Die Knochen und Sehnen dieser Naturmenschen sind wie aus Stahl und ihre Augen so wunderbar scharf, daß sie im eiligsten Laufe auch das kleinste Hindernis am Boden zu erspähen und zu vermeiden wissen. Großer Jubel herrschte, als ich die Träger frühmorgens begrüßte, und auch ich freute mich von Herzen, als ich die lachenden Gesichter der braven Kerle sah, die mir von allen Seiten die Hände entgegenstreckten und mit ihr „Dominik, wasu“ (bist du wieder da) zuriefen. Dann hinauf auf die alte Schimmelslute, die ich mir in Kamerun erstanden hatte. Ein paar Sporen und die Peitsche! Kreischend stoben die Träger auseinander, als die hochgealtete sich zunächst in mächtigen Sprüngen auf der Stelle erging, um dann auf der breiten Straße in den Wald vorwärtszuschießen. Ich ließ sie laufen; Weges genug lag ja vor uns. Bald kühlte sich auch im schattigen Wald ihr heißer Mut, sie fiel in Schritt und war schließlich froh, als sie mit der Karawane, die tüchtig ausschritt, dahintrotten konnte.

Abends im Lager überraschte uns ein heftiger Tornado. Schon während des Marsches hatte leise ferner Donner gegrollt. Jetzt wurde es plötzlich tiefdunkel. Eine Totenstille trat ringsum in der Natur ein. Selbst die Affen, die eben noch kreischend auf den Bäumen von Ast zu Ast gesprungen waren, schienen verschwunden. Einige Vögel strichen eiligen Fluges unter den Baumwipfeln dahin. Kein Ast knarrte, kein Blättchen regte sich. Plötzlich geht ein Säusen durch die Luft; es wird stärker und stärker. Brausend fährt der Wind über uns dahin. Soldaten und Träger haben das Unwetter kommen sehen. Um das Zelt haben sie einen Abzugsgraben gezogen, jetzt liegen sie selbst unter den niedrigen Hütten, die sie aus Zweigen und Blättern hergerichtet haben, und ziehen sich die Schlafdecken über die Köpfe. Es ist eine bedeutende Abkühlung erfolgt. Die Boys eilen herbei, schließen das Zelt und stützen die Pfosten, denn Windstoß auf Windstoß braust mit erhöhter Heftigkeit heran. Krachend biegen sich die Urwaldriesen, Äste splintern und brechen, ein Wirbel von Sand und Blättern fliegt in der Luft herum. Wie eine Erlösung ist es, als der Regen einsetzt. Tropfen, wie Haselnüsse groß, fallen dicht und schnell. Die Erde hat nicht Zeit, all die Masse aufzunehmen, und in wenigen Minuten schon ergießen sich von allen Seiten rieselnde Bäche, die ständig größer werden, bis ringsum der Boden einem See gleicht. Dazu rollt unaufhörlich der Donner. Grelle Blitze lassen den dunklen Wald für kurze Augenblicke in Flammen aufleuchten. Von diesem Ausbruch elementarer Gewalten in den Tropen kann man sich in der Heimat kaum eine Vorstellung machen. Es ist

nicht mehr möglich, einzelne Blitze und einzelne Donnerschläge zu unterscheiden. Ein dumpfes Grollen der ganzen Natur! Wohin man sieht, lohende Feuergarben! Es liegt etwas Überwältigendes, Übernatürliches in diesem ungebrochenen Wüten der Natur. Aber auch die ungeberdige Kraft eines afrikanischen Tornados nimmt einmal ein Ende. Leiser, ferner, vereinzelter rollt der Donner, schwächer werden die Windstöße. Es kommt wie ein sanftes Ermatten über Luft und Wald. Ein Landregen beginnt. Der gleichmäßige Klang fallender Tropfen wiegte mich früh schon im Zelt in den Schlaf.

Am Morgen regnete es noch immer. Fröstelnd, mit hochgezogenen Schultern nach feucht verbrachter Nacht, zogen die Träger und Soldaten dahin, bis plötzlich einer meiner Spitzenleute sich umdrehte und mir zurief: „Look, Massa“. Uns zog eine andere Karawane entgegen. Es war Nolta. Er kam aus Matemape, wo der Kommandeur v. Kampff gegen die aufständischen Bulis im Felde lag. Von einem Weitermarsch konnte heute nicht mehr die Rede sein, daher machte ich kehrt, und wir gingen gemeinsam in mein altes Lager. Bald prasselten die Feuer, an denen die Leute, schwachend wie ihre Herren, beieinander saßen. Vor einem Jahre hatte ich Nolta zum letzten Male gesehen, als er mit dem Kommandeur zu einer Strafexpedition nach der Nordgrenze des Schutzgebietes ins Rio del Rey-Gebiet zog. Dort hatten damals die Iko- und Ngolo-Stämme den Handelsverkehr gesperrt und viele Karawanen ausgeraubt. In den Bergkämpfen dort hatte Nolta seine Feuertaufe erhalten. Dann hatte der Kommandeur einen Heimaturlaub angetreten und Nolta die Truppe in Kamerun geführt, bis im Herbst 1897 der Bane-Aufstand ausbrach. Die Banes, die starken Nachbarn der Jaundes, hatten nämlich in dem südlichen Teile ihres Landes den Handelsverkehr gesperrt und dem Gouverneur offen den Krieg erklärt. Der Widerstand, den die Truppe fand, die unter Stein und Nolta zur Bestrafung der Banes aufbrach, war ein ungewöhnlich starker. Die Banes hatten ihre Dörfer verschanzt und erwarteten hinter festen Palisaden den Angriff der Truppe. Dazu waren große Überschwemmungen infolge ungewöhnlich heftig auftretender Regengüsse gekommen. Alle Anmarschstraßen waren in Wasserwege verwandelt, auf denen die Truppe tagelang bis an die Hüften im Wasser marschierte, während die Banes nach Bakoko-Art aus dem dichten Busch unaufhörlich angriffen. Die Verluste waren groß gewesen, bis die Hauptplätze genommen waren und die Auführer um Frieden baten. Auch Zimmermann, der augenblicklich in Jaunde weilte, war verwundet worden und Nolta von den furchtbaren Strapazen so angegriffen, daß ihn v. Kampff sofort auf Urlaub schickte. So war Nolta jetzt auf dem

Marsch nach Kamerun, von wo er mit dem nächsten Dampfer heimfahren wollte.

Was hatten wir uns alles zu erzählen am Lagerfeuer und im Zelt. Von den Bekannten in Kamerun und daheim; von Frohem und Traurigem wurde gesprochen.

Wie viele Opfer hatte das letzte Jahr gefordert: mancher Kamerad aus der Truppe war tot, der Assessor v. Lucke, der Lehrer Christaller und vor allem unser Freund Scheffler waren nicht mehr. Scheffler hatte in Campo den Zollposten revidieren und zu diesem Zweck mit dem Hafenmeister Klein zusammen von der „Nachtigal“ aus in der Gig an Land fahren wollen. In der Brandung waren sie, 800 m von Land, gekentert. Lange hatten sie sich an dem Boote festgehalten, bis Scheffler schwach geworden und fortgespült war, gerade als mehrere Kanus vom Lande zu Hilfe kamen. Nur wenige Knochen hat man von ihm gefunden, die Haifische haben ihn gefressen!

Aber von den traurigen Betrachtungen rief Noltes Frage: „Was gibt's daheim?“ uns zu fröhlicheren Gesprächen, und abends sangen wir am prasselnden Feuer im stillen Walde manch fröhliche Weise. Schwermütig darf man nicht sein in Kamerun:

Tadelt nicht die Taten der Soldaten!
Laßt sie trinken, laßt sie küssen,
Wer weiß, wann sie sterben müssen!

Am andern Morgen klangen hell die Trompeten; der eine zog nach Nord zu Kampf und Arbeit, der andere nach Süd zur Erholung in die Heimat!

Hinter mir winselte leise ein schöner Terrier, Flock mit Namen. Er war Noltes treuer Begleiter auf allen seinen Zügen gewesen; er hatte ihn mir beim Abschied geschenkt. Das brave Tier konnte sich nicht genug nach seinem scheidenden Herrn umsehen, während ihn mein Jacob an einer langen Leine hinter sich herzerzte. Flock sollte Ersatz für meinen Wupp werden, der, wie ich gehört hatte, auf der Jaunde-Station eingegangen war. Ein Hund ist ein guter und, wenn er wachsam ist, auch ein nützlicher Zeltgefährte. Es ist nur schade, daß sich in Kamerun eigentlich nur Terriers auf die Dauer halten, während namentlich große Hunde meist stark unter dem Klima leiden.

An der Bipindi-Fähre machte ich halt. Hier wartete meine Karawane, während ich nach Matemape marschierte, um mich im Feldlager bei dem Kommandeur v. Kampf zu melden. Das Dorf ist 700 m hoch auf einem gewaltigen Berge im Buli-Walde gelegen. Der Matemape-Berg gehört zu einem nach Westen steil abfallenden Gebirgsstock, der

Oberleutnant Nolte.

sich im allgemeinen an 200 m über das westlich liegende Berg- und Hügelland erhebt und seinen Abschluß in den mächtigen Bakoko-Erhebungen findet, die wir im Jahre 1895 hatten stürmen müssen. Das Bergplateau oben hatte der Kommandeur freischlagen lassen, so daß man einen weiten Blick über die Bergkuppen des Ngumba-, Bane- und Buli-Landes hin genoß.

Der Kommandeur hatte im Januar den Befehl über die aus dem Bane-Feldzug zurückkehrende Truppe übernommen und war mit ihr in das gleichfalls aufständige Buli-Land eingerückt. Das Dorf

des Hauptauführers, des gefürchteten Sakko-Häuptlings Bejong war gestürmt, auch das große Quamalumbo am Kiango, einem Nebenfluß des Lokundje, gefallen und die Bulis waren in die dichten Wälder um Matemape zurückgewichen. Jetzt verhandelte man bereits über die Friedensbedingungen.

Am 18. März erwachte ich von lautem Geschrei. Wir waren nur noch einen Tagemarsch von der Jaunde-Station entfernt. Viele hundert Jaundes sammelten sich, um mich feierlich einzuholen. Bei mir waren die Unteroffiziere Klein und Laube, die der Kommandeur für die Station bestimmt hatte. Jetzt waren wir bei Zumbeganti; da stand er schmunzelnd und reichte mir unter „Awou maha“ die mit Palmwein gefüllte Kalebasse. Nun ging's durch Zumbé-Dorf den Hügel hinab ins Tal über das kleine Wasser, das ich selbst überbrückt hatte, hinein nach Ambas-Dorf. Händeklatschend mit neuen Hüfttüchern standen in langer Reihe seine sechzig Weiber. Er selbst und seine Leute feuerten Salve auf Salve. Nun herum um die Ecke — und da lag sie, meine alte, liebe Station! Zimmermann kam mir entgegen und meldete, während Soldaten, Jaundes und Arbeiter sich herandrängten, um den alten Massa zu begrüßen. Während die Jungen die Koffer auspackten, ging es an ein Umschauen und Besichtigen. Vieles hatte sich verändert; da lagen vor allem draußen an der Straße die sauberen Anwesen von vier Firmen: deutsche Kaufleute begrüßten mich. An Stelle des alten Holzhauses stand ein neues großes Wohnhaus für die Unteroffiziere im Rohbau, ein Viehstall und eine massive Mauer zeugten von der Tätigkeit, die hier trotz der langen Abwesenheit des Stationschefs geherrscht hatte

Am Abend saß ich auf der Piaffa mit Zimmermann und dem Unteroffizier Staadt, der eben von der Expedition mit Lt. v. Carnap zurückgekehrt war. Er erzählte, wie Carnap im September, in großem Bogen die Ngilla-Stadt umgehend, nach Joko marschiert war. Hier hatte ihm am 14. Oktober Staadt, der von Jaunde kam, die Verfügung des Gouverneurs überbracht, laut welcher er versuchen sollte, auf friedlichem Wege die Verbindung mit den Handelsfaktoreien in der Südostecke des deutschen Kamerungebietes herzustellen. Sofort machte sich Carnap an die Ausführung dieser interessanten Aufgabe. Daß ihn das Geschick von Joko nach Südost und dann den Sanaga aufwärts bis dicht nach Ngaundere geführt hat, lag in den politischen Verhältnissen und in seinem Auftrage, die Verbindung möglichst auf friedlichem Wege herzustellen.

Nach 82 Tagen angestrengtester Zeit traf die Expedition Carnap am 25. November in Carnot am Mambere ein, die Leute durch die Kälte abgemagert und durch den Busch abgerissen. Nur die außerordentlich freundliche Aufnahme, welche der französische Administrator Blome in Carnot der Expedition zuteil werden ließ, bewirkte es, daß dieselbe nach vierwöchentlicher Ruhe wieder leistungsfähig war. Von Carnot sandte Carnap Unteroffizier Staadt und Zampa mit dem größten Teil der Leute nach Jaunde zurück, während er selbst am 22. Dezember in Simu am Sanga in der Kameruner Südostecke eintraf. Über Uesso, am Zusammenfluß des Ngoto und Sanga, begab sich Carnap dann mittels holländischen Dampfers nach Ngoto, wo er feststellte, daß das Hauptarbeitsfeld der dortigen Faktoreien auf deutschem Boden lag. Es treibt hier die „Société Anonyme belge pour le commerce du haut Congo“ sowie die holländische Gesellschaft „Wilhelmina“ Handel. Kongo abwärts gelangte Carnap zur Küste. Staadt marschierte von Carnot aus direkt nach Westen. Im französischen Gebiet durchzog er das Baia-Land und gelangte dicht hinter Bertua, das bereits auf deutschem Gebiet liegt, in das Land des Makfa-Stammes, der ohne ein anerkanntes Ober-

Soldatenfrau, aus Batschenga gebürtig.

haupt von den Mwelles, Butes und Bajas unausgesetzt bekämpft und dezimiert wird. Von hier war Staadt über Mango am 27. Januar in Jaunde eingetroffen. Der ganze Marsch Carnaps und Staadts hat durch bisher vollkommen unbekanntes Gebiet geführt. Auch die Südostecke unseres Schutzgebietes war durch diesen kühnen Zug erschlossen.

Ngilla hatte sich während des ganzen Jahres meiner Abwesenheit von Jaunde abwartend verhalten. Seine Stadt war aber, wie ich hörte, neu aufgebaut und stark befestigt.

Am 21. März marschierten Zimmermann und Staadt zur Küste. Ich selbst begab mich, nachdem ich die Unteroffiziere in ihre Tätigkeit auf der Station eingeführt, in das Sanaga-Gebiet.

In Kule-Dorf fanden sich Na, Wimba, Gesandte von Dandugu und viele Häuptlinge der Batschengas und Mwelles zu meiner Begrüßung ein. Da für den Haussa-Handel der Weg über Ngilla nach Adamaua hinein verschlossen war, so wollte ich jetzt unter allen Umständen die Straße über Balinga-Ngutte dorthin sicherstellen. Bei Kule machte ich deshalb scharf linksum und marschierte Sanaga abwärts zunächst zu Abanda, einem zweiten großen Batschenga-Häuptling, der ein Freund Ngillas sein sollte.

Der Weg führte durch weite Grasebenen, überreich an Wild. Im sumpfigen Rohrdickicht am Fluß stand der große schwarze Büffel, und zahllose Wasservögel, Reiher, Enten und Strandläufer, belebten die Gegend. Sie war hügelig, und wo das Wasser den Humus fortgewaschen hatte, zeigten sich Granit- und Eisensteine. Jenseits des Mfamba, der hier dicht an seiner Mündung 50 m breit ist, gelangten wir durch einen dichten Waldstreifen steil bergan hinauf zu Abandas Dorf. Während sämtliche Batschengas eckig bauen, standen hier viele runde Hütten, ein Zeichen, daß rege Beziehungen zu den Butes herrschten. Ebenso zahlreich ragten die runden Spitzdächer aus den dichten Bäumen einer Insel hervor, die mitten in dem 800 m breiten Sanaga liegt. Diese Insel ist Abandas feste Burg, von der aus er die Umgegend beherrschte. Er selbst, ein großer, schwarzer, bärtiger Mann, empfing uns nicht unfreundlich. Er wurde von mir abends in einer langen Unterredung, bei der Altang sehr geschickt dolmetschte, ermahnt, den Weg zu reinigen und dem Verkehr zwischen Balinga und der Station keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen, sonst könnte es ihm trotz seiner Freundschaft zu Ngilla doch recht schlecht ergehen.

Am nächsten Tage zogen wir durch eine große Ebene mit zahlreichen Palmen. Hier wohnen in vielen Dörfern die Mangissas. Nach scharfem, achtstündigem Marsche lagerten wir in Eluka, einem Dorfe,

das unweit des Zusammenflusses vom Mbam und Sanaga liegt. Hier ist nach Aussage der Eingeborenen die beste Fährstelle nach Balinga hinüber. Ruhig, in majestätischer Breite fließt hier der Sanaga dahin. Welch eine herrliche Handelsstraße nach Adamaua hinein würden Sanaga und Mbam bilden, wenn sie überall wie hier befahrbar wären und nicht Fälle und Strudel, Untiefen und Bänke hätten.

Bis zu den Mangiffas ist wenig Handel gedungen. Sie leben im steten Kampfe mit den Wutes, die fortwährend Kriegszüge über den Fluß unternehmen. Die Mangiffas sind fleißige Feldarbeiter und auch leidlich geschickte Fischer und Jäger. Mit ihren Nachbarn sind sie aber, wie alle Bantu-Stämme verfeindet, so daß der alte Eluka in der Tat wenig von Balinga wußte.

Sieht man von Eluka über den Sanaga und die weite grüne Ebene am jenseitigen Ufer hinweg, so erblickt man im Hintergrunde, dunkel und drohend, einen hohen bewaldeten Bergrücken, auf dessen vorspringender Nase die große Wute-Stadt Watare liegt. Sie ist weithin der Schrecken aller Bantus. Vor Watare zittern die Batschengas, die Mangiffas und jenseits des Mbam die Balingas. Aber anstatt treu gegen den gemeinsamen Gegner zusammenzuhalten, befeinden sie sich untereinander und stellen den Wutes Führer und Gefolgsleute, wenn diese bei dem Nachbar Sklaven jagen, ohne daran zu denken, daß ihnen der jetzt Leidende im nächsten Jahre Gleiches mit Gleichem vergilt. In dem festen Zusammenhalten und in der Geschlossenheit ihres Angriffs liegt auch die Hauptstärke der Sudan-Neger den Bantus gegenüber, und nur so erklärt sich auch ihr unablässiges Vordringen nach Süden.

Der Flußübergang ging schnell vonstatten. Bald marschierten wir auf der Grassteppe zwischen Mbam und Sanaga dahin. Das Land gleicht einem Wildgarten. Überall frische Elefantenspuren und Losung, nach Hunderten zählende Rudel von Antilopen und hier und dort rote oder schwarze Büffel in kleinen Trupps. Beim Anblick der Karawane scharren sie trotzig den Boden, um dann in kurzem Galopp davonzuziehen.

Ganz wunderbar berührte es mich, als uns plötzlich, nachdem wir tagelang Gebiete durchwandert hatten, wo die Eingeborenen kaum etwas von Europäern wußten, aus dem Galleriewald am Mbam zwei Kerle, mit Hosens und Röcken angetan, entgegentraten und uns mit „Guten Morgen“ begrüßten. Sie hatten dies wie eine Menge englischer Brocken noch von Volkamers Zeiten her behalten. Es waren Balingas; sie machten einen dreiften und wenig zuverlässigen Eindruck. Der Häuptling hatte zahlreiche Kanus geschickt und war selbst an der Übergangs-

stelle; er erzählte sofort so vieles und so Verschiedenes, daß es mir schwer wurde, Wahrheit und Dichtung auch nur einigermaßen auseinanderzuhalten.

Ich blieb auch nicht lange in Balinga, sondern schickte sofort Boten zu Ngutte weiter, während ich selbst nach Süden in das Jambassa-Gebiet marschierte, um die Leute, die seinerzeit Ganske von dort geholt hatte, jetzt selbst in ihrer Heimat abzuliefern. Die Jambassas sind ein eigen-

Kaufleute Jaasch und Taylor der Firma Randad & Stein wiegen Elfenbein.

tümliches, wohl kaum tausend Männer zählendes Völkchen. Sie bewohnen einen großen Wald- und Palmenkomplex mitten im Grasland. Hier müssen sie schon recht lange sitzen, wie gewaltige Bäume, die in Reihen gepflanzt und jetzt zu natürlichen Fenzen ausgewachsen sind, beweisen. Sie sind häßliche, starkgebaute, tiefschwarze Menschen. Männer wie Frauen gehen gänzlich nackt. Ihre Hütten sind aus Blättern zusammengeflochten; nachts schlafen die Jambassas an den Feuern in der Asche. Da gibt es weder Stuhl noch Bett, roh und ungefüge sind die Töpfe, und Speer und Bogen führt der Jambassa nur zur Jagd. Aber es scheint auch keiner der Nachbarn Gelüste nach dem Besitze dieses armen Volkes zu haben, das sich in unruhigen Zeiten in alle möglichen Schlupfwinkel im dichten Walde zurückzieht. Ziegen und Schafe gibt

es fast gar nicht; die Leute leben lediglich von der Jagdbeute und Kassada, aber sie sind freundlich, willig und fleißig. Schon Voldamer hat hier Arbeiter angeworben und nach Edea geschickt.

Während die Heimgekommenen mit ihren Schätzen jubelnd von ihren Landsleuten begrüßt wurden, meldete sich sofort wieder eine große Zahl neuer Arbeiter. War es für mich sehr lehrreich, dieses Volk zu beobachten, so wollte es meinen Soldaten natürlich bei der mangelhaften

Batanga-Frauen bringen Buballa (Kassada-Kuchen) auf eine Faktorei zum Verkauf.

Beföstigung gar nicht gefallen. Sobald ich die Arbeiterfrage erledigt hatte, marschierte ich deshalb nach Balinga zurück, wo ich den Häuptling nochmals ermahnte, den Weg nach Ngutte-Stadt offen zu halten und mir meine Boten sofort nach der Station nachzusenden.

Auf dem Rückmarsch schoß ich an der Mfamba-Mündung auf einer Sandbank einen riesigen Alligator. Er war auf der Stelle tot. Die Kugel war durch das rechte Auge in das Gehirn gedrungen. Ich war sehr erfreut über diese seltene Beute. Die Alligatoren haben ein sehr zähes Leben, wie mir auch mein Freund Leverkus, der in Mexiko sehr viel Gelegenheit gehabt hatte, Krokodile zu schießen, bestätigt. Meist verschwinden die Tiere verwundet im Wasser, und die Neger behaupten, sie bissen sich sterbend auf dem Grunde fest.

Am 15. April war ich wieder auf der Station. Hier wurde fortgesetzt gebaut, das Unteroffizierhaus konnte bezogen werden, eine Küche und ein Pferdestall waren unter Dach, und auch von der Mauer waren fast 100 m fertig. Die Felder standen gut, der Handel im Jaunde-Gebiet blühte, und alles atmete tiefen Frieden, als am 8. Juni nachts Tungele, der Bati-Häuptling, in dessen Dorf 1897 der Gouverneur Quartier genommen hatte, und verschiedene Batschenga-Häuptlinge auf der Station mit einer erschreckenden Nachricht erschienen.

Ngilla hatte sich einmal wieder geregt. Er hatte auf dem Plage des von Zimmermann zerstörten Zamba-Forts ein festes Lager aufgeschlagen und sich vieler Kanus bemächtigt. Er wollte in das Batschenga-Gebiet diesseits des Flusses einfallen. Näheres über die Stärke und Führung der Ngilla-Leute wußten die Häuptlinge nicht anzugeben. Sie waren sofort nach dem Eintreffen der Wutes zur Station geeilt. Hier wurde es trotz der nächtlichen Stunde bald lebendig, schnell hatte sich die Kunde von Ngillas Einfall verbreitet, und den Soldaten war es klar, daß dies für uns Krieg bedeutete. In dichten Gruppen standen sie beieinander, als ich aus dem Hause trat. Laut stimmten sie ihren Kriegsgefang an, als ich ihnen mitteilte, daß wir morgen marschieren würden.

Noch in der Nacht gingen Boten zu den Jaundes und Banes; schon am andern Morgen kam von allen Seiten der Zuzug. Hundert Jaunde-Krieger wählte ich aus, Unteroffizier Laube blieb mit neun Soldaten auf der Station zurück. Mit Unteroffizier Klein, 51 Mann, dem Maxim-Gewehr und den Jaundes marschierte ich am 10. früh eiligst zum Sanaga ab. Als ich am 11. mittags bei Kule eintraf, stand bereits eine Abteilung Wutes, die Dandugu gesandt hatte, unter Wimba zur Heeresfolge bereit. Ich erfuhr folgendes:

Ngilla wurde von Tibati auf das heftigste gedrängt, den seit langer Zeit ausstehenden Tribut an Sklaven zu zahlen. Um dieser Aufforderung nachzukommen, hatte er im April versucht, Balinga anzufallen, war aber bei dem hohen Wasserstande und dem Widerstand der Balinga-Leute nicht über den Mbam gekommen. Im Westen saß Ngutte, im Osten Wenke, den Carnap auf seiner Reise besucht hatte und den Ngilla, weil er mit Dandugu und der Station befreundet war, nicht anzugreifen wagte. Ngilla konnte also nur in dem Bati-Gebiet das Menschenmaterial zur Zahlung aufreiben. Deshalb war er seit zwei Jahren zum ersten Male wieder bis an den Sanaga gekommen.

Bis zum 11. mittags war, wie ich feststellte, noch kein Wute über den Fluß gelangt, aber noch in der Nacht kamen Mangissa-Leute zu mir und erzählten, daß die Wutes abends unter Abandas Führung, der ihnen seine Kanus zur Verfügung gestellt hatte, nach Ebissimbi, einem Man-

gissa=Dorf am diesseitigen Ufer, gekommen wären. Ebissimbi arbeite gerade wie Abanda Hand in Hand mit den Wutes gegen seine eigenen Landsleute.

Am 12. mittags war ich in Abanda, das natürlich verlassen lag. Ngilla war bereits wieder über den Fluß zurück, weil er von meinem Anmarsch gehört hatte, und saß in Zamba, das er besetzte.

Da ich nun wußte, daß Ngilla sich mir im freien Felde nicht stellen würde, ich aber nicht imstande war, angesichts der Wutes mit meiner kleinen Macht über den Sanaga zu setzen und ihn in dem besetzten Lager anzugreifen, beschloß ich *coûte qu'il coûte* den Wutes die Raubzüge in das Stationsgebiet für immer zu verleiden. Ich wollte am diesseitigen Ufer des Sanaga an Ngilla vorbeimarschieren, mich auf seine größte Bundesstadt Watare werfen und diese zerstören. Ich hielt meinen Plan auch vor meinen Leuten geheim, denn Watare ist wenig kleiner als Ngilla. Langes Vorausbedenken hätte vielleicht den einen oder andern stutzig gemacht. Ich sagte mir, geschehen muß etwas, um das Land gegen die Sklavenjäger zu schützen; unsere Waffen müssen den Wutes einmal wieder unsere Überlegenheit zeigen, an die Ngilla nicht mehr zu glauben scheint. Watare ist der schwächste Punkt der Wutes. Die Stadt liegt so, daß wir unter dem Schutz des Flusses unbeobachtet dicht heranmarschieren können, und viele Watare-Krieger sind zur Zeit bei Ngilla im Feldlager, also — vorwärts!

Am 14. Juni durchzogen wir das von den Wutes verwüstete Mangissa-Land. Wie sah es hier aus! Überall niedergebrannte Hütten, zertretene Felder, zerfallene Töpfe, hier und da eine Leiche, die bereits in Verwesung übergegangen war. Teilweise glimmten noch die Balken, weiße, dünne Rauchsäulen stiegen gerade in die Luft. Auch in Eluka war alles verlassen und menschenleer. Wir setzten noch am Abend über und lagerten dicht am Mbam. Zu meiner größten Verwunderung kamen die Balingas, obwohl sie uns sahen, in der Nacht nicht ins Lager. Als uns am 15. morgens der Häuptling empfing, fiel mir sofort sein betretenes, unstetes Wesen auf. Doch ich hatte keine Zeit zu Beobachtungen, sondern rückte weiter in sein Dorf, wo wir um 11 Uhr eintrafen. Es wurde abgefocht. Dann gab ich den Soldaten meine Absicht bekannt, Watare zu überfallen. Von lautem Jubel war nicht viel die Rede, aber ich kannte meine Leute und wußte, daß ich auf sie zählen konnte. Vier Fußranke blieben mit dem Gepäck zurück. Um 2 Uhr ging es hinunter zum Mbam, in der Höhe von Watare, wo wir gegen 6 Uhr eintrafen. Still und ruhig lag der Fluß. Jenseits sah man die spitzen Dächer mehrerer runder Hütten, die den Wutes gehörten. Ein breiter Waldstreifen führte hinauf zur Stadt. In drei Stunden sollte man den Weg

zurücklegen können. Wir lagen still, um die Dunkelheit abzuwarten. Überraschend mußten wir ankommen, wenn unser Unternehmen gelingen sollte.

Ich hatte mir eine Decke untergebreitet und sah auf die Uhr. Noch eine Stunde. Gegen $\frac{1}{2}$ 7 Uhr konnten wir es wagen. Mir klopfte doch etwas das Herz. Kaum 50 zuverlässige Leute und drüben die große Stadt! Aber es mußte sein, und es würde auch gelingen, so meinte auch zuversichtlich Unteroffizier Klein neben mir, der sich auf sein erstes Gefecht freute. Auf ihn konnte ich mich verlassen, das wußte ich.

Wie müde wir eigentlich waren nach den tollen Märschen der letzten Tage, das wurde uns erst fühlbar, als wir hier geruht hatten und nun in tiefer Dunkelheit in das Kanu stiegen, um über den Mbam auf die Wute-Seite zu setzen. Leise durchschnitt der Kiel das Wasser. Mit Zeug hatten die vorsichtigen Wey-Boys die Paddeln umwickelt, um nicht durch das Plätschern im Wasser die Aufmerksamkeit der Wutes zu erregen, die etwa zufällig am Fluß sein sollten. Um 9 Uhr standen wir Mann hinter Mann bereit, in den Wald vorzudringen. Ganz vorn die beiden Führer aus Balinga, die früher jahrelang als Sklaven in Watare gelebt hatten und Weg und Steg kannten. Dann Zampa, ich selbst und die Soldaten, an ihrer Queue der Unteroffizier Klein und hinter ihm die Hilfsvölker aus Saunde und die Balingas, die sich zum Plündern angeschlossen hatten.

Kaum waren wir vom Flusse weg in den dichten, hochstämmigen Wald eingedrungen, als man nicht mehr die Hand vor Augen sah. Mir erschien es als ein Wunder, daß die Führer den Weg fanden. Ich folgte blindlings, den Karabiner in der rechten, mit der linken Hand an Zampas Koppel mich haltend. Oft kamen die Leute vom Wege ab, brachen wie die Elefanten im niederen Holz, kamen zurück, versuchten es auf der anderen Seite, tappten und tasteten, bis es wieder vorwärts ging. Dann wieder Halt, verirrt, noch einmal zurück, an den anderen vorbei, die dicht aufgeschlossen folgten. Einer stieß den andern, man lief gegen einen Baum und fiel — kurz, es war eine stete Aufregung.

Gegen 1 Uhr kamen wir auf eine breite Straße. Wir wären in der Nähe der Stadt, hieß es, müßten aber noch um ein kleines Dorf herum. Wir sahen schwachen Feuerschein durch den Wald und hörten Arthiebe. Ein Mann spaltete, augenscheinlich, weil ihm kalt geworden war, noch Brennholz. Schnell bogen die Führer in den Wald ab, wir ihnen nach! Aber als ich mich umsah, waren nur wenige Soldaten bei mir. Wo sind die andern? Keiner wußte es. Nun warteten wir eine halbe Stunde, eine Stunde, dann entschloß ich mich schweren Herzens, zwei Mann zurückzuschicken. Es war fast hoffnungslos, wo sollten sie die Zurückgebliebenen finden? Da plötzlich leuchtet ein Licht auf, wir duckten uns

an den Boden, doch es war der Unteroffizier Klein, der den Soldaten leuchtete, die mühsam, auf der Erde kriechend, unsere Spuren suchten. Beim Kehrtmachen war ein Soldat in eine Grube gestürzt, die Verbindung war verloren gegangen und rastlos hatte Klein gesucht, bis wir uns endlich fanden. Nun aber weiter, damit es nicht zu spät würde! Wieder brachen wir durch den Wald, wohl 2 Stunden sahen wir nichts, tasteten nur, hoben die Beine, fielen und richteten uns wieder auf, bis wir schließlich das Dorf umgangen und den breiten Weg wieder erreicht hatten.

Über uns glänzte der Sternenhimmel. Nun ging es schnell vorwärts. Schon war es fast 3 Uhr. Da prallen die Führer zurück, wir standen vor zwei runden Hütten. Sie waren glücklicherweise unbewohnt. Es hieß plötzlich, wir sind da. In Schweiß gebadet von dem furchtbar anstrengenden Laufen und Aufpassen standen wir beieinander. Ängstlich kauerten sich die Führer zu meinen Füßen und wiesen nach vorn. Ich bedeutete den Leuten, sich hinzusetzen, während ich selbst mit Klein, Zampa und 3 Mann vorkroch.

Ein breiter Weg führte nach rechts und links; wir standen vor den Palisaden. Baum war an Baum gefügt, wie wir fühlen konnten; denn Licht zu machen wagten wir nicht. Wir wußten, daß die Wutes gut Wache halten und auch aufmerksame Hunde haben. Vorsichtig, wie wir gekommen waren, krochen wir die wenigen Schritte wieder zurück, und der Befehl wurde ausgegeben: „Massadu, Du rechts an den Palisaden entlang mit 15 Haussa-Soldaten!“ — „Klein, Sie links mit 15 Mann, bis ein Tor gefunden ist!“ — Ich versuche hier einzubrechen.“ — „All right!“

Jetzt fiel der Morgentau, zitternd saßen wir beieinander, es wurde bitter kalt. Die Jaundes hinter mir unterhielten sich flüsternd über das Gefährliche unserer Lage. „Was sollen wir machen, Massa?“ fragten sie. Auf mein grobes: „Ihr macht gar nichts. Wenn die Soldaten drin sind, lauft ihr nach!“ fragten sie nicht mehr. Wie schlichen die Minuten! Mit der Uhr in der Hand lag ich da, dreiviertel Fünf, Fünf, einhalb Sechs, nun ist's Zeit! Auf! Alles redt und dehnt sich, um die steifen Glieder geschmeidig zu machen, und mit vorgestrecktem Gewehr, Mann hinter Mann, geht es heran an die Palisaden. Rechts und links sehe ich meine Leute verschwinden und neben mir tasten versuchende Hände, wo man vielleicht durch einen Baumstamm hindurchlangen und ihn lockern kann. „Massa, look here, look here“ tönts an verschiedenen Punkten. Ich sehe zu, ja da ist eine größere Spalte, schon sind die Seitengewehre dazwischengeklemmt, und mehrere Leute wuchten, während andere unten in der Erde graben, um den Baum zu lockern. Schon beginnt er zu schwanken, da tönt ein scharfer Knall von links durch die Morgenluft, und im Nu wirds lebendig. Man hört ein kurzes Hurra,

dann mehrere Schüsse, auf die der dumpfe Knall von Buschgewehren antwortet. In der Stadt erhebt sich ein furchtbarer Lärm. Auch wir haben unsern Baum heraus und zwingen uns einzeln durch die schmale Öffnung.

Wir sind in der Stadt! Überall stürmen die Wutes aus den Häusern: Männer, den Speer in der Hand, hin und wieder fliegt auch wohl ein Pfeil. Es ist eine wilde Flucht! Mütter zerren ihre Kinder hinter sich her, müssen sie aber loslassen, wenn die Kleinen ihnen nicht zu folgen vermögen, die dann schreiend zwischen Ziegen und Schafen in der Stadt herumirren. Töpfe, Körbe, Kisten und Kasten, die einzelne zuerst noch zu retten versuchen, werden fortgeworfen, ebenso wie Schilde und Speere. Von allen Seiten her erschallt das laute Hurra der Soldaten und das „Hehe, hehe“ der Jaundes, die ihre Buschgewehre hinter den fliehenden Wutes abfeuern. Scharf zischend fliegen von allen Seiten die Kugeln, so daß ich auf dem Marktplatz fortwährend „Sammeln“ blasen lasse. Wir sind durch das eigene Feuer gefährdet. Wo noch ein Wute in langen Sähen an den Palisaden entlangteilt, um einen Ausweg zu suchen, da folgt ihm, wie die Meute dem Hirsch, eine Schar heulender Jaundes. 113 Tote ließen die Wutes in der Stadt; wir verloren nur einen Toten. Der Soldat Nudu Kano hatte einen Stich durch den Hals, Goba einen Pfeil in die rechte Schulter erhalten.

Die Stadt bestand aus ungefähr tausend großen, runden Hütten, die eng aneinander gebaut, rings um einen 100 m breiten und langen Marktplatz lagen. Die Palisadierung war neu und hatte vier Tore. Über jedem waren mehrere große Glocken angebracht, die, sobald nachts das geschlossene Tor aufgestoßen wurde, läuteten. Die Tore waren durch einen Wachraum abgeschlossen.

Zampa, der mit Unteroffizier Klein zuerst an ein Tor kam, hatte den sich ihm mit Schild und Speer entgegenstellenden Wachmann erschossen, während die Soldaten in die Stadt gedrungen waren.

Maffadu, der Haussa-Unteroffizier, war gleichzeitig mit mir von der andern Seite eingedrungen, so daß die Überraschung völlig gelungen war. Ihre mühsam angelegte Befestigung war nun den Wutes gerade wie in Mango zum Verderben geworden. Zwei Pferde, 51 Gewehre, viele hundert Speere, Schilde und Bogen fielen in unsere Hände. Sämtliche Soldaten und Jaundes machten reiche Beute an schönen Haussa-Gewändern.

Um 8 Uhr früh traten wir den Rückmarsch an, und um 3 Uhr war ich wieder in Balinga, wo nun bis in die späte Nacht hinein das Siegesfest gefeiert wurde. Ermüdung kennt der Schwarze in solchen Augenblicken nicht.

Der 17. Juni war Ruhetag. Am 18. ging das Detachement noch einmal über den Mbam und rekognoszierte das abgebrannte Watare.

Jesko von Puttkamer.
Kaiserlicher Gouverneur von Kamerun.

Die Gefallenen waren begraben. Die Gegend war ringsum verlassen und menschenleer.

An demselben Tage, an dem ich gegen Watara ausbrach, hatte ich den kleinen Hans mit zwei Hauffas zu Ngutte geschickt, um ihn über mein Vorgehen gegen Watara aufzuklären und um anzufragen, weshalb die Hauffas, die ich bei meinem vorigen Besuche in Balinga geschickt hatte, noch nicht zurückgekommen wären. Die Antwort kam heute. Die sechs Hauffas waren nicht zu Ngutte gelangt, die Balingas hatten sie, sowie ich abmarschiert war, gefangen, all ihrer reichen Habe, die sie für ihr Elfenbein an der Küste erlöst hatten, beraubt, sie selbst geschlachtet und verzehrt. Balinga war seit dem Eintreffen meiner Boten unsichtbar. Durch einen Sklaven erfuhr ich sein Versteck, eine Insel im Mbam. In der Nacht wurde diese eingekreist und Balinga gefangen. Er war geständig. Er und sein Bruder Edange hatten die Leute schlachten lassen, ein großes Volksfest veranstaltet, bei dem sämtliche sechs Mann bis auf die Knochen verzehrt worden waren. Dieser Fall von Kannibalismus war um so unerhörter, weil Balinga selbst lange mit der ehemaligen Station verkehrt hatte und sogar etwas englisch sprach. Meine Leute waren furchtbar aufgebracht, und mit Mühe nur konnte ich sie von einem Blutbade abhalten.

Als wir auf den Schauplatz des grausigen Mahles geführt wurden, ließen sich fast noch sämtliche Knochen der unglücklichen Opfer, die weithin zerstreut lagen, zusammenfinden. Es war ergreifend anzuschauen, wie die Hauffas die Gebeine ihrer Landsleute begruben und weinend ihre religiösen Zeremonien abhielten. Bei dem Begräbnis verkündete ich Balinga, daß ich ihn zu Ngutte senden würde, damit dieser und die Hauffas sähen, wie die Händler, die unter dem Schutze der Regierung reisen, nicht ungerächt ermordet werden. Ich selbst marschierte Mbam aufwärts, bis nach Ndemwe, dem ersten Ngutte-Dorf. Hier erwarteten mich Abgesandte des Häuptlings, um mir ihren Dank für die Bestrafung des ruchlosen Balinga-Häuptlings auszusprechen. Aber mein Wunsch, den Handelsweg nach Adamaua zu eröffnen und die Hauffas nach Jaunde zu ziehen, sollte unerfüllt bleiben.

Der Sultan von Tibati hatte von unseren Faktoreien gehört. Er fürchtete, an Einfluß und Gewinn zu verlieren, wenn der Wutehandel nicht mehr ausschließlich durch sein Gebiet führte. Deshalb hatte er den Hauffas bei Todesstrafe verboten, nach Süden zu gehen. Er hatte dem deutschen Handel den Krieg erklärt, und eine Eröffnung des Handelsweges gab es nur noch mit den Waffen in der Hand.

Ende Juni trat ich den Rückmarsch an. Die Häuptlinge Ebissimbi und Abanda waren zu Ngilla geflohen, der selbst auf die Kunde von der Erstürmung Watares eiligst in seine Stadt abgezogen war. Ngilla war

9498

durch die Zerstörung Batares so erschüttert, daß er am 8. August drei mir bekannte Große aus seiner Umgebung mit großen Elfenbeinzähnen nach Jaunde schickte, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Ich sandte sie mit der Botschaft zurück, daß Ngilla, wenn er Frieden haben wollte, selbst auf der Station erscheinen müßte. Dies tat er natürlich nicht, aber an den Sanaga ist er bis zur Bute-Adamaua-Expedition nicht mehr gekommen.

Mitte Juli hatte die Station vom Kommando in Kamerun den Lazarettgehilfen Kneifel überwiesen erhalten, so daß mir nun drei Europäer zur Verfügung standen und trotz der großen Rekruteneinstellungen, die gemacht wurden, der Ausbau der Station keine Unterbrechung erfuhr.

Schon längst hatte man in Erwägung gezogen, ob nicht die tapferen Jaundes und Banes gutes Soldatenmaterial abgeben würden. Jetzt, nachdem die Erweiterung der deutschen Herrschaft über Adamaua zur Tatsache werden sollte, konnte man an die Verwirklichung dieses Planes denken. Jetzt wurden dort, weit drinnen im Sudan, Soldaten gebraucht, und der Hinderungsgrund, der bisher gegen die Einstellung von Jaundes geltend gemacht war, nämlich die Gefahr, sie im eigenen Lande zu gebrauchen, fiel damit fort.

Ich erhielt den Befehl, Jaunde-Soldaten einzustellen. Kaum war diese Nachricht ins Land gedrungen, als die jungen Leute von allen Seiten zu Hunderten zusammenströmten, um sich anwerben zu lassen. Ich suchte 60 Mann aus, die sämtlich bekannten angesehenen Familien angehörten. Häuptlingsöhne sollten Soldat werden, um von vornherein das Ansehen des Standes im Lande zu heben. Es war eine Freude, diese schönen, schlanken, gerade gewachsenen Leute bei dem Lazarettgehilfen zur Untersuchung antreten zu sehen. Ihre ganze Familie, Väter, Mütter und Schwestern, waren versammelt, um die Entscheidung und vor allem die Einkleidung des jungen Soldaten abzuwarten. Ich schilderte den jungen Jaundes den Soldatenstand durchaus nicht rosig, sondern fragte sie, ob sie viel arbeiten und streng behandelt werden wollten, ob sie sich auch vor dem Sterben nicht fürchteten; nur dann sollten sie Soldat werden. Alle behaupteten, unter allen Umständen durchhalten zu wollen. Eine Stunde später steckten sie bereits in Uniform und nahmen stolz von den Ihrigen Abschied, um in das Kasernement zu ziehen. Während nämlich die Soldaten bisher mit ihren Frauen in Lehmofachwerkhäusern gewohnt hatten, war jetzt eine große, 60 m lange Kaserne gebaut worden, in der jedem einzelnen ein Zimmer und immer zehn Mann ein gemeinsamer offener Kochraum zur Verfügung stand. Eine zweite gleich große Kaserne war im Bau. Bis zum Dezember sollte alles fertig sein. Dann erwartete ich die Schutztruppe, die mit Ngilla endgültig abrechnen und den Weg nach Adamaua eröffnen sollte.

Bei der gesteigerten Bautätigkeit mußte die Ziegelei bedeutend vergrößert werden. Sie blieb auch in der Regenzeit im Betrieb. Große Trockenschuppen wurden angelegt, in denen die Steine an schwachen Feuern getrocknet wurden.

Ich hatte jetzt 150 Soldaten auf der Station, verfügte also über genügende Arbeitskräfte. Von früh bis spät hallte die Station von Kommandoworten, Arthieben und dem Gesange der Steine tragenden oder bauenden Leute wider. Beide weißen Unteroffiziere und Zampa waren bei der Ausbildung der Jaunde-Soldaten beschäftigt, die sich sehr anständig erwiesen. Namentlich im Schießen leisteten sie Vorzügliches. Der Soldat von der Westküste lernt dies sonst im allgemeinen nicht leicht. Haben die Leute die Schwierigkeiten aber erst einmal überwunden, so werden sie ganz vorzügliche Schützen. Die Vorbedingungen hierzu sind dem Schwarzen angeboren: er hat nicht die feinen Nerven wie der Europäer und vorzügliche Augen.

Bei dem scharfen Garnisondienst waren die alten Leute froh, als ich Ende August wieder mit ihnen ins Feld mußte. Der Grund war folgender:

Abanda und Ebissimbi, die den Butes freundlichen Batschenga-Häuptlinge, waren wieder zu ihren alten Wohnsitzen zurückgekehrt; verhielten sich dort aber nicht etwa still, sondern machten Raubzüge zu ihren Nachbarn und schlugen bei Kule zwei Haussa-Händler aus Jaunde tot. Ich ließ insolgedessen die Häuptlinge durch einen Gerichtsboten zum Palaver auf die Station entbieten. Sie erschienen nicht. Darauf sandte ich die Befreiten Siaker und Dodomadefa, zwei sehr ruhige, verständige Leute, mit vier Mann nochmals zu Abanda, um ihn aufzufordern, auf der Station zu erscheinen, und ihm mitzuteilen, daß ich sein Nichterscheinen als Kriegserklärung auffassen würde. Als die Soldaten Abanda diese Botschaft mitteilten, rief er seine Leute zusammen und befahl ihnen, die Soldaten zu fangen. Die Soldaten luden hierauf die Gewehre, die Batschengas ließen sie ruhig abziehen. Zwei Stunden später aber, als die Patrouille über den Mfamba setzte, griffen die Batschengas an. Der Soldat Duaro II wurde schwer verwundet, ebenso ein die Soldaten begleitender Jaunde-Mann.

Es war ein trauriger Zug, der am 30. August gegen Abend auf der Station eintraf. Voran, abgerissen, ohne Fetz, das Gewehr umgehängt, der Befreite Dodomadefa, hinter ihm mehrere Jaundes, die den schwer verwundeten Duaro trugen, dann die anderen Soldaten der Patrouille und schließlich der verwundete Jaunde-Mann. Schreiend stürzte sich, als die kleine Schar haltgemacht hatte, das Weib des Duaro auf ihn und stimmte, als sie ihn regungslos liegen sahen, die Totenklage an. Aus allen Häusern kamen Soldaten, Weiber und Arbeiter gelaufen. Es

herrschte große Aufregung. Ein so frecher Überfall, so unmittelbar bei der Station, hatte lange nicht stattgefunden. Er verlangte sofortige Bestrafung. Aber der Regen rauschte vom Himmel Tag für Tag von früh bis spät; in der Sanaga-Niederung um Abanda mußte es jetzt wenig angenehm sein. Ich überlegte, ob ich marschieren sollte; aber das Ende der Regenzeit war noch fern, und dem Neger macht eine Strafe doppelten Eindruck, wenn sie der Tat auf dem Fuße folgt; außerdem gilt nirgends mehr als in Afrika das Wort: „Schlechtes Beispiel verdirbt gute Sitten“. Im ganzen Lande wußte man von dem Überfall auf die

Egerzieren.

Soldaten. Überall im Jaunde-Lande, in Bane, in Mwelle saßen Händler mit vielen Waren. Wie leicht konnte da ein Stamm auf den Gedanken kommen, gleichfalls zu rauben, wenn die Station nicht imstande war, die Kaufleute in ihrer nächsten Umgebung zu schützen.

Am 1. September marschierte ich mit Unteroffizier Klein, 50 Soldaten und dem 3,7 cm Schnellfeuergeschütz zum Sanaga. Wie ich mir vorher gedacht hatte, war das Batschenga-Gebiet weithin überschwemmt. Auf den schwarzen Feldern standen große Wasserlachen, die Wege waren versumpft und alle Dörfer verlassen. Abandas und Ebissimbis Leute hatten sich auf die zahlreichen Inseln im Fluß zurückgezogen. Als wir an den Sanaga kamen, forderten die Krieger uns höhnend auf herüber-

zu kommen. Die Kanus waren sämtlich bei den Inseln. Ich mußte lagern und von Ewuna Boote über Land heranschleppen lassen.

So kam es, daß wir erst am 4. September zum Angriff bereit waren. Drei Tage und Nächte waren wir am Flusse Wache gegangen, um eine Flucht der Batschengas zu verhindern. Eine Landung am jenseitigen Sanaga-Ufer war ihnen durch Tungele und seine Batis, die auf mein Geheiß dort ein Lager aufgeschlagen hatten, verwehrt. Noch immer rauschte der Regen herab, dunstig und feucht war die Luft. Überall lagen faulende Baumstämme im Wasser herum und mittags, wenn einmal die Sonne schien, stieg ein Dunst aus dem allmählich trocknenden Erdboden, der den Aufenthalt geradezu unerträglich machte. Kein Wunder, daß sich Klein seit zwei Tagen hatte niederlegen müssen. Tückisch aus dem umgebenden Sumpf aufsteigend, hatte ein schweres Schwarzwasserfieber ihn gefaßt, und während wir am 4. September früh zum Angriff auf die frechen Abanda-Leute ausrückten, kämpfte er einsam im Zelt um sein Leben.

Zampa setzte mit 15 Mann über den Fluß und marschierte stromab bis zu den Inseln, um Tungeles Leute zu unterstützen. Mitten in dem gelben, über die Steine schäumenden Wasser standen auf den schwarzen waldbedeckten Eilanden im wilden Kriegsschmuck die Abanda-Leute. Fortwährend erdröhnten die Pauken, erklangen die Elfenbeinhörner, frachten die Borderlader, die die Batschengas in die Luft abschossen, um sich Mut zu machen. Dann wieder wurde es still, und ein stimmbegabter Krieger, der im Wipfel eines Baumes verborgen thronte, lud uns höhnend ein herüberzukommen. Das war allerdings schwer genug, denn nur acht Mann konnten mit einem Male auf den beiden kleinen Kanus, die uns zur Verfügung waren, das Übersetzen versuchen. Aber schon standen die Freiwilligen bereit, die Gewehre wurden ins Boot gelegt, die Koppel abgehängt und weit hinaus in den reißenden Strom stießen kräftige Arme die schwanken Fahrzeuge. Unentwegt ruderten die acht wackeren Soldaten auf die Insel los.

Aber was war das? Plötzlich löst sich eine Menge Kanus von der Insel, und Speer schwingende Batschengas kommen trotz unsres Feuers den Soldaten auf dem Fluß in die Seite. Wir sehen es zum Handgemenge kommen, mehrere Boote kentern, wir hören Schüsse und bemerken viele Leute im Wasser. Da treiben glücklicherweise zwei große leere Batschenga-Kanus auf uns zu. Im Nu sind einige Soldaten bis auf die äußerste Landspitze gelaufen, von wo sie den Kanus entgegenschwimmen. Sie bringen sie ans Land. Wir steigen ein, und „Quick, quick“ ruft einer dem andern zu. Es ist Zeit, daß wir unseren Leuten

zu Hilfe eilen. Auf einer Fels Spitze im Fluß sitzen die Soldaten Musa und Leo. Sie hatten sich vor den Batschengas hierher gerettet. Auf der Insel, die dicht vor uns liegt, hören wir Schüsse und sehen die weißen Rauchwolken unsrer Jägerbüchsen. Mit Hurra geht es ans Land. Zampa und seine Leute sind vom andern Ufer bereits herübergekommen. Sie haben nach schwerem Kampfe festen Fuß gefaßt. Blutend liegen Kabbar II und Boema III am Strande. Mit dem Speer in der Hand haben die Batschengas Zampa am Landen zu verhindern gesucht. Vor seinem rasenden Feuer mußten sie weichen; dann hatte der dichte Wald den Soldaten Deckung geboten, bis meine Leute zur Verstärkung kamen. Von Insel zu Insel trieben nun die Soldaten die Abanda-Leute vor sich her, feuernd, hauend, stehend, in äußerster Wut, denn es hatte sich die Kunde verbreitet, daß die Soldaten Jo und Tommy, die sich unter den gekenterten Freiwilligen befanden, gefallen waren. In wilder Flucht fuhren die Batschengas stromab. Sie hatten viele Leute verloren und waren gehörig bestraft. Eine Menge Frauen und Kinder wurden gefangen, viel Vieh geriet in unsere Hände. Wir verloren außer unseren Toten und Verwundeten sechs Gewehre und ebenso viel Koppeln mit gefüllten Taschen. Zu einer Siegesfreude sollten wir heute im Lager nicht kommen. Dem Sergeanten Klein ging es so schlecht, daß ich jeden Augenblick das Schlimmste befürchtete. Trauernd begruben wir die Toten, die wackeren frischen Jungen, die so mutvoll ihr Leben in die Schanze geschlagen hatten. Am folgenden Morgen ging es zur Station zurück. Hier wurde Klein der Obhut Kneifels anvertraut, der ihn zur Küste bringen mußte. Wie anders hatte er es sich gedacht, der wackere blonde Riese, der stets so fleißig seiner Pflicht nachging und ein Soldat war vom Scheitel bis zur Sohle. Sechs starke Neger standen mit der Trage bereit. Fast verzagen mochte ich damals; vier tüchtige Mitarbeiter in vier Jahren — ist der Preis nicht zu hoch für das, was hier erreicht wird?

Wir haben die Brücke hinter Ambas-Dorf erreicht, wo ich ihm zum letzten Mal die Hand reichen will, als ein bunter Zug von Weibern und Kindern uns entgegenkommt. Wohl zwanzig bis dreißig Knaben in allen möglichen Jacken und Hosen, Blusen und Westen, Hüten oder gar Helmen. Was sind das für Kerle? Eine Kinder-Maskerade hier mitten in Afrika? Da sind sie heran, da tönts „Grüß Gott“ aus frischen Kehlen, die Mützen fliegen vom Kopfe; eins, zwei, drei zählt der Größte und „Heil Dir im Siegerfranz“ klingt es deutsch hier im dunkelsten Urwald. Vor drei Jahren hatte ich die kleinen Kerle mit zur Küste genommen in die Mission zu Pater Otto, heute kamen sie heim in die Ferien. Deutsche

Lieder aus hellen Kinderkehlen in dieser Umgebung! Unter diesem Eindruck zog der Kranke hin, unter diesem Eindruck blieben wir zurück auf unserm Posten zu neuer Arbeit, denn es ging doch vorwärts. Die Arbeit wurde nicht umsonst getan, nicht umsonst manch junges Leben geopfert.

Das Vertrauen der Eingeborenen zu der Station, die jetzt die Macht hatte, Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, war groß. Weither kamen die Leute, um ihre Streitigkeiten der Entscheidung des Stationschefs zu unterbreiten. Der Handel hatte sich in ungeahnter Weise ausgedehnt. Ganz Jaunde nahm daran teil. Jeder kaufte in den Faktoreien möglichst viel Zeug, Perlen und Messingdraht und ging dann zu einem Nachbarstamm, zu den Ntonis, Batschengas und Mangissas im Westen oder zu den Mwelles im Osten, um das Gekaufte gegen Gummi und Elfenbein umzusetzen. Gewaltige Mengen der gesuchten Lianen und viele gummisafthaltige Bäume gab es noch in den weiten Urwaldstrecken.

Die Jaundes waren Händler und Träger geworden. So kam es, daß die Agenten der Plantagengesellschaften, die in dem volkreichen Lande Arbeiter anwerben wollten, wenig Erfolg hatten. Die Jaundes verdienten eben im Lande mehr Geld als an der Küste. Auf der Plantage erhält der Mann ungefähr acht Mark für den Monat und soll für dieses Geld von früh bis spät unter Aufsicht arbeiten. Die in Jaunde ansässigen Firmen nehmen jeden Mann, der sich als Träger meldet, gern in ihren Dienst. Der Jaunde geht dann mit seiner Last in ungefähr zwölf Tagen zur Küste, bleibt dort einen Tag, trägt wieder eine Last hinauf und hat bei freier Verpflegung mindestens sechs Mark verdient. Er kann marschieren, wann er will, rasten, wann er will; er ist im eigenen Lande bei der ihm zusagenden Verpflegung und — last not least — bei seinen Weibern.

Im Oktober besuchte mich mein Nachbar Stein aus Volodorf auf der Station. Nachdem die dienstlichen Fragen, die uns zusammengeführt hatten, erledigt waren, gab es mit dem alten Gefährten aus dem Bakoko-Zuge gar viel zu plaudern. Die Schutztruppe unter Kampf war auch in der Zwischenzeit wieder nicht müßig gewesen. Sie hatte am Campo-Fluß die Küderlingschen Handels- und Plantagenniederlassungen gegen aufständische Bulis schützen müssen, und ein Detachement unter Lt. v. Arnim hatte an einer Expedition des Dr. Seiß im Norden des Schutzgebietes durch das Ngolo- und Bakundu-Land teilgenommen.

Der Aufschwung des Handels war durch die Anlage großer Straßen von Jaunde bis an den Mbam im Westen und bis zu Dandugu im Osten nicht unwesentlich gefördert worden. Auch den großen Mwelles-

Häuptling Simekoa hatte ich besucht und so das Gebiet östlich der Station bis zu den Makkas kennen gelernt.

Die Mwelles bewohnen ein hügeliges fruchtbares Land. In ihm wechseln weite Grasfelder, auf denen Büffel und Antilopen sich tummeln, mit dichten Wäldern, in denen der Elefant und Gorilla heimisch sind. Sie sind ein den Jaundes verwandtes, regsjames Volk, das in größeren Stammesgemeinschaften beieinander wohnt. Ihre Felder sind wohlgepflegt, ihre Hütten nach Jaunde-Art eckig gebaut. Während in den Jaunde-Dörfern die Häuser in zwei Reihen stehen, die dann durch ein großes Männerhaus ihren Abschluß finden, lagen in den Mwelle-Dörfern wohl hundert Hütten nebeneinander in einer Reihe. Simekoas Dorf zählte vier solcher strahlenförmig auseinandergehenden Reihen und machte einen sehr stattlichen Eindruck. Auch der Einfluß der Häuptlinge auf ihre Leute scheint größer als in Jaunde zu sein. Die Jaundes behaupten, daß die Mwelles Menschenfresser wären. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, dies, wie zum Beispiel bei den Batschengas am Sanaga und namentlich bei den Makkas, festzustellen. Diese Makkas oder Makies (von den Fullahs Kakkas genannt) sind mit den Ngumbas verwandt. Sie stehen auf noch niedrigerer Kulturstufe als die Baias, an die sie im Osten, und als die Jengones, an die sie im Süden grenzen. Bis in ihr Gebiet hinunter dehnen die Fullahs aus Ngaumdere ihre Sklavenjagden aus.

Auch das große Ntoni-Gebiet im Westen der Station bis zum Sanaga habe ich durchstreift. Das Land zeigt starke Erhebungen und ist meist mit hohem Gras bewachsen, während die Wasserläufe von Galeriewäldern eingefast sind. Das Ntoni-Gebiet ist vorzüglich angebaut und ungemein bevölkert. Hier wohnen Gselles, Indoas, Boghenamies, Bakahas, Jehimbahas und Indics nebeneinander, die Unzwangs grenzen bereits an die Bakokos. Ich führe diese Namen nur auf, um zu zeigen, wie unglaublich zersplittert die Ntonis sind.

Alle diese kleinen Stämme leben in gegenseitiger Fehde. Niemand ist über die engste Landesgrenze hinausgekommen. Die Leute am Sanaga hatten keine Ahnung von den Bewohnern des jenseitigen Ufers. Noch nie war bei diesen Ntonis ein Europäer gewesen, und wie ein Wunder wurde ich von den Leuten angestarrt.

Ende November erhielt ich den Befehl, 600 Träger zur Küste zu senden und Verpflegung bereitzustellen. Im Dezember sollte die Schutztruppe kommen. Dumpf schallte allabendlich die große Trommel von der Station ins Jaunde-Land herab. Sie warb zum Kriege gegen Adamaua!

Zampa, mein Jagdgefährte im Mwellesland.

Zwölftes Kapitel.

Bei den Mwelles zum Elefantenfang.

Am 6. Oktober 1898 erschien plötzlich, als es noch dunkel war, Attang bei mir und meldete, daß ein Mann von der Wache ihn geweckt habe. Es seien einige Mwelle-Leute gekommen, die mich unter allen Umständen sprechen wollten. Sie wüßten Elefanten, eine ganze Herde, und auch junge seien dabei.

Im Nu war ich auf den Beinen und draußen auf der Piaffa. Es mochte vier Uhr sein, die Sterne funkelten am Himmel, und ein kalter Wind fegte dichte Nebelschwaden beiseite, so daß ab und zu das Feuer in der Wachstube hell durch das Dunkel aufleuchtete. Unten hörte ich Stimmengewirr. „Posten“, rief ich. „Massa“, flangs zurück. „What is the matter?“ „Some Mwelle people is coming“. Ich ließ die Leute herantreten, um die sich die Wachmannschaften versammelt hatten. Drei große, fast nackte Männer reichten mir die Hand, sagten, sie seien gestern Mittag von Bolle im Mwelle-Lande aufgebrochen und ohne Aufenthalt bis hierher marschiert. Der Häuptling lasse mir melden, daß er dreizehn Elefanten, darunter mehrere junge, eingefreist habe. Ich möchte eilen, um rechtzeitig zu kommen, da die Tiere ziemlich wild seien und er nicht glaube, sie längere Zeit halten zu können.

Das war eine freudige Überraschung. Es war längst mein sehnlichster Wunsch, einen jungen Elefanten zu fangen. Überall im Jaunde-Lande hatte ich bekannt machen lassen, daß derjenige Häuptling, der mir von einer Elefantenherde Kenntnis gäbe, auf eine große Belohnung rechnen könne. Alles Elfenbein und Fleisch der Tiere, die ich etwa schießen würde, sollte ihm gehören; ich wollte es nur versuchen, einige Elefantenkälber zu fangen.

Als ich nämlich bei meinem letzten Urlaub in Berlin dem Direktor Heß vom Zoologischen Garten mehrere Affen übergab und von meinen Elefantenjagden in Jaunde erzählte, hatte er mir erklärt, daß der Tag, an welchem es mir gelingen würde, den ersten jungen deutschen Elefanten an den Zoologischen Garten zu liefern, ein Festtag für ihn sein und daß man mich mit Pauken und Schalmeien einholen würde. Bisher hatten aber alle Eingeborenen, denen ich von meinem Plan gesprochen hatte, ungläubig die Köpfe geschüttelt. Für sie galt es schon als eine besondere Heldentat, einen Elefanten zu schießen, und nun wollte dieser verdrehte Katta katta sogar ein Tier lebendig fangen. Daß er Medizin hatte, die ihm besondere Kräfte verlieh, daran zweifelten sie ja nicht; aber um einen Elefanten zu fangen, dazu gehöre doch etwas ganz besonderes. Jedenfalls wollte ich unter allen Umständen den Versuch machen.

Ein Mann der Wache zu Zampa: „Er soll mich begleiten!“ Ein anderer zu Unteroffizier Laube: „Er muß sofort die Befehle für die Zeit meiner Abwesenheit empfangen.“ — „Attang, wir marschieren sofort. Mach alles fertig und wecke den Koch, er soll sich auf drei Tage mit Proviant versehen!“ — „Hans! Hinüber ins Dorf zu Amba; ich brauche sofort sechs Träger, Amba soll selbst, wenn er Lust hat, mitkommen.“ — „Jacob! in den Stall, Murbakabi soll füttern, in zwei Stunden reite ich.“ Die drei Mwelles schickte ich zu Zampa, sie sollten dort essen und uns dann den Weg zu Bolle zeigen.

Als ich ins Haus zurücktrat, um mich zu waschen und reisefertig zu machen, wurde es draußen schon lebendig. Die Jungen kamen mit einem eisernen Koffer, um die nötigsten Dinge zu verpacken; der Koch bat um den Schlüssel zur Pantry; mit den Stalleuten waren auch andere Soldaten wach geworden, die sich laut in der stillen Nacht über das bevorstehende Ereignis unterhielten.

Laube kam. Er gab Stricke, Patronen und einige Tauschartikel an die Soldaten, die mitgehen sollten, aus und packte eine Last mit Zeug und Perlen als Geschenk für Bolle und seine Leute. Beim Kaffee besprach ich mit dem Unteroffizier den Dienst für die nächsten Tage.

Draußen wurde bereits gefattelt, unter gleichmäßigem Gesang rückte eben Amba mit einigen Leuten auf den Hof.

Noch immer war es dunkel, als ich aus dem Hause trat. Im alten Dressanzug mit Samaschen, den wohlgefüllten Patronengürtel um den Leib, den Karabiner über der Schulter, bestieg ich den munter wiehern- den Braunen, und scharfen Schrittes ging es nach Osten.

Still lagen die Dörfer im Morgengrauen. Erst als wir bei den Jetutes in die Grassteppe kamen, ging leuchtend die Sonne auf. Gegen 2 Uhr kamen wir in die ersten Mwelle-Dörfer. Rastlos zogen wir weiter, lag doch die Gefahr vor, daß wir zu spät kämen. Wir überholten viele Menschen: Männer, die Gewehre auf den Schultern, Frauen mit Kiepen und Körben bepackt. Sie zogen gleichfalls zu Bolle und wollten die Tiere eingattern helfen. „Awu maha! — aha!“ — Weiter! Gegen 4 Uhr kamen wir in bergiges, bewaldetes Gelände, und es hieß, die Elefanten sind nicht mehr weit. Immer mehr Leute begegneten uns. Jetzt hatten wir eine frisch geschlagene Lichtung erreicht. Viele Hunderte von Männern fällten Bäume, die jungen Leute befreiten sie von den Ästen und schleppten sie davon. Frauen und Kinder schlugen eifertig Lianen und Sträucher ab. Der Weg hörte ganz auf. Ich stieg vom Pferde und ging zu Fuß vorwärts, bis mich Bolle und einige andere Häuptlinge begrüßten. Mitten im Walde lag ein tiefer, drei bis vier Morgen großer Kessel, den ein Flößchen, das sich hier verbreiterte, in einen großen Sumpf verwandelt hatte. Dort sollten die Elefanten stehen.

Auf den Höhen ringsum hatte sich ein reges Lagerleben entfaltet. Von den Palavertrommeln gerufen, waren die Mwelles weither herbeigezogen. Die Frauen errichteten Blätterhütten für die Nacht, während die Männer rundum an einem Wildzaun arbeiteten. Sie waren so geschäftig bei der Arbeit, daß sie kaum aufschauten, wenn ich bei ihnen vorüberging. Die Gewehre standen hinter ihnen an den Bäumen. Fröhlich schallte die Art, fleißige Hände gruben halbmanssdicke Stämme in den Boden und banden sie mit Lianen aneinander. Lauter Gesang gab Kunde von der frohen Zuversicht, mit der sie alle am Werke waren. Die alten Medizinmänner, behängt mit wunderbaren Amuletts, Schnäbeln seltener Vögel, Knochen toter Tiere und Menschen, trugen Elefantenschwänze in den Händen und besprengten unter Beschwörungen den Zaun. Unermüdlich gingen sie auf und nieder, und unermüdlich schwangen sie würdevoll ihre wunderbaren Wedel. Sie wollten die Tiere bannen.

Während meine Leute noch mit dem Aufschlagen des Zelttes beschäftigt waren, stieg ich mit Zampa und Amba, den gespannten Kara-

biner in der Hand, vorsichtig in den Sumpf bergab. Eingeborene und Soldaten hatten die strengste Weisung, uns nicht zu folgen, sondern nur die Tiere, wenn sie etwa durchzubrechen versuchten, mit Klappern und Schreckschüssen zurückzutreiben. Immer dichter wurde das Unterholz, je weiter wir bergab kamen; immer feuchter wurde auch der Untergrund. Im Tal wurde es ganz sumpfig, hartes Schilf wucherte zwischen den Bäumen und nur auf den breiten Wegen, die die Tiere getreten hatten, konnte man noch vorwärts kommen. Amba ging voran, hinter mir folgte Zampa. Sobald ein Zweig knackte, blieben wir erschreckt stehen: Jeden Augenblick konnte neben uns einer der Riesen auftauchen. Mehrfach passierten wir Stellen, wo umgebrochenes Schilf und zerknickte Bäume zeigten, daß die Tiere sich gefiel hatten. Frische Losung verbreitete einen eigentümlich scharfen Geruch. Amba stand still, drehte sich halb um und zeigte mit der Hand vorwärts: „Massa, wajene?“ (Herr, siehst du?) Grau wie das Schilf, grau wie die Bäume stand ein großer Elefant vor uns. Langsam drehte er den Kopf, hin und wieder schlug der Rüssel nach oben, bewegte sich der kurze Schwanz. Das Tier hatte gelegen, denn es war von oben bis unten mit einer grauen Schlammkruste überzogen. Der Riese ahnte nichts von den winzigen Menschen, die ihm so nahe standen. Leise krochen wir zurück und warteten. Wir wollten uns vergewissern, wo die übrigen steckten. Geduldig hockten wir am Boden. Langsam trottete das Tier vorwärts, wir folgten ihm, bis wir dicht vor uns eine dicke graue Masse zwischen den Bäumen unterschieden.

Große und kleine, alte und junge Elefanten standen beieinander. Es war wenig Leben unter den Tieren. Das Schreien der arbeitenden Menschen, das deutlich durch den stillen Wald herüberhallte, schien sie wenig zu beunruhigen. Ein Bulle stand abseits und war beschäftigt, mit dem Rüssel nach den Ästen hinaufzugreifen, die Zweige herabzuziehen und zu entblättern. Uns zunächst stand eine Kuh, das nicht viel über schweinsgroße Junge zwischen den Beinen, das sie liebevoll mit dem Rüssel kostete. Einige Tiere fraßen, indem sie niedere Grashalme mit dem Rüssel wie mit einer Sichel zusammenlegten und abrissen, die meisten schienen zu schlafen. Eine Wolke von Fliegen lagerte über den grauen Leibern. Wenn ein vorwitziger Vogel neben uns seine Stimme erschallen ließ, wenn ein trockener Zweig unter unseren Füßen raschelte, schreckten wir zusammen. Wir kamen uns so klein, so winzig vor gegenüber den gewaltigen Tieren in der gewaltigen Natur.

Jetzt begann es dunkel zu werden. Wir machten uns auf den Rückweg. Zum Zerspringen klopfte das Herz an den Rippen, solange wir im Kessel marschierten, und oft blickten wir scheu rückwärts, ob

nicht einer der Riesen uns folgte. Ganz frei wurde mir erst zu Mute, als ich oben unter Menschen war.

Die Mwelles hatten große Feuer angezündet und waren unausgesetzt bei der Arbeit. Ich war todmüde. Zwölf Stunden war ich im Sattel gewesen und die Erkundung hatte auch nicht gerade stärkend auf die müden Nerven gewirkt. Die Soldaten hatten das Zelt aufgeschlagen, das Essen war fertig, ich konnte es mir bequem machen. Nach Tisch rief ich die Häuptlinge und Alten zusammen und beriet mit ihnen, was am folgenden Tage werden sollte. Der Zaun wurde noch in der Nacht fertig. Aber über die Art, wie wir die vier jungen Tiere, die im Kessel sein sollten, fangen wollten, war ich mir selbst noch nicht recht klar. Ich mußte lachen, als ich die ungläubigen Gesichter der Alten sah, denen ich auseinandersetzte, daß man junge Tiere wegen der kurzen Zähne mit den Händen festhalten könne, nachdem die alten tot seien. Die Jagd sollte Zampas und meine Sorge sein. Die Soldaten sollten sich mit Tauwerk und den scharfen kurzen Seitengewehren stets in meiner Nähe halten.

Als ich einschlief, hörte ich den gleichmäßigen Gesang der arbeitenden Mwelle-Leute. Ich dachte über die indischen Elefantenjagden nach, von denen ich viel gelesen hatte; dort spielen beim Elefantenfang die zahmen Tiere eine Hauptrolle, und diese hatte ich ja hier leider nicht zur Stelle.

Raum dämmerte der Morgen, als ich natürlich auf den Beinen war. Die Mwelles hatten in der Nacht fleißig gearbeitet; rundum standen zwei Armspannen weit auseinander dicke Bäume, die durch dünne Querstämme verbunden waren, so daß man bequem in den Kessel hineingelangen konnte, während man draußen doch gegen den Angriff eines Elefanten zunächst ziemlich gesichert war. Noch immer umschritten die Alten den Zaun und sprachen ihre Zauberformeln. Sie nickten mir freundlich zu und zwinkerten schlau mit den Augen, denn nach ihrer Ansicht waren sie es ja, die die Elefanten hier gebannt hatten und die natürlich von Katta katta deshalb ein Geschenk erwarteten.

Noch immer waren die Elefanten beieinander. Sie standen auf der dem Zelt gegenüberliegenden Seite und sollten, wie mir gemeldet wurde, drüben vom Zaun aus gut sichtbar sein. Der gewandte Buema IV. trug mir den Karabiner nach, als ich mit Zampa am Zaun entlang-eilte. Ich hatte, um möglichst leichtfüßig zu sein, die Drellhosen unten zusammengebunden, trug nur ein Hemd und leichte Tennisschuhe. Ein großes Hindernis bildete der kaum drei Meter breite Bach, weil er in einer tiefen Schlucht die Berge durchschnitt und auf der Talsohle einen vierzig Meter breiten Sumpf bildete. Bis an die Ränder der Schlucht hatten die Mwelles den Wildzaun geführt, Sumpf und Schlucht waren

Unterer Hof der Jaunde - Station.

freigeblieben. So war es auch auf der andern Seite. Hier konnten die Elefanten durchbrechen. Ich schickte deshalb Boten zu einigen besonders beherzten Jaundes, denen ich aufgab, die Sumpfstrecken auf beiden Seiten zu besetzen und ein Entweichen der Elefanten hier möglichst zu verhindern. Beim Überschreiten der Schlucht fiel ich selbst bis unter die Arme in den Sumpf und mußte einige Mwelles rufen, die mich herausarbeiteten.

Fast eine Stunde war vergangen, als ich völlig durchnäßt auf der andern Seite eintraf, wo natürlich von den Elefanten nichts mehr zu sehen war. Ich ließ einige junge Jaundes, die mir bekannt waren, in den Kessel hinabsteigen, um die Elefanten auszumachen. Der Europäer ist in diesem Chaos von Sumpf und Pflanzen gar zu unbeholfen, und ich wollte möglichst schnell und ungeschwächt an die Hauptarbeit des Tages gehen.

Bald kam Balla, ein bekannter Elefantenjäger, der mich schon nach Bakoko begleitet hatte und verschiedentlich mit mir im Jaunde-Lande auf Jagd gewesen war, mit der Meldung zurück, daß er die Tiere im dichten Sumpf unten getroffen habe. Es seien nicht mehr alle beisammen, er habe nur vier starke Elefanten, darunter zwei große Bullen, gesehen. Da es mir darauf ankommen mußte, die gefährlichsten Tiere zuerst abzuschießen, so folgte ich Balla, der mich und Zampa bis auf fünfzehn Schritt an die äsenden Tiere heranzuführte. Hintereinander, den Kopf bald rechts, bald links wendend, um hier und dort etwas Grünes abzurupfen, kamen die Elefanten langsam auf uns zu. Die Karabiner waren entsichert. „Du den zweiten,“ flüsterte ich Zampa zu. Jetzt hatten wir die Tiere breit. Ich feuerte auf das rechte Gehör des vordersten Tieres. Auf den scharfen Knall warf der Elefant den Rüssel in die Höhe und trompetete laut. Den kurzen Schwanz lang gestreckt, drehte er sich wie ein Kreisel um sich selbst. In diesem Augenblick hatte auch Zampa geschossen. Dicht vor mir knickte das zweite Tier in die Kniee, kam aber schnell wieder hoch und folgte dem fortwährend brüllenden Leitbullen, der schweißend bergan strebte. Wir hatten nicht gesehen, wohin die anderen Tiere flüchtig geworden waren, und wagten nicht, die deckenden Baumstämme zu verlassen, sondern feuerten hinter den abziehenden Tieren her.

„Er liegt,“ rief mir Zampa plötzlich zu. Wir sahen nichts mehr, langsam folgten wir den Fährten bergauf. Da lag das eine Tier, augenscheinlich war die Wirbelsäule getroffen, denn der Elefant war nur hinten niedergebroschen und hatte eine sitzende Stellung. Wie Säulen ragten die Vorderbeine aus dem Boden, Kopf und Rüssel pendelten

links und rechts; ein dumpfes Stöhnen ertönte, dicke Blutbrocken flogen zur Seite, ein Zeichen, daß auch die Lunge verletzt war. Der andere stand neben ihm bewegungslos bis auf den Rüssel. Er pustete oft, nahm den Rüssel voll Staub und bewarf sich damit. Unser Näherkommen schienen die Tiere nicht zu bemerken. Wir schlichen um sie herum. Ich hatte das Auge des sitzenden Riesen genau in der Kimm, als Zampa neben mir schoß. Der stehende Elefant trompete laut. Jetzt zog ich durch; wie ein Haus stürzte das Tier auf die Seite. Der andere Elefant stand noch immer; erst bei dem ersten Schuß aus meinem zweiten Rahmen brach er zusammen. Dicht beieinander lagen die beiden Riesen in einer gewaltigen Lache Blut. Schon waren Amba und Balla heran; mit ihren scharfen Haumessern schlugen sie den noch zuckenden Tieren die halbmannsdicken Rüssel durch. Wie aus einem Springbrunnen spritzte das rote Blut aus den dicken Adern an unseren Kleidern in die Höhe, als wir neben den Tieren unsere Karabiner untersuchten und berieten, wie wir weiter jagen wollten.

Schon bei unseren ersten Schüssen hatten wir ringsum lautes Geschrei der Jaundes und Mwelles gehört, ihm aber wenig Bedeutung beigelegt, da wir es mehr für ein Triumphgeschrei in Erwartung des kommenden Fleischgenusses hielten. Jetzt bedeuteten uns viele Schüsse und der kurze Klang der schnell geschlagenen Trommeln, daß die Elefanten einen Durchbruchversuch machten. Ich wollte einen Überblick gewinnen und deshalb zum Zelt zurück. Schweißbedeckt vor Aufregung, und Anstrengung, über und über mit Blut bespritzt, bis an die Knie und Ellbogen voll Schmutz aus dem Sumpf, kletterten wir bergan, hinaus aus dem Kessel. Wir fanden nur einige Frauen, die uns sagten, daß sämtliche Männer nach der anderen Seite geeilt seien, wo die Elefanten durchzubringen versucht hätten oder schon durchgebrochen seien, wie von verschiedenen Seiten getrommelt wurde.

Das war eine böse Nachricht. Ich wollte den Umweg rund um den Zaun und durch die Schlucht nicht machen, sondern quer durch den Kessel nach der andern Seite. Also wieder zurück zu den toten Tieren und dann weiter durch den Busch.

Plötzlich hören wir es dicht neben uns brechen. Ich suche Deckung hinter dem nächsten Baum. Buema ist bei mir, von den übrigen bin ich getrennt. Ich sah eine Elefanten-Kuh, augenscheinlich sehr aufgeregt, nicht sehr groß, fast schwarz, mit klappenden Gehören, öfter kurz brummend, Bäume und Büsche nach rechts und links beiseite schiebend, im mittleren Trab an mir vorbeiziehen. Hinter ihr folgte ein ungefähr 1,20 m großes Junges. Im Nu war mein Entschluß gefaßt. Ich sprang

vor, zielte, und im Feuer brach das Tier zusammen. Sie schlug mit dem Kopf auf die Erde, so daß die Hinterbeine fast in der Luft standen. Ich eilte näher, noch zuckte sie. Ein zweiter Schuß in das linke Licht gab ihr den Rest. Nicht weit von mir hörte ich Schüsse. Ich glaubte, es sei rechts gewesen, Buema zeigte nach links; mir war recht unheimlich zumute, ich erwartete jeden Augenblick, einem Tier der augenscheinlich versprengten Herde gegenüberzustehen. Ich untersuchte meinen Karabiner und füllte den Rahmen auf, als es plötzlich neben mir brach. Der junge Elefant trat kaum drei Schritte vor mir aus dem Busch, sah mich, machte kehrt und verschwand.

Ich wollte nun mit Buema den Weg hinter Zampa und Amba her verfolgen und hatte mich eben in Bewegung gesetzt, als wieder mit emporgehobenem Rüssel, den Kopf gesenkt, der junge Elefant erschien. Er sah uns aus den kleinen blutunterlaufenen Augen boshaft an, schrie laut und wollte uns attackieren. Wir sprangen hinter die Alte zurück. Das war unser Glück, denn surrend schlugen rechts und links neben uns Geschosse ein. In nächster Nähe knallte es. Wir legten uns an die Erde und ich begann zu pfeifen, worauf das Feuer schwieg.

Zwischen den Bäumen erschien der Gefreite Jonny mit Balla und Amba; er rief, sobald er mich sah, nach rückwärts, worauf noch andere Soldaten kamen. Die beiden Jaundes, die mit Zampa von mir abgekommen waren, hatten in ihrer Angst um mich die Soldaten geholt, diese waren Elefanten begegnet und hatten geschossen, mich aber statt gerettet beinahe verwundet. Zampa sollte an der andern Seite einen starken Bullen geschossen haben. Ich wollte nun versuchen, das junge Tier zu fangen.

Während wir noch beieinander standen, griff uns das junge Tier energisch an. Rechts und links stieß es mit den kurzen Zähnen gegen die Bäume, schlug mit dem Rüssel und nahm seinen Weg gerade auf uns zu. Wir stoben im Nu auseinander. Ich freute mich, daß der Angriff nicht mir, sondern Balla galt, der wie ein gehektes Wild laut schreiend durch die Büsche brach. Ich hatte auf einem umgestürzten Baumstamm ein gesichertes Plätzchen zum Ausschauen gefunden und sah, daß das junge, wütende Tier von der Verfolgung abgelassen hatte und zu der verendeten Mutter zurückkehrte. Ich ließ zwei Soldaten zur Beobachtung des Tieres auf meinem Baumstamm zurück und ging selbst zum Zelt, wo ich Sammeln blasen ließ. Bald kamen dann auch schweiß- und blutbedeckt Zampa und der Rest der Soldaten.

Die Elefanten hatten sich ganz verteilt; es waren noch zwei alte Tiere mit Jungen im Kessel. Ich setzte den Soldaten und Jaundes meinen Plan auseinander, zunächst den kleinen wilden Burschen zu

fangen und dann erst weiterzujagen. Die Leute waren damit gar nicht einverstanden. Balla, der berühmte Elefantenjäger, stand noch unter dem Eindruck seines eben gehabtten Schreckens und schwur hoch und teuer, daß es nicht möglich sei, einen Elefanten zu fangen. Während ich noch bemüht war, die Bedenken der Leute zu zerstreuen, versuchten die Mwelles in ihrer Eier nach Fleisch, durch den Zaun zu brechen. Das Gelingen meines Planes wurde dadurch ernstlich in Frage gestellt, denn jeden Augenblick konnten die Tiere, die durch nichts mehr zurückgeschreckt wurden, anderswo ausbrechen, und die Jungen hätten sich dann sicher angeschlossen.

Ich geriet daher in nicht geringe Aufregung und drohte, jeden niederzuschießen, der nicht auf seinem Platze bliebe. Es war nun aber hohe Zeit, wenn die Jagd gelingen sollte. Das junge Tier war, wie die Späher meldeten, noch immer bei der Alten.

Die Sonne stand bereits hoch, als wir im großen Kreise, Jaundes, Mwelles und Soldaten, auf den verendeten Elefanten losgingen. Wir hatten uns bis auf ungefähr zwanzig Schritte genähert, als das junge Tier den Kopf schüttelte und mit erhobenem Rüssel auf den zunächst stehenden Mann losstürmte. Im Nu machte alles kehrt, und der Kleine ging brummend zur Mutter zurück. Ich sammelte meine Leute und ging noch einmal vor, aber von einem Kreis war schon nicht mehr die Rede; sie hielten sich alle hinter mir und Zampa. Der junge Elefant ließ uns diesmal näher herankommen, und zwei beherzte Soldaten schlichen um die Alte herum so dicht an das Kalb heran, daß es der Gefreite Jonny von hinten am Schwanz fassen konnte. Als das Tier sich aber umdrehte und mit seinem Rüssel wie mit einer Peitsche nach Jonny schlug, rettete sich der erschreckte Gefreite mit einem mächtigen Satz auf die Alte hinauf und verschwand dann auf der andern Seite im Walde, der kleine Kerl aber, wütend gemacht, legte mitten unter uns. Diesmal lief ein unglücklicher Mwelle-Mann nicht schnell genug, erhielt einen Stoß mit dem Kopf in den Rücken und stürzte der Länge nach in den Busch. Der Elefant blieb erstaunt stehen, sah dann einen anderen Mann und jagte diesem nach. Als auf dreißig Schritt im Umkreise kein Mensch mehr zu sehen war, trollte er, sich rechts und links mißtrauisch umsehend, zur Alten zurück, betastete sie mit seinem Rüssel und versuchte, zwischen die Vorderbeine an die Brust zu gelangen. Er hatte augenscheinlich von den vielen aufregenden Attacken Durst bekommen.

Auf diese Art vorzugehen, hatte keinen Erfolg. Ich ließ deshalb Jagdnetze bringen und versuchte, ihn zu umstellen. Aber die Leute waren bereits so eingeschüchtert, daß sie bei der geringsten Bewegung des Tieres zurückwichen. Jonny erklärte mir in seinem pidgeon-Eng-

lich: „Massa, we come here for fight and if some men kill us, all right! But we not will go die for elephants palaver. Massa, this palaver not good!“ (Massa, wir sind gekommen, um zu fechten, und wenn uns ein Mann tötet — gut; aber wir wollen nicht bei einem Elefanten-palaver sterben. Massa, dies palaver ist nicht gut.)

Es wurde immer später, die Mwelles außerhalb des Zaunes schossen und lärmten, daß ich fürchtete, die Elefanten seien durchgebrochen. Ich ließ von den Soldaten einige starke Äste von den Zweigen befreien, dann ging ich mit solch einer Lanze in der Hand auf das Tier los, das bereits etwas ermüdet zu sein schien; denn es attackierte mich erst, als ich ganz nahe war. Ich steckte meine Lanze schräg vor mir in die Erde, hielt mit beiden Händen fest und ließ den Elefanten auflaufen. Er blieb einen Augenblick stehen, ich faßte ihn mit beiden Armen fest um den Rüssel. Als ich den Stamm fahren ließ, flog ich mit solcher Wucht auf den Rücken, daß mir Hören und Sehen verging. Aber ich hielt fest und wurde geschleift. Vor meiner Brust standen die beiden kurzen daumendicken Zähne wie die Gewehre eines alten Keilers, und wild wie ein solcher war der junge Elefant, der brummend rechts und links mit dem Kopf schlug und mich abzuschütteln versuchte. Ich schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Lange konnte ich nicht mehr halten. Da hörte ich über mir: „Hold fast, hold fast, Massa.“ Zampa und mein Koch haben das Tier an den Ohren gepackt. Es konnte nicht weiter und lag über mir in den Knien und stöhnt vor Wut. Mit lautem „Hä, hä“ kamen von allen Seiten die Jaundes herbeigestürzt. So viele Männer haben den Rüssel gepackt, daß ich mich kaum emporarbeiten konnte, um an die Taupe zu gelangen. Mit Nägeln und Zähnen hielten sie fest, wie die Meute den Eber deckt. Ich hatte Angst, die schwarze Masse von Menschenleibern könne das Tier erdrücken. Als ich mit den Tauen ihm die Hinterfüße binden wollte, bemerkte ich eine tiefe Wunde in meiner linken Hand. An dem rechten Bein hatte ich nur noch eine halbe Hose und war selbst mit Schlamm, Gras und Blättern bedeckt. Aber wir hatten ihn; das war die Hauptsache. Die Stricke, die an den Hinterbeinen befestigt waren, wurden um einen dicken Baum geschlungen und auf ein Zeichen von mir ließen alle Mann los. Im Nu war der kleine Gefelle auf den Beinen und begann unglaublich zu toben. Mit dem Rüssel zerrte er an den Tauen, mit den kleinen Zähnen wühlte er den Boden auf, bald brüllte, bald stöhnte er, lief rückwärts, stellte sich auf den Kopf, vor Wut lief ihm der Schaum aus dem Maule, und die blutunterlaufenen Augen traten ihm weit aus dem Kopfe heraus. In weitem Kreise standen staunend Soldaten, Mwelles und Jaundes herum. Ich war um das tobende Tier recht besorgt und schickte eiligst

nach Wasser. Als die Mwelles mit großen Töpfen kamen, die sie in seiner Nähe aufstellten, geriet er von neuem in Wut, zerbrach die Gefäße und ließ selbst an den Scherben noch seinen Zorn aus.

So war es Mittag geworden. Ich schleppte mich nach dem Zelt, um einen Augenblick zu ruhen. Aber dazu sollte es nicht kommen. Lautes Geschrei verkündete von der entgegengesetzten Seite der Umzäunung her, daß die Elefanten wieder einen Durchbruchversuch machten. Ich eilte hinüber, die Tiere aber waren bereits auf das Geschrei und Geschieße hin umgekehrt. Es war ein gewaltiger Anblick, zu sehen, wie die Tiere von neuem dicht aneinandergedrängt mit erhobenen Rüsseln durch den Sumpf das Bachtal entlangstürmten. Bis unter den Bauch sinken sie ein, die Jungen vermögen kaum zu folgen. Es sind zwei alte Tiere mit drei Jungen. Ich stehe am Rande der Schlucht und feuere, aber die Tiere lassen sich nicht aufhalten. Die Jaundes stehen noch immer im Bachtal, schießen und trommeln; jetzt sehe ich sie kehrtmachen, um vor den nahenden Tieren sich an den Rändern der Schlucht emporzuretten. Dann sehe ich eine Weile nichts. Die Bäume verdecken die Aussicht, bis lautes Jubelgeschrei verkündet, daß die Tiere wieder umgekehrt sind. Jetzt kommen sie an uns vorbei, es ist nur die Alte mit den Jungen; wo ist der Bulle? Ich schicke ein paar Leute in die Schlucht und erfahre, daß Banemekunos Wachen zu lange ausgehalten haben, der vorderste Elefant ist mitten unter ihnen gewesen, hat einen Mann mit dem Rüssel gefaßt und ihn fortgeschleudert. Die Banes haben gefeuert, um ihren Kameraden zu retten; die Kuh mit den Jungen ist auch umgekehrt, der Bulle aber ist fort und der tapfere Banemann tot. Da bringen sie ihn zu mir. Außerlich hat er keine Wunde, aber das Rückgrat ist gebrochen, und wie rote Korallen stehen ihm Blutstropfen vor den weißen Zähnen.

Die Jagdlust ist bedeutend herabgestimmt; während ich die Leute vor wenigen Stunden noch mit Drohungen von den gefallen Tieren fernhalten mußte, will jetzt keiner mehr in den Kessel. Auch die Soldaten sind müde. Ich selbst kann kaum noch stehen und beschließe daher, die Jagd abzubrechen. Ich gehe zu meinem jungen Gefangenen und lasse ihn mit aller Vorsicht an den langen Stricken in die Nähe des Zeltes zerren und dort anpflöcken. Bananen und Planten werden in seine Nähe geworfen, eine Grube wird ausgehoben und mit Wasser gefüllt, damit er trinken kann. Wie beglückt bin ich, als er wirklich den Rüssel ins Wasser steckt, trinkt und sich übergießt. Er kann selbst saufen und fressen, das ist ein gutes Zeichen, und die Soldaten rufen mir zu: „Massa, he no go die, he can shop self“. (Er stirbt nicht mehr, er

kann schon fressen.) Nach der Aufregung der letzten Stunden war ich kaum imstande, von dem Essen etwas anzurühren, das mein tapferer Koch bereithielt. Ich war zerschlagen am ganzen Körper. Meine Hand schmerzte mich heftig und wurde von dem schwarzen Lazarettgehilfen Rabbar kunstvoll verbunden.

Als es dunkel wurde, ließ ich mein Feldbett vor das Zelt stellen, um den kleinen ungebärdigen wilden Kerl, der mir wie ein kostbares Kleinod erschien, beobachten zu können. Die Nacht sank herab, rings um den Kessel brannten auf der Höhe die Lagerfeuer, trommelten und tanzten die Neger. Soldaten, Träger und Jaunde-Häuptlinge plauderten neben mir, und fortwährend kamen noch neue Menschen. Stauend umstanden im weiten Kreise Hunderte das kleine Tier, das zeitweilig ganz still, nur leise stöhnend, an den Baum gelehnt stand, dann wieder wütend herumfegte, an den Tauen zerrte, mit dem Kopf gegen die Bäume rannte oder die Pisangbündel, die man ihm zuwarf, in die Luft feuerte, um die Früchte mit den Füßen zu zermalmen. Zonu, Banemekuno und Tanganjige waren gekommen; sie saßen um mein Bett herum und ließen sich von den Ereignissen des Tages erzählen. Bolle brachte bald einen Hahn, bald ein Schaf und glaubte mir wieder und wieder versichern zu müssen, daß er es doch sei, der mir zu dem seltenen Fange verholsten habe. Er fragte mich, ob ich auch noch wüßte, daß ich gesagt hätte, Fleisch und Elfenbein wolle ich nicht, sondern nur junge Elefanten.

Stiller wurde es, auch die Mwelles waren müde. Der Mond brach durch die Zweige, und der Tau begann zu fallen. Herrlich sah es aus, wie die bewegten Zweige der Bäume im Mondschein am Boden sich spiegelten, wie die Wolken am Himmel dahinhuschten und gewaltige Schatten in den Talkessel hineinwarfen, wo Gras und Unterholz vollkommen niedergetreten waren, so daß die alten Urwaldriesen gespenstisch zum Himmel ragten. Ich schaute noch einmal nach meinem Gefangenen, schärfte den Wachen Aufmerksamkeit ein und ging ins Zelt.

Mitten in der Nacht begann der kleine Elefant gewaltig zu klagen. Schriß klang sein Trompeten durch die stille Nacht; vom Wasser antworteten die überlebenden Tiere. Dann kam das Trompeten näher. „Massa“! brüllte der Posten in mein Zelt. Ich war im Nu mit dem Karabiner am Zaun. Aus allen Hütten stürzten die Leute mit Feuerbränden in der Hand, die sie in weitem Bogen in den Kessel warfen. Waren es die Elefanten oder waren es nur dunkle Wolfenschatten, die vorbeizogen? Wir warteten lange, aber es blieb ruhig bis gegen Morgen. Mit dem Rufe der Eulen, die dem jungen Tag entgegen-

krächzten, begann von neuem das schrille Trompeten der gewaltigen Tiere, die unten am Wasser ihre Wunden kühlten.

Als der Morgen graute, stiegen die Späher zu Tal. Bald hatten sie die Tiere gefunden. Die Alten und ein Junges sollten verwundet sein. Ich folgte den Führern und fand die Tiere am Gange der Schlucht. Nur ein Schuß zerriß die Morgenstille. Er hatte gut gefessen, die Ruh rollte in den Sumpf hinab und blieb dort auf dem Rücken liegen. Es waren nur noch drei junge Tiere im Kessel. Eingeborene und Soldaten hatten

Zahme Elefantenkälber auf der Jaunde-Station.

jetzt, wo sie die jungen Tiere allein wußten, lange nicht mehr so große Furcht wie am Tage vorher und zahlreich beteiligten sie sich freiwillig am Fang.

Bald hallte das Tal wider vom Geschrei der Jäger, die sich gegenseitig ermutigten, und von dem Trompeten der gehezten Tiere, die getrennt wurden. Ich war bei den Leuten, die in weitem Kreise das größte Tier umschwärmten. Keiner wagte es, sich ihm zu nähern, bis es Balla nach der Art, wie ich es gestern getan hatte, auflaufen ließ. Mehrere Leute seines Stammes kamen ihm zu Hilfe und versuchten, das Tier am Schwanz und an den Ohren zu halten.

Einen Augenblick schien das Wagnis gelingen zu wollen. Da ließen die Leute los, ich sah wie das Tier den schreienden Balla auf den kurzen Stoßzähnen vor sich hertrug. Es warf ihn dann in das dichte Unterholz und stieß mehrmals nach ihm, so daß ich bei der Länge der Zähne das schlimmste fürchtete. Wir hieben mit unseren Stangen auf das Tier ein

und zogen es so von Balla ab; aber schon hatte der Elefant linksum gemacht und nach dem Jaunde-Mann Nboa mit dem Rüssel geschlagen. Nboa fiel und wurde von den Seinen hinweggezerrt, während der Elefant wie ein Rasender im Kreise herumstürzte und jeden, den er sah, attackierte.

Das Tier war zu groß, um ihm auf so einfache Weise beizukommen. Mir fiel deshalb bei den Hunderten von Leuten, die mir zur Verfügung standen, eine List ein, bei der ich auf die rasende Wut des Tieres rechnete. Ich ließ ungefähr hundert Meter von ihm entfernt eine tiefe, 1 m breite, ungefähr 30 m lange Grube ausschachten, wobei Männer, Weiber und Kinder mit Haumessern, Schaufeln und Händen halfen. Dann schickte ich einige besonders beherzte Jaundes vor, um das Tier zu reizen. Der Elefant, der augenscheinlich nicht wußte, wo er hin sollte, hatte sich nicht weit entfernt und nahm die Jaundes sofort, wie ein guter Stier die Bandilleros, an. Wie diese, wichen sie ihm geschickt aus und näherten sich dabei mehr und mehr dem Graben. Hinter diesem stand Zampa. Ich sah, wie das Tier in blinder Wut wirklich näher und näher kam. Jetzt war es mit erhobenem Rüssel hinter einem jungen Jaunde-Mann her, der in mächtigem Sprunge über den Graben setzt, während der Elefant, der das Hindernis nicht gesehen, mit den Vorderbeinen und dem Kopf verschwindet. Im Nu waren wohl fünfzig Mann mit Stricken und Stangen zur Stelle. Das überraschte Tier brüllte gewaltig und versuchte sich rückwärts herauszuarbeiten. Kräftige Hände und Stangen stießen auch die Hinterfüße nach in die Grube. Aber das Tier drehte sich um und erschien mit den Vorderbeinen und dem Rüssel auf dem Rande. Da wird ihm eine Schlinge um den Rüssel geworfen, jetzt ist es machtlos. Ein paar gewandte Burschen steigen in die Grube und legen ihm die Taue auch um die Hinterfüße, die Enden werden dann um einen starken Baum geknüpft, es selbst wird aus der Grube hervorgezogen. Über und über mit Sand bedeckt, liegt es zunächst mit dem Rücken auf dem Rasen und versucht, mit den Füßen stoßend und unaufhörlich mit dem Kopf und Rüssel schlagend, sich loszumachen. Es versteht es, trotz der gefesselten Beine sich aufzurichten. Mit den wild rollenden Augen, dem weißen Schaum, der ihm in seiner Wut fortgesetzt vom Maule heruntertrief, heiser trompetend, macht es einen unheimlichen Eindruck.

Über die Arbeit an dem Tiere hatte ich die übrigen Elefanten fast vergessen und war angenehm überrascht, als einige Soldaten kamen und mir meldeten, daß Zampa und die Jaundes die beiden anderen Tiere gefangen hätten, von denen allerdings das eine verwundet sei. Ich eilte nun zum Zelt, wo die beiden gefangenen Tiere bereits standen. Sie hatten ungefähr daumenlange Stoßzähne und waren beide Bullen. Der Verwundete war fast ganz schwarz.

Während wir damit beschäftigt waren, die Tiere anzubinden, ihnen Wasser und Pisangs vorzusetzen, um sie zu beruhigen, hörte ich wildes Geschrei. Gleich darauf kamen Leute angerannt, die mir zuriefen, daß der große Elefant sich losgerissen und einen Soldaten ergriffen habe. Als ich den Hang herabeilte, sah ich in der That, wie das Tier, beide Stricke hinter sich herschleifend, einen Soldaten, den es in einen dichten Busch geworfen, mit den Zähnen bearbeitete. Die übrigen Leute waren so erschreckt und ratlos, daß sie nicht wußten, was sie machen sollten, nicht einmal an den nachschleppenden Seilen zogen, um das wütende Tier auf einige Zeit abzulenken. Immer tiefer und tiefer arbeitete sich der Elefant mit dem unglücklichen Soldaten, den er vor sich her stieß, in den Busch hinein. Er war schließlich gar nicht mehr imstande, mit dem Rüssel zu schlagen. Jetzt bekamen die Leute Mut, ein Jaunde ergriff das seitlich herabhängende Tau, während andere die Laue schnell mehrmals um die Hinterfüße wickelten und dann mit einem Ruck anholten, so daß das Tier auf die Seite fiel. Diese Gelegenheit benutzten mehrere beherzte Leute, um die Rüsselfessel gleichfalls scharf anzuziehen, so daß der Elefant sich überhaupt nicht bewegen konnte. Mit Messern und Beilen schlugen sich die Leute von der Seite durch den Busch hindurch und hielten ihn in großer Zahl fest, während von anderen der glücklicherweise nicht lebensgefährlich verletzte Soldat hervorgezogen wurde. Ich wollte das Tier jetzt unter allen Umständen so fesseln, daß es sich nicht wieder selbst befreien konnte, und ließ deshalb das Tau, das mit einer Schlinge um den Rüssel befestigt war, durch die Vorderbeine hindurch an den Hinterbeinen anbinden, so daß er nicht imstande war, den Kopf hochzuheben. Zum Überfluß wurden ihm auch noch von geschäftigen Händen die Vorderbeine gebunden, so daß er schwer atmend wie ein großer grauer Sack an der Erde lag. Ich eilte zu meinen anderen Gefangenen zurück. Das verwundete Tier hatte sich gelegt und stöhnte leise. Es hatte einen Schuß von rechts hinten erhalten, der augenscheinlich von einem Gewehr 71 herrührte. Von einem Auschuß war nichts zu bemerken. Das Tier schweißte zwar nicht stark, aber schien mir heftige innerliche Schmerzen zu haben.

Die Eingeborenen waren jetzt sämtlich bei den gefallenem Tieren, wo sich die wildesten Szenen abspielten, denn voller Gier kämpfte Stamm gegen Stamm, Mann gegen Mann um das Fleisch, so daß es mir mit Mühe gelang, ein Tier für meine Soldaten und die Leute, die mir besonders beim Fang geholfen hatten, aufzuheben. Noch war ich damit beschäftigt, höchst eigenhändig einige Kerle, die durchaus nicht weichen wollten, von diesem Tiere herunterzuwerfen, als ein Soldat atemlos angelaufen kam und mir meldete, daß der große Elefant tot sei. Ich

wollte es zuerst gar nicht glauben und war, als ich zur Stelle eilte und das stark aufgedunsene Tier betastete, recht mißgestimmt. Wir hatten übersehen, daß die Elefanten durch Rüssel und Maul atmen. Ich hatte den Rüssel durch die Vorderbeine hindurch so scharf angezogen, daß das so mühsam gefangene Tier erstickt war. Wir konnten ihm jetzt nur noch die Kehle durchschneiden und es ausbluten lassen. Bis spät abends saß ich vor meinem Zelt und freute mit an den gefangenen Tieren, die sich beruhigt hatten und fraßen. Im Tal feierten Soldaten, Jaundes und Mwelles eine Fleischorgie.

In der Nacht verendete der verwundete Elefant und die beiden anderen schrien so kläglich und waren so ungeberdig, daß ich kaum ein Auge zutat. Nach der Station hatte ich Boten an Laube vorausgeschickt, dem ich auftrag, im Viehstall eine große starke Bor einzubauen. Am frühen Morgen wurden die Tiere wie die Ochsen daheim an lange Leitseile gefesselt und in Marsch gesetzt. Nach drei anstrengenden Tagen traf ich dann glücklich mit meinen Schülhlingen auf der Station ein.

Später gelang es mir, im Bane-Gebiet drei weitere junge Elefanten zu fangen. Die Tiere schlossen sich dann auf der Station merkwürdigerweise ganz nach den Herden, aus denen sie stammten, aneinander an. Während die Tiere im Stall in den ersten Tagen, sobald sie ein unbekanntes Geräusch hörten, scheu um sich blickten, die Gehöre abspreizten und wohl auch wütend gegen die Wände stießen, waren sie nach acht Tagen so zahm, daß der alte Haussa Mahamma, der sie mit zwei Jaundes zusammen pflegte, ruhig in die Bor gehen konnte, um ihnen ihr Wasser und ihre Pisangs zu bringen.

Im November gingen mir zwei Tiere ein, ich ließ nun die andern, damit sie sich ihre Nahrung nach Belieben suchen konnten, hinaus auf die Viehweide. In zwei Tagen schon hatten sich die drei Tiere so eingewöhnt, daß sie abends um halb sechs Uhr vom Wasser heraustraten und vor der Stalltür warteten, um von Mahamma eingelassen zu werden und ihr Bananen-Abendbrot in Empfang zu nehmen. Im Dezember, als die Wute-Adamaua-Expedition auf der Station eintraf, ließen die Tiere frei herum, ließen sich von den Kindern besteigen und kamen allmorgendlich an die Freitreppe meines Hauses, um sich ihren Morgenzucker abzuholen.

Jedenfalls ist der Beweis erbracht, daß die in Kamerun jung eingefangenen Elefanten zähmbar sind. Viel ist darüber hin und her gestritten und geschrieben worden, seit der leider so früh verstorbene Ehlers die Frage der praktischen Elefantenzähmung anregte.

Vielfach hört man bei den Tausenden von Tonnen Elfenbeins, die jährlich aus Afrika, namentlich aus dem Kongostaat, ausgeführt werden,

die bange Frage aufwerfen, wann wohl der letzte Elefant in Afrika geschossen werden wird. Hat es nun auch bis dahin wohl noch gute Weile, so wäre es doch mit größter Genugtuung zu begrüßen, wenn der letzte wilde Elefant von seinen zahmen Brüdern zu Grabe getragen würde.

Wie großartiges die Elefanten leisten können, zeigt Indien. Ich meine, man sollte auch in Kamerun im großen Fang und Zähmung der Tiere versuchen und die Kosten, die es verursachen würde, einige indische Fangelefanten und geschultes Personal dorthin zu schaffen, nicht scheuen. Der Erfolg würde gewiß den, wie ich nicht verkenne, hohen Einsatz lohnen. Was das Kameel für die Wüste ist, könnten die Elefanten für unsere Kolonien werden. Gerade Kamerun ist der geeignete Platz, um die Frage der Zähmung des afrikanischen Elefanten praktisch zu lösen. Nirgends trifft man wohl in ganz Afrika dies Riesentier noch so häufig wie hier. Wie der weiße Jäger, so jagt auch der schwarze auf Elfenbein, darum heißt es handeln und zwar schnell handeln.

Aus Schlachten eines Elefanten.

Dreizehntes Kapitel.

Wute-Adamaua-Feldzug. ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ ☐ Bis nach Tibati.

Von der Station ins Wute-Land. — Kämpfe in und um Ngilla-Stadt. — Vergeblich zu Ngutte. — Über Joto nach Tibati. — Kämpfe mit den Fullahs.

Das Jahr 1899 begann und mit ihm der Krieg gegen die Wutes und Adamaua. Was in jahrelangen Friedensverhandlungen nicht geglückt war, die Wutes von ihren Sklavenjagden abzuhalten und den Weg nach Adamaua zu eröffnen, sollte jetzt mit den Waffen in der Hand erzwungen werden.

Am 2. Januar traf die gesamte Schutztruppe unter dem Kommandeur v. Kamph in Jaunde ein. Schon am frühen Morgen hatte sich ein besonders reges Leben auf der Station entfaltet, die sich natürlich den Augen des Inspektors im Festkleide zeigen wollte. Die Weiber erschienen mit Besen, um die Höfe, die Kasernen und den Weg weithin bis Ambas-Dorf zu fegen. Die Soldaten legten die besten Garnituren an und nahmen, feldmarschmäßig ausgerüstet, in Kompagniefrent vor dem Haupteingang Aufstellung. Am rechten Flügel standen die Jaunde-Rekruten, die ihre Lehrzeit beendet hatten. Noch einmal hatte ich meine alte Stationsbesatzung geschlossen beisammen und ermahnte sie, sich nun, wenn sie in den Verband der Truppen einträte, des alten Rufes der Stationsoldaten würdig zu zeigen, die überall, wo sie an den Feind gekommen waren, mit Auszeichnung gekämpft hatten. Wie glänzten die Augen der alten Leute bei diesem Lobe, wie schauten die jungen Soldaten mich so zuversichtlich an, als sie gelobten, immer voran zu sein im kommenden Feldzug. Ich fühlte, sie würden ihr Versprechen halten.

Gegen 9 Uhr wogte eine festlich gekleidete Menge auf der großen Governor Road hin und her. Zahlreiche Neugierige waren natürlich gekommen, um die einziehenden Soldaten zu sehen, und viele Häuptlinge aus der nächsten Umgebung der Station fanden sich zur Begrüßung des commandeur ein.

Boten, die fortwährend kamen, unterrichteten mich über das Vorrücken der Expedition, die nur wenige Stunden von der Station entfernt genächtigt hatte. Schon wurde in Ambas-Dorf geschossen, jetzt mußte sie also ganz nahe sein. Auf den Faktoreien flatterten munter die Fahnen im Winde, rote Feze wurden sichtbar, im kurzen Galopp kam der Kommandeur der Expedition vorangesprengt. „Achtung, präsentiert das Gewehr“; ich erstattete Meldung und begleitete ihn, als er mit scharfem Blicke die Soldaten musterte. Die großen Jaundes nahmen sich in der fleidsamen Uniform besonders stattlich aus. Dann wurde mit Sectionen abgeschwenkt und ein Parademarsch vor dem Kommandeur ausgeführt, der auf der Freitreppe Aufstellung genommen hatte. Die Stationssoldaten nahmen ihre ankommenden Kameraden in Empfang, wiesen ihnen die Quartiere an und halfen die Lasten der Expedition ordnungsgemäß verstauen. Das war ein Begrüßen und Händeschütteln nicht nur zwischen uns Europäern, als die Leutnants Nolte, v. Arnim, Buddeberg und Assistenzarzt Kerckhoff eintrafen, sondern auch zwischen den alten Soldaten, die sich oft jahrelang nicht gesehen hatten. Da trafen sich Landsleute und junge Soldaten, die erst kürzlich aus Monrovia oder Sierra Leone gekommen waren, brachten Grüße aus der Heimat. Lange dauerte es, bis der wackere Zimmermann seine sämtlichen Lasten geordnet hatte. Mehr als 600 Träger und 150 Boys und Weiber unterstanden ihm, und nichts ist schwerer, als eine solche buntgemischte Gesellschaft in Ordnung zu halten. Erst am Spätnachmittage trat Ruhe auf der Station ein. Man konnte sich zueinander setzen und plaudern.

Der Kommandeur war mit der Aufnahme in den Jaunde-Dörfern und mit dem Zustande der Wege sehr zufrieden. Besonders hatte ihm ein breiter, 150 m langer Damm gefallen, der durch einen Sumpf zwei Tage von der Station führte. Überall waren reichlich Lebensmittel für die große Expedition geliefert worden, einige vierzig Häuptlinge hatten sich auf dem Marsch gemeldet. Noch anders sollte es aber in den nächsten Tagen, die der Vorbereitung und Anwerbung von Trägern gewidmet waren, auf der Station kommen. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, die vielen Weißen und Soldaten zu sehen, siebenzig Häuptlinge trafen mit Geschenken ein. Ganz Jaunde stand unter dem Eindruck des Krieges. Überall nahmen junge Leute Abschied, um als Träger nach Adamaua mitzuziehen. Die Offiziere der Expedition wurden mit

Stationspferden beritten gemacht. Meine beiden Unteroffiziere blieben auf der Station und bekamen als Besatzung schwächliche Leute und Fußfranke aus allen Kompagnien unterstellt.

Am 9. Januar trat ich mit der alten Stationsbesatzung als 4. Feldkompagnie in den Verband der Expedition. Am demselben Tage hielt der Kommandeur ein großes Gefechts-Exerzieren ab und verteilte die Träger. Am 10. rückten wir in folgender Zusammenfassung ins Feld:

Stab:

Hauptmann v. Kampff. 5 farbige Chargen und Soldaten, Assistenzarzt Kerfsiek, Sanitätsunteroffizier Mackrodt, 4 farbige Soldaten. Assistenzarzt Kerfsiek bedient das 3,7 cm Schnellfeuergeschütz, Büchsenmacher Zimmermann, 2 farbige Soldaten bedienen das Maximgewehr.

1. Feldkompagnie.

Oberleutnant Nolte, Unteroffizier Höpfl, 83 farbige Chargen und Soldaten.

2. Feldkompagnie.

Leutnant v. Arnim, Unteroffizier Basner, 81 farbige Chargen und Soldaten.

3. Feldkompagnie.

Leutnant Buddeberg, Unteroffizier Schmidt, 82 farbige Chargen und Soldaten.

4. Feldkompagnie.

Oberleutnant Dominik, 79 farbige Chargen und Soldaten.

Trägerkolonne.

Sergeant Jonczyk, 325 Träger, darunter 17 Head-Leute, mit Karabinern M/71 bewaffnet.

Ein wehmütiges Gefühl war es, als ich an der Ziegelei vorbei mit dem Kommandeur den jenseitigen Hang emporritt und einen letzten Blick auf die Station zurückwarf. Würde ich sie wiedersehen? Ein schwerer Kampf stand uns bevor, denn Ngilla mußte wissen, daß es sich jetzt um Sein oder Nichtsein für ihn handelte, daß er nach allen seinen frechen Räubereien auf Pardon nicht mehr rechnen konnte. Wie eine gewaltige Schlange wand sich die Expedition von der Station zum Wasser hinunter. Überall rote Feze und als Merkzeichen, wenn eine Kompagnie zu Ende war, der Führer der nächsten im Drellanzug hoch zu Roß. Dann kam die Artillerie und schließlich, mit Kisten und Kästen bepackt, die Träger.

Der Wind trug den Schall ihrer Gefänge über das Tal zu uns herüber. In scharfem Marsche ging es 30 km weit auf der schönen breiten Straße vorwärts bis nach Glandi, wo große Unterkunftshütten erbaut waren. In langer Reihe lagen die Pisangbündel als Verpflegung für

die Expedition bereit. Ziegen und Schafe standen angebunden daneben. Vor dem Männerhaus hockten die Häuptlinge aus der Umgegend und sahen staunend zu, wie immer mehr und mehr Soldaten herangerückt kamen, wie der Ruf des Hornisten die Offiziere beim Kommandeur versammelte und wie die Quartiere für die einzelnen Kompagnien verteilt wurden. In den Kompagnien wurde weggetreten, jeder Mann nahm sein Gewehr und Gepäck mit sich, und ein Teil der Leute eilte zum Stabe, um das Zelt des Kommandeurs aufzuschlagen, andere gingen den Trägern entgegen, um schnell mit den Zeltlasten, dem Bett und den Koffern ihres Führers dahin zu eilen, wo er inmitten seiner Kompagnie möglichst im Schatten eines Baumes seine Hütte bauen wollte.

Mein Koch war in den Dienst der Expedition getreten und waltete mit seinem Togo-Landsmann Messa zusammen an den schnell entzündeten Feuern. Schon wenige Minuten nach der Ankunft hatten die Köche heißes Wasser; es gab Tee, der unser Hauptgetränk während der ganzen Expedition ausmachte. Das Essen wurde meist erst gegen Abend eingenommen und bestand aus Suppe, Ziegen-, Schaf- oder Hühnerfleisch, Reis, Erbsen oder Linsen. Koko, Jams und Bananen lieferte das Land. Als Nachtisch gab es manchmal eine Eierspeise und an Festtagen einige kalifornische Früchte. Die Expedition sollte Monate dauern, alles, was wir mitführten, mußte von Menschen getragen werden. Da hieß es, sich einschränken. Wir aßen gemeinsam in dem großen Zelt des Kommandeurs. Nach Tische saßen wir noch etwas plaudernd beieinander, dann suchte frühzeitig einer nach dem andern das Lager auf. Die Marschstage waren anstrengend. Es wurde bis gegen 3 Uhr oft in glühender Sonne marschiert. Beinahe 5 Uhr war es, wenn die Leute untergebracht, das Essen verteilt und ein kaltes Bad genommen war. Kaum war man umgezogen, kam Jonczyk mit den Befehlen für den nächsten Tag; man ging zu Tische, und der Tag war vorüber.

Am 11. nachmittags nahmen wir in Kules Dorf Quartier. Na und Wimba waren zur Stelle. Abgesandte Dandugus brachten einen großen Elfenbeinzahn als Geschenk für den Kommandeur. In dem langen Dorf hatte man einen guten Überblick über das große Soldatenlager. Es war ein malerisches Bild, als unter dem klaren Sternenhimmel die Wachtfeuer brannten, bei denen die Leute ihre Pfeifen schmauchend und plaudernd lagen. Am lodernden Lagerfeuer saßen die weißen Unteroffiziere und hörten Zimmermann zu, der von Land und Leuten erzählte. Bei uns war die Unterhaltung verstummt, die anderen waren in ihre Zelte gegangen. Meine Kompagnie war auf Wache, da saß ich lange vor dem glühenden Holzstoß, sah den fallenden Scheiten zu und dachte vergangener Tage. Wie oft hatte ich hier mit Zampa Quartier ge-

nommen, um weiter zu Ngilla zu reisen. Wie oft mußten wir uns vor dem Stärkeren ducken, jetzt endlich war der Tag der Rache nahe. Ich haßte diesen grausamen, mißtrauischen Wute-Herrscher. Zampa war nicht mehr bei der Expedition, ihn plagte schon lange der Rheumatismus; er war auf der Station geblieben, um seinen Abschied zu nehmen und als Kaufmann im Dienst von Randad & Stein für seine alten Tage zu sorgen. Mir fehlte der wackere Kerl, und auch für die Truppe bedeutete sein Fortgang einen Verlust. Das ist das Los des Feldsoldaten: Heute rot, morgen tot oder verbraucht; ein anderer tritt an seine Stelle!

Dann ging ich die Wachen ab und lauschte im Zelt noch lange dem fernen Rauschen der Nachtigalsfälle. Mehr als dreißig große Kanus lagen am folgenden Morgen wohlbesetzt bereit. Schnell war die Expedition auf das andere Ufer ins Bati-Land hinübergesetzt. Wir nahmen bei Tungele Quartier. Wie jubelten die Batis laut auf, als sie die vielen Weißen und Soldaten sahen. Jetzt war es um Ngilla geschehen. Abends saßen die Häuptlinge lange bei mir am Feuer, drückten mir die Hand und sagten: „Du hast doch nicht gelogen, Dominik!“ Das war ein Augenblick der Genugtuung für mich, den ich lange herbeigesehnt hatte. Wie oft hatte ich diese armen Gefellen getröstet.

Nur noch einmal sollten wir ruhen, ehe wir Ngillas Stadt stürmten. Am 13. Januar trafen wir in Ngidde-Dorf ein. Nur wenige elende Hütten stehen hier in einem dichten Waldstück, versteckt auf einsamen Blößen liegen die Farmen. Tapfere Männer sind die Batis, die hier kaum sechs Stunden von Ngilla-Stadt entfernt hausen. Von jung auf haben sie hier in dem drei Stunden breiten Waldstück um ihr Leben mit den Wutes gerungen. Ringsum bis an den Sanaga im Graslande war diesen alles untertan, aber diese Waldleute hatten sie nie dauernd unterwerfen können. Wohl war fast jedem der Vater von Ngillas Krieger erschlagen, ein Bruder gegen die Wutes gefallen, eine Schwester von ihnen geraubt, wohl waren ihnen oft die elenden Hütten verbrannt, die Äcker verwüstet, aber festgehalten hatten sie an der Scholle, auf der sie aufgewachsen waren. Immer wieder hatten sie sich den Todfeinden entgegengestellt, Rache genommen und noch tiefer im Walde die verbrannten Hütten wieder aufgebaut, neue Felder angelegt, Hühner und Hunde gezogen, bis sie weiter wandern, weiter kämpfen und vielleicht zum Schein Untertanen Ngillas werden mußten.

Mit Weg und Steg waren diese Leute bis ins kleinste vertraut, und manche Nachricht für den morgen in Aussicht stehenden Kampf zogen wir bei ihnen ein. Sie hielten die Befestigung der großen Ngilla-Stadt für uneinnehmbar und glaubten, daß Ngillas Leute sich bis aufs äußerste wehren würden.

In Ngidde gab abends der Kommandeur die Befehle aus, die Sprengmunition wurde nachgesehen, Äzte wurden bereitgelegt und geschärft, und jeder Träger erhielt als Erkennungszeichen ein rotes Tuch um den Kopf gewunden. Ich hatte dem Kommandeur die Lage der Stadt nach Möglichkeit klargemacht. An der einen Seite eines weiten Talkessels erhob sich ein hoher Berg. Er war bewaldet. Ihm gegenüber lagen, gleichfalls die Stadt überhöhend, aber inmitten der Grassteppe, die Haussa-Dörfer. Ein knietiefer Bach trennte sie von der Stadt.

Wall und Graben der Ngilla-Stadt.

In den Haussa-Dörfern sollte die Artillerie auffahren und den Sturm mit ihrem Feuer unterstützen.

Während der Nacht noch schlugen die Bati-Leute mit Weib und Kind einen breiten Weg durch den Wald bis an die Grassavanne. Unbewohnt, reicht diese bis an die Ngilla-Stadt. Langsam nur rückten wir vor, die Kompanie Kolte an der Spitze hatte zu beiden Seiten Patrouillen in dem anderthalbmannshohen Graswalde; man konnte nicht wissen, ob uns Ngilla nicht entgegengerückt war, ob uns in dem hohen Grase nicht ein Hinterhalt gelegt wurde, aus dem die Speerkämpfer uns überfielen, wie einst Zelewskis Sudanesen. Aber kein Schuß fiel, nirgends zeigte sich etwas vom Feinde. Wir waren in der ersten Durrha-Farm. In hohen Rispen nickte das Korn, wo es nicht bereits

geschlagen war und in breiten Schwaden zum Trocknen auf der Erde lag. Ohne Pause waren wir marschiert, das langsame Tempo war besonders ermüdend gewesen, eine kurze Rast daher uns allen willkommen. Gegen 12 Uhr erreichten wir den Rand des Plateaus. Unten sah man die zahllosen spitzen Dächer der Stadt, hinter der die dunklen, waldigen Berge sich erhoben. Halb rechts vor uns lag die Haussa-Siedlung. Der Kommandeur zog die Offiziere vor; mit den Feldgläsern wurde das Gelände einer Prüfung unterzogen. In tiefer Ruhe lag die Wute-Stadt. Sengend heiß brannte die Sonne hernieder, und die Luft flimmerte über den Tausenden und Abertausenden von Grashalmen. In diesen heißesten Tagesstunden ist auch der Neger ungern außerhalb der schattenspendenden Hütte, und für einen Überfall ist die Mittagszeit fast ebenso geeignet wie der frühe Morgen. Es galt, möglichst schnell und unbemerkt an die Stadt heranzukommen, denn erwartet schienen wir nicht zu werden.

Die Kompagnie Nolte erhielt den Befehl, auf der großen Straße weiter vorzugehen und die Aufmerksamkeit der Ngilla-Leute auf sich zu ziehen. Der Kommandeur bog mit dem Gros der Truppe nach rechts in die Haussa-Stadt aus. Schnell war die Lage geklärt; die Kompagnie Nolte marschierte ab, und ich hatte nun mit meinen Leuten die Spitze. Wie brannten die Soldaten vor Kampfesmut, wie drängte es sie, an den Feind zu kommen. Ich hatte mein Pferd hinten gelassen und ging mit der Spitze zu Fuß vor. Kaum vermochte ich den Leuten zu folgen, die eiligen Laufes durch das Gras brachen, bis wir einen breiten Weg erreicht hatten. Auf diesem ging es weiter, bis wir Stimmen hörten; es kamen Leute. Noch wußten sie nichts von uns. „Nicht schießen“ hieß die Losung. Wie die Tiger sprungbereit hockten die Unteroffiziere Salu und Jonny im Grase. Dann ein kurzer Aufschrei, mit dem Bajonett waren die Unvorsichtigen niedergestoßen. Weiter ging es, schneller und schneller, weil wir von links von der Kompagnie Nolte her bereits Schüsse hörten. Wir kamen über eine Blöße, konnten in die Stadt sehen und wurden von dort gesehen. Wie in einem Ameisenhaufen hasteten drinnen die Menschen. Wir kamen wirklich überraschend! Jetzt zischten die ersten Kugeln über unsere Köpfe hinweg, wir hörten das Dröhnen der Pauken in der Stadt, die die Krieger an den Graben riefen. In langen Sähen sahen wir sie aus den Häusern eilen. An einem kleinen Wasserlaufe überraschten wir mehrere Wutes; sie ergriffen die Flucht. Im „*Marisch, Marisch!*“ ging es ihnen nach. Der Kommandeur, der zu Pferde geblieben war, kam vorgesprengt; nur mit äußerster Aufbietung aller Kräfte vermochte ich Schritt mit ihm zu halten. Da waren wir schon in dem Haussa-Dorf, aus dem eben die letzten Flüchtlinge, die von der Stadt aus gewarnt waren, das Weite suchten.

Ngilla - Stadt.

Um die Überraschung voll auszunutzen, befahl der Kommandeur, sofort auf den Graben vorzugehen, den wir mit dem dahinter befindlichen Wall vor uns im Tal liegen sahen. Ein breiter Weg führte vom Haussa-Dorf zur Stadt. Über den Graben hinweg erhielten wir, als wir aus dem Haussa-Dorf vorrückten, das erste Feuer. Keiner achtete darauf. Mit lautem Hurra und dem Ruf „Jaunde“, den meine Soldaten angestimmt hatten, stürmten wir bis an den Graben vor. Er war viel zu breit, um ihn im Sprunge zu nehmen, und zu scharf abgestochen, um irgendwo festen Fuß fassen zu können. Als ich ankam, war der Kommandeur bereits vom Pferde herunter und auf der Grabensohle mit einigen Leuten bemüht, am jenseitigen Hang emporzuklimmen. Ich lief am Graben entlang, um eine Übergangsstelle zu finden. Laute Rufe und scharfes Feuer waren mir ein Zeichen, daß die Soldaten ein Tor zu stürmen suchten. Eine breite Brücke führte in den Torweg. Unter dem Feuer der Soldaten versuchten hier einige Wutes, das Freie zu gewinnen. Wir drängten sie zurück, mit Kolben und Messern wurde gearbeitet, da wir sofort ins Handgemenge gerieten. Die Zurückgebliebenen eilten quer durch die Stadt dem andern Ausgang zu. Überall wurden sie mit Feuer empfangen, denn auch der Kommandeur war mit einem Teile meiner Kompagnie in die Stadt gedrungen und stürmte dem Marktplatz zu. Weithin verteilten sich die Soldaten, um die Wutes, die sich nicht mehr geschlossen zeigten, zu verfolgen.

Leutnant Nolte war bei seinem Vormarsch auf ein befestigtes Dorf an der Straße gestoßen, das am Außenrande eines breiten Waldstreifens sehr geschickt angelegt war. Hier hatte er das erste Feuer erhalten, dann aber schnell das Tor erbrochen, war durch das Dorf geeilt und in breiter Kompagniefront bis an den Waldrand an der südlichen Stadtumwallung vorgedrungen. Hinter dem Graben hatte sich hier mittlerweile fast die ganze Kriegsmacht versammelt, denn die Wutes glaubten, daß der Sturm an dieser Stelle erfolgen würde. Die Kompagnie Nolte wurde mit Pfeilen überschüttet, war aber hinter den Bäumen gut gedeckt, so daß sie nur geringe Verluste erlitt. Sie führte ein hinhaltendes Feuergefecht, bis unsere Umgehung gelungen war. Die Wutes begannen, um nicht im Rücken gefaßt zu werden, allmählich zu weichen. Sobald Nolte bemerkte, daß die Linien der Verteidiger immer dünner wurden, stürmte er unter Schnellfeuer und gelangte noch rechtzeitig in die Stadt, um sich an der Verfolgung beteiligen zu können.

Wie war es gekommen, daß unser Anmarsch unbemerkt geblieben war und daß wir einen verhältnismäßig so geringen Widerstand gefunden hatten? Einige Gefangene lösten schnell das Rätsel: Ngilla war vor drei Tagen gestorben, den Wutes fehlte ihr Führer.

Auf einem Hügel in der Mitte der Stadt, wo Ngillas eigene Häuser standen, hatte der Kommandeur die Flagge aufgepflanzt. Dorthin rückte auch die Kompagnie Buddeberg, die rechts von Nolte ins Feuer gekommen war. Mehrere Leute waren dort verwundet, Buddeberg selbst hatte einen Pfeil im Hut stecken, den er im Eifer des Gefechts gar nicht bemerkte. Der Kommandeur ließ „Sammeln“ blasen. Dann wurden die Wachen ausgesetzt und die Quartiere verteilt.

Wutes waren nicht mehr in der Stadt. Die Tore waren geschlossen und von unseren Posten besetzt. Es war 4 Uhr nachmittags, als der Feind von den Bergen mit Hinterladern ein scharfes Feuer auf uns eröffnete, das mehrere Leute verwundete und erst schwächer wurde, als wir Patrouillen in den Wald vortrieben. Sobald diese sich jedoch zurückzogen, erschienen die Wutes von neuem. Sergeant Jonczyk erhielt einen Schuß quer durch den Rücken. Da es dunkel wurde, konnten wir den Feind nicht mehr aus seinen Waldschlupfwinkeln vertreiben. Höhnend klangen in der stillen Nacht die Rufe des desertierten Soldaten Nasamo in der Haussa-Sprache zu uns herüber. Er rühmte sich, einen Weißen erschossen zu haben, und drohte für den kommenden Tag. Seine Haussa-Kameraden verfluchten ihn laut und stellten ihm, der mit Ungläubigen gegen Rechtgläubige focht, die schlimmsten himmlischen Strafen in Aussicht.

Auch die Punkte der Befestigung, die bei der Flucht der Wutes durchbrochen waren, wurden während der ganzen Nacht scharf bewacht. Die Truppe lagerte gefechtsbereit. Die meisten Wutes waren den südlichen Wall entlang, durch die großen Hügel in der Stadt gedeckt, nach Westen und Nordwesten entkommen. Aber Ngilla war vor zwei Jahren, als ich ihm seine Stadt abbrannte, nach Ndumba, das auf dem Berge im Süden der Stadt im Walde gelegen war, entwichen. Deshalb nahmen wir an, daß auch dieses Mal starke Kräfte der Wutes dorthin zurückgegangen seien. Der Kommandeur sandte mich noch in der Nacht mit meiner Kompagnie, zwei Zügen unter Arnim und Buddeberg dorthin. Wir hofften, einen Überfall ausführen zu können.

Jenseits des Grabens ging es auf breiter Straße bergauf. Wohl eine halbe Stunde waren wir gestiegen, als wir plötzlich Feuer erhielten. Die Wutes hatten gut Wache gehalten, unser Anmarsch war bemerkt. Wir eilten so schnell als möglich vorwärts und kamen an dem Lager der Wache vorbei, wo noch ein Feuer brannte, auf das Plateau. Hier lag Ndumba. Rundum standen Pisangs, eine Befestigung war nicht vorhanden und im Dorf außer wenigen Frauen und Kindern kein Mensch mehr anwesend. Es wurde Tag. Die Spuren der Flüchtlinge führten in die nahen Wälder. Da wir auf keinen ernstern Kampf mehr rechnen

konnten, sandte ich Buddeberg zum Kommandeur zurück, blieb mit Arnim in Ndumba und sandte den Wutes Patrouillen nach. In der Nacht kamen mehrmals größere Haufen des Feindes bis dicht an das Lager heran, waren aber augenscheinlich sehr erschrocken, uns hier zu finden, und suchten schon nach wenigen Schüssen das Weite. Sie hatten es wohl mehr auf Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände abgesehen als darauf, einen Angriff gegen uns auszuführen.

Am 16. suchten wir den waldigen Berghang um das Lager nach feindlichen Schützen ab und rückten gegen 10 Uhr von Norden her wieder in die Stadt ein. Diese zählte über 1500 wohlgebaute Häuser. Der sturmfreie Graben und die starke Fenz hatten 5 km laufende Länge. Gegen Osten deckte die Stadt der Sumpf, in dem seinerzeit Freeman so wacker gearbeitet hatte. Sämtliche Befestigungen waren gut imstande. In der Stadt waren mehrere hochgelegene Punkte als Reduits eingerichtet.

Die Beute war groß: Zwölf Elfenbeinzähne, Waffen aller Art, darunter vier Gewehre M. 71, Munition M. 71, Zeltstöcke, wahrscheinlich von Volkamers Zelt, sehr viel Pulver, 15 Pferde und über 700 Stück Kleinvieh. Der eigentliche Elfenbeinschatz Ngillas wurde nicht gefunden.

Wie sich herausstellte, war Ngilla die letzten Monate mit seinem ganzen Volke auf einem großen Kriegszuge gegen seinen Nachbarn Wenke abwesend gewesen und auf dem Rückmarsche von dort in Waba gestorben. Ehe noch die Königswahl stattgefunden hatte, waren wir erschienen. Der gesetzliche Thronfolger nach Wute-Gebräuchen war Gane, ein Schwesterjohn Ngillas, der bis vor kurzer Zeit bei Ngutte gelebt hatte. Erst zu dem Zuge gegen Wenke war er in Ngilla-Stadt eingetroffen. Eine starke Gegenpartei stellte Wunga, den Nachfolger des Feldhauptmanns Gimene, als Königskandidaten auf. Wunga hatte sich auch mit den Verwandten Ngillas des meisten Elfenbeins bemächtigt und dieses in Sicherheit gebracht. Auch Watare besaß viele Anhänger, die ihn zum Oberhäuptling machen wollten. Wären die Wutes von Ngillas starkem Willen abhängig gewesen, so hätten sie uns wohl nicht die große Stadt so leichten Kaufes überlassen.

Jetzt hieß es, die Verwirrung ausnutzen und nachdrücklich verfolgen. Am 18. marschierte ich mit der Kompagnie Arnim gegen Watare. Der Weg zwischen beiden Städten war augenscheinlich in der letzten Zeit wenig begangen. Watare hatte ja mit Ngilla gegen Wenke im Felde gelegen. Fast neun Stunden marschierten wir auf das angestrengteste, bis wir gegen 4 Uhr die Watare-Farmen erreichten und die Stadt liegen sahen. Arnim ging mit seiner Kompagnie in breiter Front vor. Wohl waren die starken Fenzen in guter Verfassung, und es fiel auch hin und wieder ein Schuß, aber die Stadt war verlassen, und die schwachen

Wachen zogen eilig ab. Lebensmittel und Durrrhabier gab es in Hülle und Fülle, schmauchend und zechend saßen die Soldaten abends an den Feuern.

Auf dem langen Waldberge lagen außer Watare die befestigten Plätze Koho und Watje, die von Jonny und James Pama gestürmt und angezündet wurden. Die Besatzungen hatten wohl nicht geglaubt, daß wir ihnen hier nachspüren würden, und waren nicht geflohen. Sie wehrten sich tapfer, in Koho fiel der Wute-Führer Deme, während in

Die Waldseite der Ngilla-Befestigung, wo die Kompagnie Nolte stürmte.

Watje Watares Bruder Mboto erschossen wurde. Auch in der Mbam-Ebene wurden viele Dörfer verbrannt. Schauerlich war es, wenn die gefangenen Weiber im Lager die Köpfe der Gefallenen, welche die Soldaten als Triumphzeichen mitbrachten, erkannten und klagend die Namen der Toten riefen. *C'est la guerre en Afrique!*

Arnim war den fliehenden Wutes über den Mbam hinüber bis in das Balinga-Land gefolgt und hatte viele Gefangene gemacht. In der Nacht noch kamen Hunderte von Bati-Leuten und stellten sich mir zur Verfügung. Sie suchten mit den Soldaten zusammen weithin die Umgegend ab. Ihren Spüräugen entging nichts; für sie, die die Wutes so furchtbar haßten, war jetzt die Zeit der Abrechnung gekommen, und sie hielten sie gründlich!

19*

Am 20. abends feierten die Batis, die reiche Beute gemacht hatten, in Watara ein wildes Siegesfest, dann zogen sie ab, während ich den Mbam aufwärts bis an den Ndschim-Fluß rückte. Von Gefangenen erfuhr ich, daß Watara wie Gane flußaufwärts geflohen waren und versuchen wollten, an einer günstigen Stelle über diesen Grenzfluß hinüber in das Ngutte-Gebiet zu entkommen. Ich schickte Meldung an den Kommandeur, daß ich versuchen würde, die Wutes noch vor dem Flußübergang zu stellen, und rückte selbst flußaufwärts vor, nahm in einem nahen Dorf Quartier und ließ den Wald an dem 80 m breiten Fluß absuchen. Gegen Abend hatte ein Zug der Kompagnie Arnim unter James Pama Fühlung mit dem Feinde, der beim Flußübergang beschäftigt war, bekommen, sich aber vor der Übermacht zurückziehen müssen. Auf die Kunde hiervon nahm Arnim mit den beiden anderen Zügen seiner Kompagnie James Pama auf, rückte wieder vor und überraschte die Wutes, die, von den Kämpfen des Tages und der Arbeit ermüdet, überall an kleinen Feuern im Walde schliefen, mitten in der Ruhe. Die Wutes wurden vollkommen zersprengt; nur dem Dunkel der Nacht hatten sie es zu verdanken, daß sie nicht gar zu viel Leute verloren.

Einen wichtigen Fang machte am 23. die Patrouille des Unteroffiziers Balla. Ihr fiel die Mutter Ganes in die Hände. Als Arnim eben von dem Überfall zurückkehrte, marschierte die Kompagnie Buddeberg an, die auf meine Meldung hin vom Kommandeur von Norden her gegen die Wutes angeseht war. Am 24. rückten wir wieder in Ngilla-Stadt ein.

Während unserer Abwesenheit hatte die Kompagnie Nolte nach Nordosten hin verfolgt und die großen Wute-Dörfer Janfurra und Beneku verbrannt. Bunga war nach Norden hin flüchtig geworden. Die nähere Umgebung der Ngilla-Stadt war frei vom Feinde.

Am 26. hielt der Kommandeur ein großes Gefechtschießen ab, und am 27. feierten wir Kaisers Geburtstag. Wie tauchten da wieder die alten Bilder vor meinen Augen auf: Im Kafr el Ali in Ägypten, auf der Joß-Platte in Kamerun, dann bei Tungle gar nicht weit von hier, auf der „Nige“ in Monrovia und nun heut in der eroberten Ngilla-Stadt. Dankbar und frohbewegt war mein Herz.

Am 30. marschierte ich mit meiner Kompagnie auf Ngutte. Den alten Häuptling sollte ich nach Ngilla-Stadt rufen. Ich hoffte, daß Ngutte mich in seiner Stadt erwarten würde. Er hatte nie etwas gegen die Regierung unternommen und war mir persönlich befreundet. Zudem war sein Sohn Hans bei mir. Er sollte seinem Vater klarmachen, daß es sich bei unserem Zuge nur um Ngillas Bestrafung gehandelt habe und daß nun alle Wutes unabhängig von Tibati werden sollten.

Frohen Mutes zogen wir über Wimane auf Bo ab. Ich kannte die Gegend und hoffte gegen Mittag dort zu ſein. Aber hinter dem kleinen Farmdorf Ewuba verloren wir den Weg und mußten uns nach dem Kompaß durch das hohe Gras vorwärtsarbeiten. Auch ein Tornado kam mit eiſigem Regen. 5½ Uhr war es, als wir einen Waldſtreifen erreichten und den Ndſchim vor uns hatten. Er wurde mit dem Faltboot überſchritten und floß nun rauschend zu unſern Füßen. Es war kalt, wir waren todmüde und hüllten uns fröſtelnd in unſere Decken. Zu eſſen beſaßen wir nichts; ich hatte beſtimmt geglaubt, bis zu Ngutte ſtets in Dörfern Quartier zu finden. Mit knurrendem Magen traten wir mit Tagesanbruch den Weitermarſch an. Mißmutig zogen wir dahin, als ich plötzlich vom Pferde aus ſah, wie Salu, der die Spitze hatte, ſich tief duckte und mit der Hand eine Bewegung machte, die zum Aufpaſſen aufforderte, während er ſelbſt wie eine Kaze geräuſchlos vorwärtsſchlich. Dann plötzlich einige Sätze der Spitzenleute und kurze Schreie. Als ich vorſprengte, lagen zwei Wutes am Boden, Bogen und Köcher waren ihnen entriſſen, und mit ſahlen angſtverzerrten Geſichtern ſtarren ſie mich an. Hans wurde vorgerufen, wir erfuhren, daß ſie zu Watara gehörten, der ganz in der Nähe am Ndſchim, wo das von mir geſuchte Bo früher lag, ein Lager aufgeſchlagen hatte. Bo war abgebrannt und nicht wieder aufgebaut worden. Deſhalb war auch ein Weg von Ewuba dorthin nicht mehr vorhanden. Die beiden Leute waren ausgeſchickt, um Wild zu ſchießen. Watara hatte viele Leute bei ſich, und aus Magom, dem nächſtgelegenen Dorfe, konnten nicht genügend Lebensmittel beſchafft werden. Im Nu waren die Leute zuſammengebunden, hatten einen Knebel im Munde und führten uns durch das Gras flußaufwärts in einen ganz verwachſenen Buſch, wo an hundert bienenkorbartige kleine Hütten aufgebaut waren. Wir befanden uns in Watares Lager. Es war eben verlaſſen. Die vorſichtigen Wutes hatten unſer Kommen bemerkt. Aber an dem Mehl, dem Bier und dem getrockneten Fleiſch, das wir in Hülle und Fülle fanden, taten ſich meine Leute recht gütlich. Dann ging es weiter. In Magom blieben wir über Nacht.

Am folgenden Tage erreichten wir, durch eine graſige ſumpfige Niederung marſchierend, gegen Mittag ein kleines Dorf, das ſchon zu Ngutte gehörte. Mehrere Leute, die wir hier antrafen, rieten uns, nicht ſofort weiter zu marſchieren, da ſonſt die Leute in dem ungefähr zwei Stunden entfernt liegenden großen Dorf, wo wir nächtigen mußten, erſchreckt werden würden und auch Ngutte Angſt machen könnten. Sie wollten vorausgehen und die Dorfbewohner von unſerer friedlichen Abſicht benachrichtigen. Wir blieben zwei Stunden liegen und kletterten dann zu dem großen Dorfe bergan. Hier empfingen uns mehrere Leute

mit Bier, Mehl und Bananen sehr freundlich, sagten aber, daß die meisten Dorfbewohner fortgelaufen wären, weil sie vor uns Furcht hätten. Von Ngutte wußten sie nichts. Auch diese Leute verschwanden in der Nacht.

Am andern Morgen ging es durch eine tiefe Talwelle zu dem großen Dorf Blaki, das gleichfalls verlassen war. Auch Boten von Ngutte fand ich nicht vor, so daß die Hoffnung auf Erfolg bei mir sehr zu sinken begann. Die Neger sind mißtrauisch und halten es für selbstverständlich, daß man, wenn man der Stärkere ist, seine Kraft den Schwachen fühlen läßt. Deshalb hatten sie wohl gedacht, Vorsicht sei angebracht, und waren verschwunden.

Von den nebeligen Höhen ging es nun auf das Plateau hinunter, auf dem die Ngutte-Stadt liegt. Aber von dem Alten, der mich einst so freundlich entlassen hatte, von den Leuten, die uns zum Abschied zugejubelt hatten, war nichts zu sehen. Im Stadtgraben wuchs Gras, die Brücke war zerfallen und mußte erst ausgebessert werden, damit die Pferde hinüber konnten. Die Lehmmauern der Häuser waren eingestürzt, so daß die hohen Grasdächer auf dem Boden standen. Zahllose Ratten belebten die verlassene Stadt. Vor einigen besser erhaltenen Hütten machten wir Halt und quartierten uns ein. Hans und einige uns begleitende Bati-Leute, die Wute sprachen, wurden ausgesandt, um Leute zu suchen, während wir uns still im Lager hielten. Sie kamen nach einiger Zeit mit zwei Wutes wieder, die sich als Stadtverwalter vorstellten. Beide erzählten, daß Ngutte schon seit Monaten nicht mehr hier wohne, sondern vier Tagereisen nördlich am Fuße des Gebirges eine neue Stadt baue. Sie versprachen, Boten zu ihm zu senden, die in vier Tagen zurück sein könnten. So lange wollte ich denn auch, um nichts unversucht zu lassen, geduldig warten. Während dieses recht unerquidlichen Aufenthaltes in der verlassenen Stadt, in der es von Ratten wimmelte und riesige Schwärme von Mosquitos den Aufenthalt unheimlich machten, haben uns die beiden Alten stets mit Proviant versehen, aber eine bindende Antwort von Ngutte habe ich nicht bekommen.

Am 9. Februar traf ich in Ngilla-Stadt wieder ein. Unterwegs schon waren mir einige Wutes begegnet, die an einer langen Stange einen großen Brief trugen. Sie kamen vom Kommandeur, der mittlerweile durch die gefangene Mutter Fühlung mit Gane bekommen hatte. Gleichzeitig mit mir hatte er eine Dienerin von Ganes Mutter abgeschickt und Gane sagen lassen, wenn er persönlich in die Stadt käme, so solle er König werden.

Am 16. Februar kamen Boten Ganes, die seiner friedlichen Gesinnung Ausdruck gaben und sein persönliches Nichterscheinen durch seine

noch immer gar zu große Furcht entschuldigen sollten. Er wolle alles tun, was die Regierung von ihm verlange. Der Kommandeur ließ ihm sagen, daß er nach der Tibati-Bestrafung, die er jetzt in die Wege leiten würde, nach Ngilla-Stadt zurückkehren und dann die Verhältnisse dort neu ordnen würde. Gane solle ruhig die Stadt wieder aufbauen, soweit sie abgebrannt wäre, und seine Felder bestellen.

Nachdem nunmehr die Macht der Wutes vollkommen gebrochen war, konnte der Kommandeur daran denken, sich gegen Tibati zu wenden. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, die Kranken nach Jaunde geschickt, und mit den erbeuteten Pferden konnten sämtliche Weiße der Expedition beritten gemacht werden, ein Umstand, der die großen Marschleistungen der nächsten Zeit ermöglichte. Mehrere Handpferde dienten zum Transport Leichtkranker.

Der Gesundheitszustand der Europäer war nicht gut. Wir litten fast alle an Fieber, denn der Wald auf der einen und der Sumpf auf der anderen Seite machen die Lage der Ngilla-Stadt, die außerdem sehr heiß ist, da in den Kessel die Winde nicht kommen, für Europäer recht gesundheitschädlich. Auch den Farbigen ging es nicht gut. Viele Fußfranke und häufige Lungenentzündungen verursachten einen Krankenbestand von 25 Prozent. *89*

Am 21. Februar waren alle Vorbereitungen zum Feldzug gegen Tibati beendet, der Vormarsch konnte beginnen. Es war nach der Lage der damaligen Verhältnisse ein ernster Entschluß, den der Kommandeur faßte, als er den Abmarsch anordnete. Galt doch der Sultan von Tibati für den stärksten Fullah-Herrscher in Adamaua, sprach man doch von zehntausend Mann zu Fuß und von dreitausend Reitern, über die er verfügen sollte. Der Kommandeur hatte wenig über dreihundert Mann. Auf diese allerdings konnte er sich verlassen. Sie waren wohldiszipliniert und ausgebildet, infolge der fortwährenden Kämpfe der letzten Jahre abgehärtet und durch die jüngsten Erfolge gegen die Wutes in ihrem Selbstbewußtsein ganz besonders gestärkt. Einer schönen Zeit gingen wir entgegen. Wie lange hatte ich es mir gewünscht, einmal die Fullah-Reiche, an deren äußerster Grenze ich so lange gewirkt hatte, wirklich schauen zu dürfen. Zum ersten Male war es eine festgeschlossene organisierte Macht, gegen die wir zu Felde zogen, und der Kampf sollte sich nicht mehr auf unübersichtlichem Gelände, in dichtem Wald oder hohem Grase, sondern auf offener Ebene abspielen. Nicht unbekleidete Wilde mit mangelhaften Waffen traten uns gegenüber, sondern Fullahs, die eine alte Kultur besaßen, reichlich mit Gewehren versehen waren oder den giftigen Pfeil versandten, sollten gegen uns fechten. All das ging mir durch den Kopf, als wir am 22. früh die Ngilla-Stadt verließen.

Es war eine weite, einförmige Ebene, mit hohem Gras bewachsen, von zahlreichen kleinen, waldbegrenzten Wasserläufen durchschnitten, die wir durchzogen. Wenige Stunden hinter Ngilla überschritten wir einen kleinen Höhenzug und sahen hinter uns den dunklen Bergrücken, an dem die Wute-Hauptstadt lag. Weit und breit war die Gegend verlassen, hin und wieder kreuzten flüchtige Antilopen unsere Bahn, krächzte ein Hahn, der in einem verbrannten Dorf sein Leben fristete. Gegen 2 Uhr erreichten wir Waba, wo Ngilla gestorben war. Neben den Dorfhütten war eine Menge kleiner bienenkorbartiger Grashütten aufgebaut. Hier hatte das Wute-Volk auf dem Rückmarsch von Wenke gelagert.

Am nächsten Tage ging es in der Ebene weiter. Die Wasserläufe wurden zahlreicher, große Sumpfstrecken schlossen sich an sie an, die schon von weitem durch niedriges, wiesenartiges Gras und helles Grün sich kenntlich machten. Überall lagen kleine Dörfer. Sie waren geschlossen gebaut und sämtlich von Fenzen umgeben. In Jankong, einem der größten, machten wir Halt. Hier wurde reichlich fouragiert. Dann passierten wir mehrere Buschwälder und bezogen um 1 Uhr in dem Dorfe Tshangana Quartier. Auch am 24. war der Charakter der Umgegend noch unverändert. Am 25. machten wir einen scharfen Marsch bis spät Nachmittag und erreichten am 26. das große Dorf Wlafi, in dessen Nähe sich die gewaltigen Felskegel Kufuni und Maschari erheben. Als wir am andern Tage weitermarschierten, wurden diese Steinblöcke immer häufiger. Einzelne stiegen bis zu 200 Metern ganz unvermittelt aus der Ebene auf. Sie waren sämtlich merkwürdigerweise vom Fuß bis zum Kegel vollständig nackt, aller Humusboden fehlte. Trotz ihrer schweren Zugänglichkeit oder vielleicht gerade deswegen waren viele dieser Felsplateaus bewohnt. Starke befestigte Dörfer schauten von ihnen trozig in die Ebene. Ihre Bewohner waren freie Wute-Bauern. Sie erklärten sich nach Belieben, bald für Ngilla, bald für Ngutte, zahlten aber an keinen Tribut.

Hatten unsere Träger sich bei einem Ruhetage, den wir in Wlafi gemacht hatten, einigermaßen gekräftigt, so stellte der 28. mit dem Marsch nach Tallatin gewaltige Anforderungen an sie. Die Gegend wurde welliger, und mittags hatten wir 200 Meter zu steigen, bis wir auf der Kuppe anlangten, auf der das Dorf liegt. Wir waren in den Vorbergen des hohen Gebirgsstocks, der die Grenze des Tibati-Reiches nach Süden bildet. Ein kühler Wind wehte in Tallatin, und weit schweifte der Blick über die Wute-Ebene. Wie schwarze Ungeheuer erhoben sich aus ihr die großen Felskegel, weit nach Westen lagen die Ngutte- und Ngandelle-Berge, im Süden zeichnete sich wie ein Strich am Horizont der Ngilla-Berg ab. Der Höhenzug im Südosten gehörte Simefoa; er lag jenseits

des Sanaga im Muelle-Gebiet. Der gewaltige Gebirgsstock vor uns aber begrenzte Süd-Adamaua, auf ihm lag Joko, der äußerste Füllah-Posten.

Wunderbar scharf ausgeprägt sind in unserm Kamerun-Gebiet die großen Terrassen, in denen das Land von der Küste ansteigt. Tief unten der dunkle Urwaldstreifen von der Küste bis an die Ngumba-Berge, dann die erste Terrasse, ungefähr 700 Meter über dem Meere, auf der Jaunde und die Wute-Ebene liegen; hier sind bereits bedeutende Erhebungen, wie die Bakoko-, Muelle- und Ngutte-Berge, aufgesetzt. Dann folgt die zweite Terrasse, Joko-Tibati, ungefähr 1000 Meter hoch, die wieder ein Gebirge abschließt. Dieses führt auf die letzte Terrasse, auf der Ngaum-dere liegt. Von hier geht es dann tief herab ins Benué-Tal. Ist im Küstengebiet ausschließlich Urwald, der auch die erste Terrasse noch zum Teil bedeckt, so ist von Joko ab die Bewachsung eine gänzlich andere: Niedere Grassteppe und Wald sind nur an den Wasserläufen zu finden. Hier oben in Tallatin wurde der Blick nicht müde, wieder und wieder das sonnige Panorama zu betrachten. Wie die Wolken am Himmel dahinzogen, so eilten gespenstisch die Schatten über die Ebene; wie weit, wie unendlich weit ist hier die Natur, wie klein der Mensch in ihr!

Nachmittags brachte eine Patrouille einen riesigen Pavian geschleppt, der sich in einer Falle gefangen hatte und verendet war. Das Tier hatte mit dem starren Blick und dem noch im Tode gesletschten Raubtiergebiß etwas ungemein Wildes; staunend umstanden ihn die Jaundes, die einen solchen Affen nicht kannten.

Der 1. März brachte uns einen der anstrengendsten Märsche, die wir während der ganzen Expedition gemacht haben. Zunächst ging es von den Höhen hinab noch einmal in die Ebene, dann durch wogende Grasfelder bis an den Fuß des Wube-Gebirges, wie die Wutes es nennen. Nachdem wir ungefähr 100 Meter gestiegen sind, passieren wir ein großes Wegekreuz, wo die Straßen zu Ngutte am Gebirge entlang und über Maschari nach Wenke sich abzweigen. Eine gewaltige Talwelle liegt vor uns. Wieder steigen wir eine Stunde. Die Sonne brennt, kein schattenspendender Baum ist in der Nähe, vielfach tritt das bloße Gestein zutage, so daß die Träger mit aller Vorsicht die Füße auf den Boden setzen. An einem Wasserlauf sind die ermatteten Leute kaum noch vorwärts zu bekommen. Mehrere kleine Siedelungen werden sichtbar, die Bewohner entweichen scheu in die Felsen. Wir sind auf der Sohle der zweiten Talwelle angelangt. Große Durrha- und Maisfelder sind abgeerntet, nur große grüne Kürbisse warten noch der Reife. Endlich geht es den letzten Berghang in die Höhe, eine weite Ebene breitet sich aus. Spitze Dächer werden sichtbar. Es ist Joko. Der Kommandeur läßt die Kompagnien aufrücken. In breiter Front geht es auf die Stadt

los, die von Wall und Graben umgeben ist. Wohl irren noch einige Schafe in den Straßen umher, und rauchende Feuer, frischer Pferdemist und zahlreiche Hühner und Lebensmittel zeigen an, daß hier noch kürzlich Menschen waren, aber jetzt ist die Stadt leer. Während allmählich die Träger kommen und erschöpft ihre Lasten niederlegen, sieht man die Soldaten truppweise zum Wasser ziehen oder die Häuser nach Vorräten durchsuchen.

Joko ist ganz nach Fullah-Art gebaut, viele runde Hütten mit verschiedenen Eingängen, oft untereinander durch Mattenzäune verbunden, sind von einer hohen Strohwand umgeben und bilden ein geschlossenes Ganzes. Durch all diese übermannshohen geflochtenen Wände werden breite Straßen und Plätze gebildet, so daß Joko einen viel geschlosseneren Eindruck macht als die Wute-Siedelungen, in denen die Häuser regellos nebeneinander liegen. Diese Fullah-Dörfer mit ihren vielen kleinen Gassen, Ecken und Winkeln sind sehr unübersichtlich, und es ist schwer, sich zwischen den Zäunen und Gängen zurechtzufinden. Joko ist ein großer Knotenpunkt. Es treffen sich die Straßen von Ngilla, Ngutte und Wenke, und nach Norden führen die Wege nach Ngaumdere, Tibati und Sanferni. Wutes, Fullahs und Tifar-Leute stoßen hier aufeinander. Dazu kommen noch die zahlreichen Haussa-Händler. Tiefe eingeschnittene Täler an zwei Seiten der Stadt haben auf ihren Sohlen Wasserläufe, die von einem schmalen Waldgürtel eingefasst werden. Der Boden ist lehm- und kalkhaltig, Bauholz ist in der Nähe: so schien Joko schon damals dem Kommandeur zur Anlage einer Station geeignet zu sein.

Da die Träger und Soldaten sehr erschöpft waren und der Kommandeur hier auch die Lage beurteilen und seinen Operationsplan aufstellen mußte, wurden vier Ruhetage gemacht.

Schon an dem Bau der Stadt und den wenigen zurückgelassenen Hausgeräten konnte man erkennen, daß man in ein anderes Land gekommen war. Zwar besteht die Bevölkerung auch hier noch aus Wutes, aber diese sind dem Fullah-Sultan in Tibati untertan. Die Fullahs sind ein Hirtenvolk, das sich unter dem Namen Borroro in westöstlicher Richtung über den zentralen Sudan verbreitet hat. Nachdem sie Herren des Landes geworden, wurden sie zum großen Teil sesshaft. Sie unterscheiden sich von den Negeren durch ihre schlanken, feinknochigen, sehnigen Körper. Oft sind sie ganz hell, oft tiefschwarz gefärbt. Ihr Haar ist wellig und nicht in Büschel und Gruppen gestellt. Die Fullahs sind Mohammedaner. Ihre Kultur ist arabischer Art. Adamaua ist kein geographischer Begriff, sondern umfaßt das Emirats Yola mit allen seinen Vasallenstaaten; zu diesen gehört Tibati. Die Fullahs, die sich vielfach mit Haussas und auch mit Angehörigen der unterworfenen Negerstämme vermischt haben, hatten in Joko ihren südlichsten Posten.

Am zweiten Ruhetage kamen Boten aus der benachbarten Tifar-Stadt Jakum. Sie meldeten, daß sämtliche Tifars hocherfreut über ihre nahe bevorstehende Befreiung von Tibati wären. Der Lamido (Sultan von Tibati) habe vom Sanferni (Kriegslager vor der Tifar-Stadt Ngambe) eine starke Abtheilung an den Kim-Fluß geschickt, um uns am Übergang zu verhindern. Sämtliche Fullah-Befestigungen aus dem Tifar- und Wute-Gebiet seien ins Sanferni abgezogen.

Die Tifars sind ein den Wutes verwandter Volksstamm, sie zerfallen in Balis, Bafuts, Bandengs und Mandiongos. Die Grenze zwischen den Wutes und Tifars bildet der Kim. Die Tifar-Stämme sind ebenso wie die Wutes allmählich von den Fullahs unterworfen oder leben noch wie die Mandiongos im Kampfe mit ihnen. Ebenso wie die Wutes, wohnen sie in größeren Städtgemeinschaften beieinander, die Häuptlinge üben eine despotische Gewalt aus.

Wie die Tifar-Leute gemeldet hatten, war der Lamido im Sanferni über unser Kommen unterrichtet. Von Joko aus standen uns zum Vormarsch zwei Wege offen. Entweder konnte sich der Kommandeur gegen das Sanferni wenden, wo der Sultan war, oder auf die Hauptstadt Tibati marschieren. Da nun der Übergang über den Kim unter Umständen große Schwierigkeiten machen und der Lamido hier alle seine Streitkräfte vereinigen konnte, erschien es dem Kommandeur angezeigt, sich zunächst gegen die Hauptstadt zu wenden. Auch war dort bei der geringen Initiative, die den Schwarzen im allgemeinen eigen ist, eine Überraschung nicht ausgeschlossen. Der Lamido mußte, wenn er Tibati halten wollte, sein festes Lager verlassen.

Am 5. setzte sich die Expedition nach Norden auf dem Tibati-Wege in Marsch. Zwei Haussa-Leute, die von der Jaunde-Station mitgenommen waren, wo sie früher Handel getrieben hatten, übernahmen die Führung. Aber der Lamido hatte in den letzten Jahren alle Haussa-Karawanen, die nach Süden wollten, gezwungen, über das Sanferni zu marschieren, so daß die alte begangene Straße vollkommen verwachsen war. Ein beschwerlicher Weg führte durch gebirgiges Land. Gewaltige Bodenwellen gab es zu überschreiten. Das Gras war niedrig und spärlich, nur in den Tälern fanden sich Wasserläufe, an denen hin und wieder ein kleines Dorf lag.

Nach zwei Tagemärschen trafen wir auf mehrere große Wute-Dörfer, die von einer Fullah-Siedlung, die über ihnen auf einem Berge lag, beherrscht wurden. Aber erst jenseits des tiefeingeschnittenen Mfe-Flusses kamen wir in eigentliches Fullah-Land. Nur wenige Späher zeigten sich bei unserm Übergang. Sie trugen weite Beinkleider, lange Toben und den Turban oder die Fullah-Mütze auf dem Kopfe. Sie

waren mit Stoßspeeren bewaffnet, trugen den Bogen in der Hand, den Köcher auf dem Rücken und über den Schultern am Gehänge das breite Schwert. Längs des Flusses war lichter Wald und schönes, grünes Weideland, das wie unsere Heide im Sommer aussah. Blumen blühten, Bienen schwirrten umher, und überall lagen, von hohen Mattenzäunen umgeben, große Höfe, in deren Umgebung der Boden von Rindern zertreten war. So befanden wir uns denn in dem viehreichen Adamaua.

Am 10. bezogen wir, nur noch wenige Stunden von Tibati entfernt, das Lager. Am 11. wollte der Kommandeur angreifen!

Im Morgennebel ging es auf die Stadt los. Vor mir, spähend, die Büchse in der Hand, der Unteroffizier Massadu mit den Leuten der Spitze. Rechts und links zeigten sich Späher. Es wurde auf sie geschossen, hin und wieder fiel einer, aber immer wieder waren sie da, begleiteten uns und sandten Pfeile herüber. Das Land war leicht gewellt; der weite Gesichtskreis, den man im Wald und Gebirgsland nicht kennt, erhöhte den Eindruck des Ungewohnten. Gegen 9 Uhr zeigten die Soldaten auf einen fernen, sich vor uns ausbreitenden Buschstreifen — *T i b a t i*.

Ein langes Tal lag zwischen uns und der Stadt, durch das Glas erkannte ich Zäune und Dächer. Deutlich zeichnete sich die hohe Umwallung vom Horizont ab. Der Kommandeur setzte den Angriff an. Gellendes Kriegsgeschrei schallte uns entgegen, weiße Gestalten sammelten sich auf den Wällen. Wir meinten, es solle ein heißer Tag werden. Die Kompagnien rückten in den Grund, wo sie der Sicht des Feindes entzogen waren. Die Kompagnie Nolte entwickelte sich rechts, die meinige links von der Straße. Hinter der Mitte folgten die Artillerie und die Kompagnie Arnim in Kompagniekolonne. Die dritte Kompagnie blieb zur Reserve und zur Deckung des Gepäcks liegen. Noch einige ermunternde Worte, dann hieß es „auf der Grundlinie schwärmen.“ Wie auf dem Exerzierplatz zogen sich die Reihen auseinander. Der Kommandeur gab den Befehl zum Antreten. Ruhigen Schritts ging es durch das weite Tal, jetzt stiegen wir die sanfte Erhebung hinan und kaum 30 Schritt waren wir von Wall und Stadtgraben entfernt.

Weißer Gestalten erschienen, Schüsse krachten uns entgegen, Pfeile flogen, aber es waren nur Augenblicke. Schon standen wir am Grabenrand, er war tief und breit, aber die Böschung nicht steil; im Nu waren wir unten und am jenseitigen Hang wieder hinauf. Auf dem Wall wuchs eine niedrige lebende Hecke. Wo sich kein Durchlaß fand, schafften ihn die Soldatenmesser; wir waren in Tibati. In wilder Flucht stürzten die Fullahs durch die Stadt. Scharf feuernd setzten wir ihnen nach bis an die ersten Gehöfte, diese wurden abgesucht, und nun zerstreute sich alles in dem Gewirr von Zäunen und Hütten.

Rechts und links knallte es. Schritt um Schritt drangen wir bis zur Sultansburg durch. Diese bildete einen Stadtteil für sich. Zahlreiche große Häuser waren von einem 4 m hohen Mattenzaun umgeben. Ein großes Torhaus aus Lehm hatte einen turmartigen Aufbau. Die mächtigen eisenbeschlagenen Flügeltüren waren geschlossen. Sie wurden eingeschlagen, und von Hof zu Hof ergossen sich die Soldaten. Leute beider Kompagnien drangen durch die Sultansgehöfte bis an die andere

Stadtthor in Tibati.

Seite der Umzäunung, dann weiter durch die Stadt bis an den jenseitigen Grabenrand.

Weithin erstreckten sich dort die Ebene und das Tal des Mao Meng. Über diesen führte eine Furt, an der die Menschen sich drängten, da die Kompagnie Arnim, die geschlossen durch die Stadt gerückt war, dorthin vorging. Überall fielen Schüsse, überall lagen Tote und Verwundete, und in wilder Flucht, meist zu Pferde, suchten die Fullahs nach Norden und Nordosten das Weite.

Es war spät am Nachmittag, als der Kommandeur vor dem Sultanskraal die Truppe sammelte. Bei der großen Ausdehnung von Tibati war eine Bewachung der Befestigung nicht möglich, nur die massiven Torhäuser im Westen und Osten der Stadt erhielten starke

Wachen, die sich auch im Falle eines Angriffes dort verteidigen sollten. Die Truppe und die Träger wurden in die den Sultanskraal umgebenden Gehöfte gelegt. Die mit massiven Mauern umgebene Moschee und der Sultanskraal wurden als Stützpunkte eingerichtet. Überhaupt gab es nicht wenig zu tun. Die Leichen aus der nächsten Umgebung mußten fortgeschafft und begraben werden. Die Kompagnien besserten die großen Zäune um ihr Revier, wo sie schadhast waren, aus, versahen sie mit Schießcharten und legten Zäune und Häuser ringsum nieder, um freies Gesicht- und Schußfeld zu gewinnen.

Es war eine große afrikanische Stadt, die wir heute eingenommen hatten. $6\frac{3}{4}$ km maßen Wall und Graben, die 187 ha einschlossen. Sie hätten, gut verteidigt, ein furchtbares Hindernis gebildet, aber man hatte wohl nie mit einem Angriff auf die starke Stadt gerechnet. Vielsach war der Wall niedergetreten, und man konnte genau den Wechsel der Röhre verfolgen, die abends auf bequemem Weg zur Tränke gegangen waren. Man sah, wo sie in den Graben heruntergerutscht und auf der andern Seite wieder hinaufgeklettert waren. Vier große massive Tore mit 5 m hohen Lehmwänden boten im Innern Raum für starke Wachen. Gewaltige Balken trugen ein hohes, spitzes Grasdach. Über eine Zugbrücke hinweg führte der Weg ins Freie. Vom Südtor aus führte eine breite Straße über den Markt hinweg an der Moschee vorbei zum Sultanskraal. Dieser hatte vier große Höfe, jeder war durch ein besonderes Tor und eine Halle abgeschlossen, in der die Wachen zu sitzen pflegten. Der Boden war mit feinem weißen Sand bestreut und der Aufenthalt in den hohen luftigen Räumen kühl und angenehm. Überall in der Stadt verteilt lagen zwischen kleineren Anwesen Paläste und Fullah-Gehöfte, die nach Art des Königskraals angelegt waren. Die hohen Lehmwände waren mit wunderbaren Figuren bemalt. Im innersten Hof des Königskraals lag die Schatzkammer. Dies Haus hatte besonders starke Wände. Seine Decke war aus gestampftem Lehm hergestellt, um die Feuerfestigkeit zu erhöhen. Hier lagen auf großen Holzregalen noch 38 riesenhafte Elefantenzähne, die die Fullahs auf der Flucht nicht mehr hatten fortschaffen können. Kein Zahn wog unter 100 Pfund, der stärkste hatte 149 Pfund deutsches Gewicht. Die Vorrathshäuser waren mit Mehl und Korn gefüllt, hochbeinige fette Schafe liefen in der Stadt umher, Hühner und Kapaunen flogen freischend über die Höfe, einige Esel standen auf den Höfen. Aber die großen Rinderheerden waren bis auf einige wenige Tiere fortgetrieben. Diese zeigten jedem, der sich ihnen näherte, sofort mit gesenktem Kopf die langen, spitzen Hörner.

Das Mao Meng-Tal war belebt von unzähligen Wasservögeln. Große fahlhalsige Geier saßen überall auf den Firsten der Häuser und

stürzten sich gierig auf alles, was fortgeworfen wurde; dann schwebten sie mit trägem Flügelschlag hinunter zum Fluß. Sie ließen sich im weißen Sande nieder, sonnten sich mit ausgebreiteten Flügeln oder gingen schwankenden Schrittes einher, um sich freischend zu schnäbeln oder grimmig haßend zu beißen. Weithin flogen die Federn. Heute ging es ihnen besonders gut. Überall lagen die Gefallenen mit den kurzen Kriegshemden, Speer und Bogen noch in der Hand, starr den Blick zum Himmel gerichtet, in der weiten Ebene. Bei den Gefechten im Wald und hohen Gras bekommt man selten Gefallene zu Gesicht. Meist schaffen die Stammesgenossen sie fort, oder die Verwundeten schleppen sich in einen versteckten Winkel, um still zu sterben. Hier lagen sie Mann bei Mann mit der Kugel in der Brust oder dem Bajonettstich im Rücken.

Die Soldaten trugen Betten, Haus- und Küchengerät in ihre Quartiere. Auf dem inneren Hofe des Sultankraals lag die Beute aufgehäuft. Neben den Elfenbeinzähnen Zeuge, Pulver, Gewehre, Revolverpatronen, fertige Toben, Leopardenfelle, geflochtene Körbe und Matten, Messer und Wurfeisen, Sättel, Zaumzeuge, Panzer — kurz alles, was die Schatz- und Waffenkammer eines Sudan-Herrschers birgt.

Es wurde dunkel. Die Soldaten schleppten trockenes Holz herbei und zündeten große Feuer an. In Mörsern stampften sie Korn; bei Durrahbier und Schafffleisch sangen sie ihre heimischen Weisen. Wir saßen im Königskraal und besprachen, wie uns die große Stadt so unerwartet leicht zur Beute geworden war, wir ergingen uns in Vermutungen und verhörten die Gefangenen. Diese erzählten, daß erst vor zwei Nächten die Nachricht von unserem Vorrücken nach Tibati gekommen sei, und daß man sofort mit der Räumung der Stadt und dem Forttreiben des zahlreichen Viehes begonnen habe. Der Stadthalter, der jüngere Bruder des Lamido, Jerima (Prinz) Abo, sei erst in der letzten Nacht geflohen. Die Feuer brannten niedriger, wir suchten unsere Zelte oder Hütten auf und hörten, in der Nacht auffahrend, zum erstenmal das grause Huhu der Hyänen, die in der Stadt ihrer Beute nachgingen.

Raum war es Tag geworden, als ich mit der Kompagnie Buddeberg zu einer scharfen Verfolgung, für die mir der Kommandeur drei Tage Zeit gegeben hatte, nach Norden aufbrach. Leutnant Nolte ging nach Nordosten vor. Wir durchschritten die Furt des Mao Meng und kamen in einen lichten Wald. In weiten Abständen standen kleine schattenspendende Bäume in niedriger Grasavanne. Überall spürten sich die fortgetriebenen Rinderherden, die viele Hundert Häupter gezählt haben mußten.

Gegen Mittag fingen wir mehrere Fullahs, die aus Ngaumdere zu stammen und auf der Reise nach Tibati gewesen zu sein behaupteten. Nach ihrer Ansicht hatten die Herden zwei Tage Vorsprung und suchten

die Gebirgsgegenden um Labare im Norden zu erreichen. Überall in der fruchtbaren Ebene lagen große Kraale, die von einem hohen Mattenzaun umgeben waren. Im Innern standen mehrere Häuser, die von dem Besitzer mit seiner Familie bewohnt waren, während rundum in kleinen Siedelungen die Sklaven hausten, die das Feld bebauten. Die meisten Herren waren, wie uns die Führer erzählten, in Tibati oder im Sanjerni beim Sultan, ließen ihre Leute hier arbeiten und ihre Herden weiden; sie selbst fingen Sklaven und bestritten aus dem Erlös ihren Lebensunterhalt. Alle Gehöfte waren verlassen. Hin und wieder stießen wir auf Fullah-Patrouillen, die auf unsere Schüsse hin schnell das Weite suchten. Am 13. ging Buddeberg zurück. Ich wollte noch einmal mein Heil versuchen.

Als wir so durch die baumbewachsene Savanne eilend dahinmarschierten, wurden wir plötzlich mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet. Die Fullahs standen gut gedeckt in größerer Zahl kaum fünfzig Schritt von uns entfernt. Wir entwickelten uns schnell und gingen feuernd vor. Gewandt sprangen die Gegner von Baum zu Baum und verschwanden allmählich, von den Soldaten verfolgt. Als gesammelt wurde, fehlte der Unteroffizier Salu. Ich schickte eine Patrouille aus, von der bald ein Mann mit der Nachricht zurückkam, daß Salu mit einem Pfeil im Oberschenkel an einem nahen Wasserlauf läge. Ich eilte zur Stelle und fand schon mehrere seiner Landsleute um den braven jungen Unteroffizier beschäftigt. Stark wie ein Bär, dabei von einem kindlich bescheidenen Wesen, war er mir einer der liebsten meiner Leute. Nach dem Buëa-Feldzug war er mit seinem Bruder Jimba als Soldat eingetreten. Überall hatten sich beide ausgezeichnet. Jimba war Kaisers Geburtstag 1897 bei Ngilla gefallen. Sollte nun auch Salu sterben? Es ging mir zu Herzen, als er mit seinen treuen Augen zu mir auf sah, mir die Hand reichte und sagte: „Finish, Massa“ (Es ist zu Ende). Seine Landsleute waren der Ansicht, daß er noch zu retten sei, obgleich das Pfeilgift schon gewirkt hatte. Ich ließ eine Bahre herstellen und sandte den Unteroffizier Schmidt mit dem Verwundeten nach Tibati zurück. Noch standen wir beieinander, als mein Boy Attang mich an der Schulter ergriff, gerade zur rechten Zeit, um einen Pfeil, statt in mein Fleisch, in einen Baum fahren zu lassen. Einige Fullahs hatten sich wieder herangeschlichen, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Der Gefreite John Hanson hatte mit wohlgezieltem Schuß einen graubärtigen Alten gestreckt und eilte nun trotz vieler Pfeile, die ihn umschwirrten, hinzu, um ihm kaltblütig den Kopf abzuschneiden. Das hohe Schilfgras eines nahen Wasserlaufes gab den Fliehenden gute Deckung.

Da größere Siedelungen und Weideplätze in der Nähe waren,

machten wir Halt und kochten ab. Die Soldaten brachten schönen Honig. Überall auf den Bäumen befanden sich Bienenkörbe, die vorn durch eine Lehmwand, in der sich ein Flugloch befand, geschlossen waren. Einige Hauffas verstanden es sehr geschickt, die Tiere auszuräuchern, während auf dem Marsch nach Tibati ein Jaunde-Mann eines Tages bei dem Versuch, Honig zu holen, die ganze Expedition auseinander gesprengt hatte. Während wir nämlich in Rendezvousstellung standen, hatte der unvorsichtige Mann die Bienen aufgestöbert, die uns eine blutige Niederlage beibrachten. In ganzen Scharen stürzten sich die aufgebrauchten Tiere in die nichts ahnende Kolonne, die sofort weitermarschieren und mehrere Häuser anzünden mußte, um das Gepäck aus dem Bienendorf heraus zu bekommen.

Da wir jetzt auch noch Widerstand fanden, durfte ich nicht mehr hoffen, den Vorsprung, den die Herden hatten, einzuholen. Ich machte kehrt und war am 13. abends wieder in Tibati.

Der 14. März wäre mir fast auf recht ruhmlose Weise verhängnisvoll geworden. Die Soldaten hatten einen jungen Bullen, der einen langen Strick um den Hals hatte, eingefangen und mit Mühe in einem Kraal festgelegt, wo es ihm bei gutem Futter scheinbar recht gut ging. Der Feldwebel Musa erzählte mir von der Wildheit des Tieres. Ich ging mit ihm und mehreren Leuten, um es mir anzusehen. Das Tier sah mir recht harmlos aus, und als alter Elefantenjäger glaubte ich, auch mit einem jungen Buckelochsen fertig zu werden. Ich ging an ihn heran und klopfte ihn auf den Hals. Das Tier verstand die Sache falsch und ging mit gesenkten Hörnern auf mich los. Während ich ihn mit den Armen abwehrte, achtete ich gar nicht auf die Leine, an der das Tier festgebunden war. So kam es, daß der Strick sich um meine Beine schlang, ich im Nu mit zusammengeschnürten Füßen auf der Erde lag und von dem wütenden Bullen mit den Hörnern bearbeitet wurde. Als die Soldaten mich befreiten, war ich so übel zugerichtet, daß ich schon fürchtete, den interessanten Auftrag, den der Kommandeur mir zugedacht hatte, nicht ausführen zu können. Ich sollte nämlich eine Botschaft an den Sultan von Ngaumdere bringen. Mit Bleiwassertüchern auf dem Gesicht, von meinen Boys umgeben, die mir Luft zufächelten, um die geschwellenen Backen zu kühlen, lag ich abends in meinem Zelt und gab dem Unteroffizier Schmidt, der mich begleiten sollte, die nötigen Befehle. Dann träumte ich von der großen Fullah-Stadt, deren Beschreibung mich in Passarges Werk stets so besonders gefesselt hatte und die ich nun schauen sollte.

Vierzehntes Kapitel.

Krieg mit Tibati. Besuch in Ngaumdere.

Nach Norden durch das Tibati-Land nach Ngaumdere. — Einzug. — Gast des Lamido Abo. — Beschwerlicher Marsch nach Ngambe. — Der Tibati-Sultan ist abgezogen. — Bei den Mandiongolos. — Abschied von der Jaunde-Station.

Am 15. März verließ ich mit Unteroffizier Schmidt und meiner Kompagnie Tibati, um nach Ngaumdere, dem nördlichen Nachbar-sultanat, zu marschieren. Mein Auftrag sollte möglichst schnell ausgeführt werden, damit die Expedition in Tibati keinen unnötigen Aufenthalt erlitt.

Wir überschritten den Mao Meng und kamen in lichten Wald. Starke Flüge Perlhühner erhoben sich bei unserm Nahen. Als Führer hatten wir den gefangenen Fullah, der behauptet hatte, aus Ngaumdere zu stammen, und einen Baia-Sklaven, der früher im Dienste seines Herrn öfter mit Vieh den Weg gemacht hatte, mitgenommen. Es war nicht zu warm. Leichter Regen rieselte hernieder. Auf großen Wiesen erhoben sich Scharen von Wasservögeln, starke Antilopen ästen in nächster Nähe. Doch es war keine Zeit zur Jagd, wir mußten vorwärts. Überall waren die Fullah-Höfe verlassen, und wenn sich auf den Bergspitzen Leute zeigten, waren sie, wenn wir näher kamen, schnell verschwunden.

Mittags schon hatten wir das Gebiet hinter uns, das unsere Patrouillen abgestreift hatten und wo häufige Brandstellen von ihrem Durchmarsch Kunde gaben. Wir kamen in welliges Hügel-land. Das Gras wurde immer kürzer, der Wald verschwand ganz. Der rote Lateritboden war durch die Sonne so gedörst, daß sich an der Oberfläche überall kleine steinharte Klumpen gebildet hatten, die den Soldaten beim Marschieren lästig waren. Nur an den Wasserläufen fand sich noch grünes Weideland. An solchen Stellen befanden sich denn auch Sie-

delungen und auf den niedrigen Bäumen große Bienenkörbe. Gegen 4 Uhr waren wir 40 km marschiert, machten in einem Fullah-Gehöft Halt und übernachteten.

Am 16. gegen 9 Uhr passierten wir das letzte zu Tibati gehörige Dorf, das einem Sklaven des Sultans gehörte. Es war stark befestigt und wurde durch eine tiefe Schlucht in zwei Hälften geteilt. Wir fanden hier große Vorräte an Lebensmitteln. In einer kleinen Strohütte lag ein Neger in Ketten. Ich habe einen solch riesigen Menschen, aber auch einen so tierischen Gesichtsausdruck nie wieder gesehen. Er behauptete, ein Domme-Sklave zu sein. Seine Herren hätten ihn bei der Flucht aus Furcht, daß er fortlaufen würde, zurückgelassen. Wir nahmen ihn mit uns, als wir, gehörig verproviantiert, weiter marschierten. Wir rückten bergan über die steilen Hänge und weiten Täler des Gebirgslandes, das wir von Tibati aus am Horizont dunkel liegen sehen. Überall trat das bloße Gestein zutage, gewaltige Felsformationen türmten sich auf; es galt, in dreitägigem Marsch, wie unsere Führer uns sagten, dies Hochgebirge zwischen Tibati und Ngaumdere zu überschreiten. Es wurde kalt und die Luft merklich dünner, wir waren wohl 1200 m hoch. An einem kleinen Wasserlauf, den etwas Wald umgab, der einigen Schutz gegen den Wind gewährte, wurde Halt gemacht.

Eben war das Zelt aufgeschlagen, und die Leute hatten sich, um Feuerholz zu holen, überallhin zerstreut, als wir Schüsse hörten. Gleich darauf erhielt ich die Nachricht, daß im oberen Flußtale mehrere hundert Stück Rindvieh ständen, die von berittenen Fullahs geweidet wurden. Die Schüsse der Soldaten hatten die Leute in die Flucht getrieben. Ich fand, als ich nach kurzem Galopp zur Stelle war, die Rinder aufgereggt brüllend beieinander stehen. Es waren herrliche schwere Tiere; bunt oder braun, mit großen Fettbuckeln und langen Hörnern. Besonders stark waren die Stiere. Wir waren mehr als 70 km von Tibati entfernt; die Tiere benahmen sich sehr ungebärdig. Es konnte deshalb von einem Zurücktreiben der Herde nach der Stadt keine Rede sein. Ich schoß mehrere Tiere nieder und überließ die übrigen ihrem Schicksal.

Während die Leute noch beim Auschlachten begriffen waren, ging ein Tornado nieder, der sich später in einen Landregen von solcher Heftigkeit verwandelte, daß kaum die Feuer unterhalten werden konnten. Nur der Überfluß an Fleisch ließ die Soldaten das böse Wetter vergessen. Die ganze Nacht saßen sie kauend an den Feuern, während die großen schweren kalten Tropfen auf sie herniederrauschten. Im Dunkel der Nacht entwich auch unser Riese, um den sich niemand sonderlich gekümmert hatte.

Am 17. ging es noch höher in das Gebirge hinauf, Regenwolken hüllten uns in einen dichten, feuchten Dunstschleier, aber wenn die Sonne einmal durchbrach, sahen wir grüne Hänge und Täler und weit im Westen einen dunklen Gebirgsstock, auf dem nach Aussage unserer Führer die Fullah-Stadt Jaureao und das gefürchtete Heidenest Galim lagen. In Galim hatten fortgelaufene Sklaven aus Tibati, Banjo und Ngaumdere eine feste Niederlassung gegründet, die sich allmählich so vergrößert hatte, daß sie der Schrecken aller reisenden Haussas und Fullahs wurde.

Auch heute trafen wir überall auf große Viehherden. Kamen wir näher, so setzten die Hirten sich zu Pferde, banden Kälber an lange Stricke und schleppten sie hinter sich her. Im saufenden Galopp folgte ihnen dann die ganze Herde. Es war ein schöner Anblick, wenn die buntschedige Gesellschaft wie attackierende Kavallerie über den kurzen Rasen galoppierte, um jenseits eines Gebirgskammes unseren Blicken zu entweichen.

Wir marschierten ununterbrochen bis nachmittags gegen 4 Uhr und kamen in das Tal des Mao Beli, der die Grenze des Tibati-Weidelandes bildete.

Am 18. morgens sahen wir jenseits des Flusses auf grünen Wiesen weidende Herden und runde, bienenkorbartige Strohhütten. Geschäftig liefen Männer und Frauen umher. Wir sahen, wie die Leute die kleinen struppigen Pferde einfingen und mit Pfeil und Bogen einigen am Wege gelegenen Ruppen zusprengten, wo sie Aufstellung nahmen. Als wir näher kamen, winkten wir sie heran und bedeuteten ihnen durch Zeichen, daß wir nichts Böses im Schilde führten. Als sie unsere Führer erkannten, verloren sie jegliche Scheu und kamen, nachdem sie Speer und Bogen an die Erde gelegt hatten, auf uns zu. Es waren Borroros mit fast europäischen Gesichtszügen. Sie trugen große geflochtene Strohhüte auf dem Kopf, die durch einen Kinnriemen festgehalten wurden, die einst weißen Haussa-Toben waren schmutzig und zerrissen; an den Füßen hatten sie Sandalen. Die Hirten riefen ihre Frauen, die aus den Hütten große Holzschalen mit frischer Milch brachten, auch Eier und in kleinen Kalebassen Butter zum Verkauf anboten. Meine Wey- und Jaunde-Soldaten konnten sich nicht genug wundern, als ich mit den Haussa-Soldaten gemeinsam von der schönen Milch trank. Sie hatten nie Milch kühle gesehen und fanden es unverständlich, daß man etwas Ungekochtes genießen könne. Der weiße Mann trank rohe Eier und Tiermilch! Unglaublich! — Wir kauften zwei Kälber zum Schlachten für etwas Zeug und Salz.

Die Borroros sind Besitzer großer Viehherden. Sie führen ein Nomadenleben und ziehen den besten Weideplätzen nach. In die großen

Städte kommen sie selten; dort haben sie einen Vertreter, der ihre Interessen bei dem Herrscher des Landes wahrnimmt. Sie gelten als frech und räuberisch und werden von den handelnden Hauffas sehr gefürchtet. Ihr Viehreichtum muß ein ganz gewaltiger sein, denn wir begegneten in der Heidelandschaft, die wir nun durchzogen, fortwährend neuen Herden. Oft lagen die großen Stiere mitten auf der Straße, die jetzt breit und ausgetreten war, wiederkäuend und starrten uns gleichgültig an, bis sie durch einen Steinwurf oder durch einen Peitschenschlag aufgeschreckt wurden. Dann trotteten sie langsam beiseite. Die Jaundes machten einen großen Bogen um jeden „Njatt“ (Büffel). Sie glaubten noch immer nicht recht daran, daß diese bei ihnen gefürchteten Tiere hier so harmlos seien.

Das Gebirge, das wir hinter uns hatten, bildete die Grenze zwischen dem Wute- und Mbum-Stamm. Die Mbum-Leute hatten die Hochebene von Ngaumdere, die in blauer Ferne vor uns lag, früher als freie Leute bewohnt, bis die Fullahs kamen und sie unterwarfen.

Gegen 1 Uhr sahen wir die ersten festen Siedelungen und angebautes Land. Bei unserm Herannahen stiegen die Dorfbewohner neugierig von ihren Höhen zu Tal. Sie gehörten nicht zu den landeingeheissenen Mbum-Leuten, waren auch keine Fullahs, sondern stammten aus der Südostecke des Ngaumdere-Gebietes, aus dem Makfa-Lande. Sie waren Balakoffa leibeigen, dem ersten Minister des Ngaumdere-Sultans. Dieser, ein alter Makfa-Sklave, hatte den jungen Sultan erzogen, war dann mit der Zeit mehr und mehr bei ihm in Ehren gekommen und schließlich der mächtigste Mann im Ngaumdere-Lande geworden. Er hatte viele seiner Landsleute nach sich gezogen und sie hier an der äußersten Grenze des Landes angesiedelt. Es waren kleine, unglaublich häßliche Neger, die zum Teil ganz nackt gingen und einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machten. Sie sollen denn auch als Menschenfresser sehr gefürchtet sein, nur in einer recht losen Abhängigkeit von Ngaumdere stehen und öfter die Fullah-Siedelungen in der Ebene übel brandschatzen. Ich hielt mich nicht lange bei ihnen auf, sondern marschierte an ihren Bergen vorbei bis nach Jauro Baiel, dem ersten Fullah-Dorf. Jauro Baiel gehörte einem Jerima, das heißt einem Manne prinziplichen Geblütes.

Es war 4 Uhr, als uns aus dem Dorfe mehrere Reiter entgegenkamen und uns bedeuteten, Halt zu machen. In langer Rede setzte ich ihnen den Grund meines Kommens möglichst verständlich auseinander und wartete geduldig mit meinen Leuten, bis sie wiederkamen und uns einluden, in ihrem Dorfe Quartier zu nehmen. Sklaven brachten drei Schafe und reichlich gekochtes Essen. Der Jerima erschien nicht, ein

Zeichen, daß man uns doch noch nicht recht traute, was nach den letzten kriegerischen Ereignissen wenig verwunderlich war. Die Nachricht von der Einnahme der Tibati-Stadt war natürlich längst hierher gelangt.

Am nächsten Morgen brachen wir frühzeitig auf. Die Gegend wurde wieder gebirgig, nur ganz vereinzelt zeigten sich die hohen Zäune der Fullah-Niederlassungen. Wir stiegen unausgesetzt. Es waren nur Saumpfade, die hier über das Gebirge führten, das die Hochebene von Ngaumdere nach Süden abschließt.

Auf dem Kamm traten uns plötzlich zwei hohe Gestalten entgegen: junge, wohlgebaute, fast zwei Meter hohe Gesellen mit klugen Zügen. Sie trugen die Fullah-Mütze, gelbe Kriegshemden, die durch einen Gürtel zusammengehalten wurden, und weite Hosen. Sie hatten den Köcher über der Schulter, Bogen und Lanze in der Hand. Sobald die Führer und meine Haussa-Soldaten die Männer sahen, erklärten sie mir, es seien der guten Kleidung nach Leute aus der Stadt. Es waren Königsboten; der Sultan hatte sie uns entgegengeschickt, um zu hören, was wir bei ihm wollten. Ich wählte drei alte verständige Soldaten, die Haussas Mahamatombo und Mohinna und den Sierra Leone-Gefreiten Sobbe aus, steckte sie in Haussa-Kleider und schickte sie mit einem der Boten zurück nach Ngaumdere, um dem Sultan zu melden, daß ich als Abgesandter des Kommandeurs, der in Tibati saße, zu ihm käme und ihn deshalb um freies Geleit durch sein Land bäte. In langen Schritten eilten die vier von dannen; langsam stiegen wir unter Führung des andern Königsboten in die weite Ebene vor uns hinab. Soweit das Auge reichte, Wiesen, Felder, Gehöfte, weidendes Vieh und arbeitende Menschen in weißen Toben. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesem ungewohnten Bilde.

In einem kleinen Mbum-Dorfe machten wir Halt. Herrisch trieb der Fullah-Krieger die Leute aus den Häusern und befahl ihnen, Essen für uns heranzuschaffen. Neugierige kamen in Scharen und sahen dem Aufschlagen der Zelte zu. Die Mbum-Weiber hatten ein Tuch aus Haussa-Baumwolle eng über die Brust gezogen und hohe turmartige Haarwulste auf dem Kopfe. Als Schmuck trugen sie große Achatherzen um den Hals. Es waren schwarze oder braune, wohlgebaute Gestalten. Zahlreiche faulenzende Fullah-Jünglinge mit schmalen Gesichtern stützten sich auf große Lanzen, hatten einen Fuß hochgezogen und gegen den andern gestemmt. Haussas kamen vorbei, ein Alter hoch zu Ross mit großem Strohhut voran, zahlreiche Sklaven, Frauen und Kinder, die mächtige Ballen trugen, folgten ihm. Fullahs vom Lande zogen mit ihren Familien zur Stadt; sie trieben Vieh vor sich her, die Frauen und Sklaven trugen Körbe mit Mehl und gefüllte Kalebassen auf dem Kopfe.

Ich hatte geschlachtet, und meine Leute waren lebhaft mit Kochen beschäftigt. Als Zutat fanden sie alle möglichen Kräuter, Pfeffer und Gewürzblätter. Wo Gehöfte waren, standen große Baobab- oder Baumwollbäume, die Schatten und Kühlung gewährten.

Als Kornspeicher dienten tönernen Urnen, die auf einem Gerüst standen, damit die Feldmäuse sie nicht plünderten. Ein Rohrdeckel oder Rohrdach bedeckte das Ganze. Neben Durra Korn und Mais brachten die Frauen auch feine Hirse, süße Kartoffeln, Bohnen, Erdnüsse, Kürbiserne und gute Tomaten. Bananen habe ich erst in Ngaumdere auf dem Markte gesehen.

Am 20. kam ein gewaltiger Heuschreckenschwarm wie eine schwarze Wolke über die Ebene dahingebraust; die Eingeborenen zündeten Feuer an, um durch den Rauch die Tiere zu verscheuchen, aber, obgleich die Hauptmasse weiterzog, war doch die Erde mit zappelnden Tieren bedeckt, die von den Leuten gesammelt wurden, um geröstet verzehrt zu werden. Ich wartete auf die Antwort des Sultans. Als diese bis gegen 12 Uhr nicht kam, brach ich auf und traf nach zwei Stunden meine drei Leute mit mehreren englisch sprechenden Haussas, die im Dienste der Royal Niger Company standen. Der Lamido Abbo hatte die Boten noch in der Nacht empfangen und sie neugierig über die Ereignisse in Tibati ausgefragt. Er hieß mich herzlich willkommen, denn wir seien seine treuesten Freunde, nachdem wir den Sultan von Tibati, der sein Feind gewesen, geschlagen hätten.

Wir hätten bequem noch an demselben Tage Ngaumdere erreichen können, aber die Königsboten wünschten, daß wir zwei Stunden vor der Stadt noch einmal nächtigten. Deutlich sah man die beiden unweit von der Stadt sich 150 m aus der Ebene erhebenden Gipfel des Hoßere Beka und Hoßere Ngaumdere. Groß war der Verkehr; man merkte, daß man sich einem der Handelszentren des West-Sudans näherte. Ich hatte mir als Bademecum für Adamaua das Passargese Werk mitgenommen und studierte abends am Feuer eifrig die interessante Beschreibung von Ngaumdere.

Am 21. März gegen 9 Uhr traten die wunderbaren Felsformationen zu beiden Seiten der Stadt, die Ngaumdere das Gepräge geben, deutlich zutage, und als wir einen flachen Rücken überschritten hatten, lag auch die Stadt mit ihren Mauern und Zinnen in der weiten Ebene vor uns. Es war ein Anblick, der mich an mittelalterliche Bilder erinnerte. Ein breiter Graben, über den Zugbrücken führten, weite Tore und, rundum laufend, die 6 bis 8 m hohe, zinnengefrönte Stadtmauer. Reiterkavalkaden in bunten Gewändern, das Gesicht mit dem Vitam umhüllt, sprengten uns entgegen. Sie rissen die Pferde mit den langen Stangen-

fandaren zusammen und veranlaßten die geängstigten Tiere durch Sporenstiche zu den wildesten Sprüngen. Oft stiegen die Pferde kerzengerade in die Höhe, die Reiter saßen, ohne das Gewicht zu verlegen, bewegungslos in den hohen Sätteln, so daß ich glaubte, die Tiere müßten sich überschlagen. Aber sie wurden herumgerissen, und die Reiter jagten zur Stadt zurück. Auf verschiedenen Hügeln vor den Stadttoren hatten sich die Kaburras (Krieger des Königs) in vollem Waffenschmuck aufgestellt.

Ich formierte meine Kompanie zum Einzug. Die Hornisten und der Mann mit der Flagge eilten nach vorn. Die wenigen Träger wurden hinten geschlossen geführt. Unter Hörnerklang marschierten wir über die Zugbrücke. Die Soldaten mit dem Gepäck auf dem Rücken, die Decken und Kochgeschirre jauber aufgeschnallt, so selbstbewußt Mann gegen Mann einhersehrend, machten einen stattlichen Eindruck.

Die Straßen der Stadt werden von grauen, reiterhohen Lehmmauern begrenzt. Sie erfahren nur hin und wieder durch einen Torweg, der in ein Gehöft führt, durch einen Baum, der seine Zweige über die Mauern hängt, oder durch eine Moschee, die frei steht, eine Abwechslung. Kopf an Kopf dicht gedrängt wogte die buntgekleidete Menge. Stolz Fullahs in prachtvollen Toben, auf ihre Speere gelehnt, schauten uns gleichmütig an, junge Kaburras mit der Fullah-Mütze auf dem Kopfe, den Speer in der Hand, standen neben Haussa-Weibern, Heiden aus allen möglichen Teilen des großen Reiches drängten sich neben Mbum-Frauen, die mit ihren hohen Frisuren überall aus der Menge hervorragten. Durch die Zäune und Torwege schauten neugierige, hellfarbige Fullah-Frauen auf die vorbeimarschierenden Soldaten. Die Sektionsabstände waren aufgenommen, die Gewehre fest eingesezt, im Tritt, daß der Lehm Boden dröhnte, ging es vor den Sultanspalast. Eine 6 m hohe, breite, weiße Lehmmauer mit Bastionen an den Ecken umgibt den Sultansbezirk, in den ein mächtiges Sauri (Eingangstor) führt. Es wurde eingeschwenkt, die Soldaten standen in Front, ein kurzes Kommando, und die Gewehre flogen herunter. Es war totenstill geworden. Stolz und selbstbewußt blickten die Soldaten sich um; sie wußten und fühlten es, welchen Schrecken die Besieger von Tibati den Fullahs einflößten, die in weitem Kreise vor dem Sauri saßen. Ein buntes Bild: Toben, Turbane und Vitams, Fullahs mit gelben oder tiefschwarzen Gesichtern auf der einen Seite; gegenüber hin und her wogend das gemeine Volk.

Ich hielt zu Pferde vor der Front und wartete. Da erschien in dem Tor des Palastes ein kleiner Mann in langem roten, mit arabischen Arabesken gestickten Mantel, gelbe Pantoffeln an den Füßen und einen mächtigen Turban auf dem Kopfe. Er hatte ein breites Schwert um-

gehängt und trug zwei große Reiterpistolen im Gürtel. So schritt er auf mich zu. Ich stieg vom Pferde und reichte ihm die Hand. Nach vielen Salams teilte er mir mit, daß er der erste Minister des Lamido sei und uns willkommen heiße. Der Lamido ließe bitten, einige Exercitien aufzuführen, damit er und sein Volk sähen, was für Krieger das mächtige Tibati-Reich so schnell zertrümmert hätten. Die Soldaten legten das Gepäck ab, und die Menge, die uns zugejubelt hatte, wurde wieder still, als die scharfen Kommandotöne über den Platz schallten, nach denen Griffe und Wendungen vollführt wurden. In Sektionen wurde abgeschwenkt und ein langer Frontmarsch über den ganzen Platz ausgeführt. Ein allgemeines Ah und staunende Bewegung ging durch die Menge, als die Füße gleichmäßig den Boden stampften, und selbst die graubärtigen Fullah-Großen vor dem Königstore konnten ihre Verwunderung nicht verbergen. Den Höhepunkt aber erreichte die Begeisterung, als ich einen Reihenmarsch ausführen ließ. Wie die Leute Mann hinter Mann marschierten, gleichzeitig die Füße erhoben, um in die Fußtapfen des Vordermannes zu treten, da stürzte der Minister hervor, um mir den Beifall des Lamido zu übermitteln, der dieses Schauspiel noch einmal zu sehen wünschte. Das sei zu wunderbar, ließ er mir sagen; er habe die französischen Soldaten Mizons gesehen; die hätten auch nach Kommando geschossen und Griffe gemacht, aber daß man bei den Menschen sogar die Füße abrichte, das sei zu viel, das hätte er nicht für möglich gehalten! Die Soldaten marschierten in Reihen; wieder und wieder jubelte das Volk und wieder kam der Minister mit der Bitte, noch nicht aufzuhören. Schließlich wurden an langen Leinen, die um die Hörner und Vorderfüße befestigt waren, drei mächtige Stiere herangeführt, die der Sultan den Soldaten schenkte.

Unter Borantritt des roten Ministers, der sich als der vielgenannte Balakoffa vorstellte, ging es durch die Stadt nach unseren Quartieren, die an der südlichen Stadtmauer gelegen waren.

Den Lamido hatten wir noch nicht gesehen, aus dem Innern seiner Hofburg hatte er dem militärischen Schauspiel zugeschaut.

Unser Heim war auf der einen Seite durch die Stadtmauer, auf der andern durch einen hohen Mattenzaun ganz den neugierigen Blicken entzogen, und nur die vielen Geier, welche auf den runden Dachverzierungen der umliegenden Häuser ihren Platz hatten, spähten in den Hof hinein.

Das Volk drängte neugierig nach; es wurde von Polizisten, die kurze Knüppel in der Hand trugen, unsanft zurückgetrieben. Der Sultan ließ mir sagen, er wisse, daß seine Kaburras sehr diebisch und streitsüchtig seien. Er wollte unter allen Umständen Reibereien vermeiden, und deshalb sollte ich auch niemand, außer seinen Boten, den Zutritt zu unserm Lager gestatten.

Gleich nachdem die Zelte aufgeschlagen waren, wurde ein Ochse geschlachtet. Noch hatte ich mich nicht gewaschen, als ich bereits herausgerufen wurde, um einen seltsamen Zug zu beaugenscheinigen. Unter Führung eines prächtig gekleideten Eunuchen kamen nämlich eine Menge Frauen aus dem Harem des Lamido, die in Kalebassen, Schüsseln und Körben alle möglichen Getränke und Lebensmittel brachten. Große Schalen frischer Milch, fertig gemahlenes Mehl, besonders feine Durrha- und Dochuhirse, schöne Bananen, Schaf-, Rind- und Kalbfleisch, Honig, Bataten und Erdnüsse, Kuchen und Gemüse, in Stücke geschnittene und gekochte Kürbisse, Drangen und Limonen schickte der Sultan. Immer zahlreicher wurden die Weiber, immer wunderbarer ihre Haartrachten, alle Farbentöne vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Schwarz waren vertreten; alle ließen sich auf die Knie nieder und klatschten in die Hände, als ich erschien. Aber sie mußten unbeschenkt abziehen, denn ich hatte nichts als zwei Ballen Seide und Sammet, die ich dem Lamido als Dank für die freundliche Aufnahme ungeschmälert zukommen lassen wollte. Die Gesichter der enttäuschten Frauen wurden erst freundlich, als sie an den Soldatengruppen, die überall beim Fleisch saßen und aus denen ihnen manch Scherzwort entgegenflog, vorbeikamen. Das zweierlei Tuch übte auch hier seine Anziehungskraft aus, und die besorgten Haremswächter des Sultans hatten Mühe, ihre Schutzbefohlenen zusammenzuhalten. Wie mir übrigens Balakossa versicherte, waren alle diese Mädchen nur Dienerinnen aus dem Harem des Lamido, der insgesamt anderthalb Tausend weiblicher Insassen zählte.

Auch männlicher Besuch blieb nicht aus: Da kamen Jerimas, die auf prächtigen Rossen vor unser Quartier sprengten und lange kurbettierten, ehe sie abstiegen und mich im Zelt aufsuchten, Große des Reiches: der Malam, der Schatzmeister, der Kriegsminister und andere. Auf alle machten augenscheinlich unser waffenstrotzendes Lager und die mit Patronen gefüllten Taschen der Soldaten einen weit größeren Eindruck als die wertvollsten Geschenke.

Sin und wieder entstand draußen ein großer Lärm, wenn das Volk zu sehr drängte und die Kaburrapolizei scharf einhieb. Die Kaburras stehen im Waffendienst der Fullah-Herrscher. Vielfach sind es Neger-sklaven, die Fullah-Art angenommen haben und für den Sultan in den Krieg ziehen, wofür er sie mit Weibern, Häusern und Land belehnt, wenn sie die nötige Zeit gedient und sich ausgezeichnet haben. Es sind gewalttätige, freche Gefellen, die oft selbst den freien Fullahs unbequem werden.

Gegen 5 Uhr begab ich mich, nur von dem Fullah-Soldaten Mahamakombo begleitet, zur Audienz beim Lamido. Balakossa hatte mich an-

gemeldet, und zahlreiches Volk begaffte mich in den Straßen. Vor dem Palast musizierte mit Pauken und Trompeten die aus Hauffas bestehende Hofkapelle. Sie vollführte eine Musik, die in ihrer eintönigen Art sehr an die Klänge erinnerte, die ich oft im Sudanese-Biertel Kairos gehört hatte. Lobfänger priesen laut die Taten des Lamido. Fullah-Große schritten würdevoll, selbstbewußt dareinblickend, an mir vorüber. Ihnen war der Weiße mit seinen Soldaten wenig genehm; sie mochten, nach-

Karaburras.

dem Tibati gefallen war, wohl ahnen, daß die Stunden ihrer unumschränkten Herrschaft gezählt seien.

Ich trat durch das Tor in eine weite Halle. Da saßen mit untergeschlagenen Beinen starke Wachen, Speere und Bogen, auch englische Snider-Rifles, über die Knie gelegt. Sie ließen mich gleichmütigen Blickes passieren. In einem Hof, der ganz mit feinem weißen Sand bestreut war, standen flüsternd mehrere vornehme Fullahs aus der Umgebung des Lamido. Durch ein zweites und drittes Sauri gelangte ich schließlich auf einen kleinen viereckigen Platz, wo im Schatten hoher Mauern auf einem breiten Holzbrett, das mit einer roten Decke behängt war, der Lamido saß. Er hatte die Beine untergeschlagen, trug eine reichbestickte Tobe und weißen Turban. Auf einem Teppich vor ihm standen seine gelben Pantoffel. Balakoffa war in dem Vorraum zurück-

Die Soldaten auf der Jaunde-Station empfangen Tauschwaren.

geblieben, es war ganz still; mich überkam wirklich das Gefühl, einem Großen dieser Welt zu begegnen, als ich auf den Lamido zuschritt und ihm mit arabischem Gruße die Hand reichte, während Mahamakombo auf den Knien, mit dem Gesicht zur Erde gewandt, zum Dolmetschen bereitlag. Der Lamido war erstaunt, von mir zu hören, daß ich in el Masre (Ägypten) gelebt hätte und mit den Umgangsformen der Araber vertraut wäre. Er benutzte die Gelegenheit, mir zu erzählen, daß eine Menge Araber aus Bagirmi und Kordofan bei ihm seien und daß er von der Niederlage der Mahdia durch die Inglisi (Engländer) gehört habe. Tibati sei durch ein Gottesgericht gefallen, meinte er, weil der junge Lamido sich nicht in Jola vom Emir die Weihe geholt, sich ganz mit Kaburras umgeben und mit der alten Fullah-Art gebrochen habe.

Ich richtete dem Lamido die Botschaft des Kommandeurs aus, der ihm sagen ließ, daß wir den Tibati-Sultan bekriegten, weil er eine deutsche Expedition ausgeraubt und sich uns feindselig gegenübergestellt habe, wie aber das deutsche Gouvernement mit Ngaumdere gute Freundschaft halten wolle und den Sultan auffordere, mit der Station Joko, die gegründet werden würde, wenn Tibati völlig besiegt sei, in Verbindung zu treten. Der Sultan entließ mich mit dem Bescheid, daß es für ihn Zeit zum Beten sei und daß er morgen weiter mit mir verhandeln wolle.

Im Vorhof erwartete mich wieder Balakoffa. Auf dem Empfangs-

platz hielten seine Sklaven zwei schön gefattelte Schimmel. Der Großvezier lud mich ein, ihm in seine Wohnung zu folgen, augenscheinlich, um dem Volk zu zeigen, ein wie großer Mann er sei, dem der weiße Mann unmittelbar nach dem Empfang beim Sultan einen Besuch abstattete. Das Gehöft des hohen Würdenträgers lag unweit der Hofburg. Auch bei Balakoffa trat man von der Straße aus durch einen Bachraum in den inneren Hof. In einer offenen Halle nahmen wir Platz. Ich schickte Mahamakombo nach einer Flasche Kognak, und erst bei Durrha-Bier, später bei dem stärkeren französischen Getränk saßen wir plaudernd beisammen. Der alte Balakoffa war der Vertraute des Königs. Er erzählte viel von seiner Makka-Heimat und machte gar kein Hehl daraus, daß er ursprünglich Sklave gewesen sei. In allen Fullah-Staaten seien die leitenden Männer an den Höfen unfrei Geborene; so war Kadrioa, der einflußreichste Mann am Tibati-Hofe, ein Batta-Sklave aus dem Heidenstamm, dem früher das jekige Jola-Land gehörte. Aus allen Heidenstämmen des Landes, von den Bakundus, die den Bajas verwandt sind, von den Dengdengs jenseits des oberen Sanaga, die wie die Durrus den Wutes verwandt sind, und auch von letzteren hatte Balakoffa in seinem Harem Frauen, die er mir vorstellte.

Viel Neues habe ich von dem alten klugen Mann gehört. Er erzählte mir, daß sein Gebieter mit Alin, dem Lamido von Bubanjidda, auf vertrautem Fuße stände, während er mit dem Sultan von Tibati, wie mit Jaoa, dem Sultan von Jaureao, und mit Gamene, dem Häuptling der Heidenstadt Galim, verfeindet sei. Vor den Franzosen lebten, wie er mir sagte, die Ngaumdere-Leute in großer Angst, namentlich sei Mizon, den sie Gungulo (Großkopf) nannten, sehr verhaßt. Auch von Abdurrahaman (Flegel) und seinem Haussa-Freunde Gaschimbaki wußte er.

Schon dunkelte es, als ich Balakoffa verließ. Auf den großen Höfen um mein Zelt saßen die Soldaten schmausend beieinander und ließen es sich bei dem vielen Fleisch und all den Leckerbissen, die der Sultan geschickt hatte, gut gehen. Ich trank eine Schale frischer Milch und stieg mit Unteroffizier Schmidt auf die Stadtmauer hinter unserem Gehöft, um bei Sonnenuntergang über die weite braune Ebene zu schauen. In Scharen zogen die Frauen mit hohen Krügen auf dem Kopfe hinaus, um Wasser für die Nacht zu holen. Junge Kaburras, das Schwert am Gähänge über der Schulter, standen vor den Toren und neckten die vorüberkommenden Mädchen. Nackte Jungen trieben am Wasser die weidenden Esel zusammen, klemmten sich auf eines der bockenden Tiere und jagten mit lautem Geschrei die anderen vor sich her. Reiter auf schellenbehängten, schweren Pferden, die noch vor Nacht aus der Stadt in irgendein Dorf wollten, galoppierten, eine Staubwolke hinter sich aufwirbelnd, über

die weite Ebene dahin, und mit Glocken um den Hals zogen die Kühe, die für den täglichen Gebrauch gehalten wurden, gemächlichen Schrittes in die Stadt hinein. Dunkler und kühler wurde es; die Leute gingen heim, die Stadttore wurden geschlossen, im Wachhaus an der Zugbrücke loderte das Feuer auf, und bis an den Graben kamen die Hyänen, die am Tage in den Bergen hausten.

Vor meinem Zelt fand ich bereits wieder Balakoffa vor, der mir mittheilte, daß der Sultan sich über mich sehr befriedigt ausgesprochen und für den Kommandeur und mich zwei schöne Haussa-Mädchen als Andenken bestimmt habe. Eine solche Schöne wäre ein großes Danaer-Geschenk für mich gewesen, und ich versuchte Balakoffa mit feiner Diplomatie auseinanderzusetzen, daß es doch nicht angängig sei, daß der große Kommandeur und ich, sein Untergebener, das gleiche Geschenk erhielten. Ein Weib sei wirklich zu viel für mich, ich würde sehr gern mit einer andern Kleinigkeit als Andenken, z. B. einem schönen Löwenfell, vorlieb nehmen. Balakoffa sah mich erst etwas erstaunt an und schien es nicht recht verstehen zu können, wie ein junger Mann ein so schönes Geschenk zurückweisen könne, aber allmählich schien ihm doch einzufallen, daß er selbst dabei ein recht gutes Geschäft machen könne. Als die Königsboten nämlich mit einem Mädchen und einem recht alten Löwenfell erschienen, erfuhr ich, daß letzteres von Balakoffa stammte, der dafür das lebende Geschenk in seinen Harem hatte wandern lassen.

Am andern Vormittag machte ich die Geschenke für den Sultan zurecht, die in den beiden Ballen Zeug, zwei Flaschen Medizin (Kognak) und einem Schriftstück bestanden, in dem ich dem Lamido auf seinen Wunsch meine Anwesenheit als Vertreter des Kommandeurs und Gouverneurs bestätigte, erteilte verschiedene Audienzen an Jerimas und Würdenträger und besuchte gegen Mittag den Markt.

Hier herrschte reges Leben. Nicht nur Lebensmittel wurden feilgeboten, sondern auch Brennholzverkäufer, Brieffschreiber, Handwerker, Märchenerzähler und Barbieri fanden sich dort. Auf meine Frage nach dem Sklavenmarkt wurde ich in mehrere unweit des großen Handelsplatzes belegene Gehöfte geführt. Hier fand jedoch mehr eine Börse als ein offener Markt statt, denn bei Durrha-Bier und Honigwasser saßen Käufer und Verkäufer beieinander, besprachen, welchen Preis sie anlegen, ob sie einen Mann, eine Frau, einen Arbeiter oder einen Hausknecht haben oder veräußern wollten, und ließen sich dann erst die betreffenden Leute vorführen. Vielsach wurde getauscht; immer trugen die in Betracht kommenden Opfer die größte Gleichgültigkeit zur Schau. Der Sklave weiß, daß er ein Wertstück seines Herrn ist und hier wird nach Möglichkeit gut gehalten.

Auf dem Pferdemarkt tauschte ich einen schweren gedrückten Hengst gegen eine braune Stute um. Das Pferd ist in Adamaua überall verbreitet. Die Hauptzuchtländer sind Bornu und Marrua. Zwei größere Pferderassen werden ausschließlich zum Reiten benutzt, während sehr kräftige Ponys wie die zahlreichen Esel oft als Lasttier Verwendung finden. Das Sudanpferd ist zähe und genügsam. Ohne Eisen überwinden die Tiere die steinigen Gebirgsmassive, ohne Scheu durchschwimmen sie reißende Ströme, bei spärlichstem Futter klettern sie gewandt über die gestürzten Baumriesen in der Urwaldregion und ertragen sogar die heuchte Hitze des Küstengebiets.

Mittags besuchten mich einige Araber, die in der Stadt angesiedelt waren und gehört hatten, daß ich etwas von ihrer Sprache verstand. Tausend Höflichkeitsformeln wurden gewechselt. Als sie aber sahen, daß ich nur diese, die ja sehr billig waren, aber keine Geschenke auf Lager hatte, zogen sie sich, augenscheinlich von dem Besuche nicht sehr erbaut, zurück.

So kam der Spätnachmittag heran und mit ihm die Audienz beim Sultan. In feierlichem Zuge mit blasenden Hornisten vornweg ritt ich vor den Palast, wo wieder die Musikkapelle spielte und Balakoffa mich empfing. Heute wohnte der Audienz ein schriftkundiger Imam in weißer

1 Unteroffiz. Maforro. 2 Unteroffiz. Saln. 3 San. Sergeant Kneifel. 4 Unteroffiz. Fa. 5 Gefr. Siater. 6 Oberst. Dominik. 7 Gefr. Taumest. 8 Gefr. Maffei. 9 Gefr. Kabbar. 10 Gefr. Danjofo. 11 Gefr. Mummo. 12 Gefr. Katibobbi. 13 Gefr. Hansen. 14 Unteroffiz. Jonng.

Unteroffiziere und Gefreite der Jaunde-Besatzung.

Lobe mit grünem Turban bei. Neben der Ruhebank des Lamido standen auf einem Tischchen ein Magazingewehr M. 71/84 und ein silbernes Teeservice. Der Sultan ließ mir einen Brief vorlesen, den er an den Gouverneur geschrieben hatte. Er versicherte diesen seiner unverbrüchlichen Freundschaft. Er wisse nun, warum Tibati bestraft sei, und rechne als Freund der deutschen Regierung auf Schutz gegen die Franzosen. Mit Joko würde er sofort in Verbindung treten und zu diesem Zweck einen besonderen Gesandten mit mir zum Kommandeur beordern. Ich meinerseits setzte ihm auseinander, daß wir im Kriege seien und deshalb keine Geschenke mitführten; daß wir nicht arm seien, sähe er schon an unserer Macht. Zum Andenken an die Expedition übersende ihm der Kommandeur Sammet und Seide, um seine Frauen zu schmücken, und Medizin, um sich selbst zu stärken. Der Sultan ließ mir das Gewehr, das neben ihm stand, vorlegen und fragte, ob ich die Konstruktion kenne. Ich sagte ihm, es sei ein deutsches Gewehr. Beifällig nickend wandte sich der Lamido zu dem Imam und Balakossa um, die durch fortwährendes Händeklatschen und Verneigen ihren Beifall zu allem, was der Sultan sagte, kundgaben. Das Gewehr war, wie das Schreiben Flegels besagte, das der Lamido mir gab, ein Geschenk des deutschen Kaisers. „Was nützt mir aber“, sagte der schlaue Sultan, „dieses Geschenk Deines Herrn, wenn ich mich seiner nicht bedienen kann? Das kann sein Wille nicht sein.“ Da es nun wirklich ein Kaiserliches Geschenk war, so versprach ich dem Sultan, ihm noch abends 300 Patronen zu senden. Er war hocherfreut und fragte, ob ich glaubte, daß ihm der Gouverneur, wenn er ihn einmal besuchte, eine Kanone schenken würde, wie sie die Engländer hätten. Ich verfehlte nicht, liebenswürdig lächelnd zu bemerken, daß der Herr Gouverneur sich daraus sicher eine Ehre machen würde. Nun schien der Sultan sehr entzückt von mir zu sein, denn er wurde ganz vertraut und sagte mir, ich solle einmal an ihn herantreten: er wolle mein Haar und meinen Schnurrbart anfassen. Ich sei wirklich ein bature (weißer Mann), wie er immer gehört habe, mit hellen Haaren und hellen Augen. Alle, die ihn bisher besucht hätten, seien dunkel gewesen. Dann sprach er mit dem Unteroffizier Schmidt, der mich dieses Mal begleitet hatte, einige Worte und entließ uns mit Segenswünschen für die Reise. Als wir den Hof verließen, klatschte er beifällig in die Hände, was sein Gefolge wiederholte.

Am 23. März morgens rückten wir aus Ngaumdere aus, verschiedene Kaburras aus der Leibwache des Sultans, mit französischen Kürassen angetan, sprengten uns voraus, Kopf an Kopf stand die Menge, als wir vor der Stadt noch einmal Halt machten und mit drei Salven dem gastlichen Sultan unsern Abschiedsgruß zuriefen.

Am 29. März konnte ich mich in Tibati mit meiner Kompanie bei dem Kommandeur zurückmelden und ihm den Haussa Nudu als Militär-Attaché aus Ngaumdere vorstellen.

Um Tibati herum hatten während meiner Abwesenheit ernste Kämpfe stattgefunden. Tagaus, tagein hatte der Kommandeur mit Patrouillen gearbeitet und das Vorland nach dem Feinde absuchen lassen. Die Hauptmacht schien nach der Einnahme Tibatis nach Ngambe geflüchtet zu sein, um sich dort mit dem Sultan zu vereinigen. Die Bewohner der umliegenden Dörfer hatten sich in das Gebirge zurückgezogen, so daß nur wenig Gefangene gemacht wurden. Am 17. März nachts war ein feindlicher Angriff auf das Sanserni-Tor erfolgt, aber mit leichter Mühe abgeschlagen worden. Am 21. und 22. dagegen hatte die Kompanie Nolte schwere Kämpfe zu bestehen gehabt. Sie war von starker Kavallerie attackiert worden, hatte aber durch ruhiges, vernichtendes Feuer die feindliche Übermacht mit schweren Verlusten zurückgewiesen. Hier hatten die Fullahs mit vergifteten Pfeilen geschossen, die teilweise so unmittelbar gewirkt hatten, daß zwei Soldaten mit ganz leichten Wunden wie im Starrkrampf sich gestreckt hatten und auf der Stelle tot gewesen waren.

Am 27. März war noch einmal ein stärkeres Fullah-Kommando vor Tibati aufgetaucht, aber, ohne einen ernstern Kampf anzunehmen, wieder abgezogen. Da die Fullahs vor der Einnahme der Stadt ihr sämtliches Vieh weit hinein in das Gebirge getrieben hatten, hätte leicht Fleischmangel in Tibati entstehen können, wenn nicht eine Menge Flußpferde gespißt wären, die nach Bedarf abgeschossen wurden. Der Mao-Meng, der jetzt in der Trockenzeit ungefähr 40 m breit dahinsfloß, hat in der Regenzeit ein ganz bedeutendes Überschwemmungsgebiet. Er ist reich an Fischen, Krokodilen und Flußpferden. Letztere waren nun in der Regenzeit in verschiedene größere Tümpel gelangt, die jetzt, nachdem das Wasser gefallen war, mittenlandes lagen, so daß sie sich schwer aus ihnen entfernen konnten. So hatte die Expedition eine Fleischkammer, aus der sie nur zu nehmen brauchte.

Der Lamido hatte auf eine Botschaft, die der Kommandeur mit der Aufforderung, sich zu unterwerfen, an ihn gesandt hatte, nicht geantwortet. Alle Vorbereitungen für den Vormarsch nach dem Sanserni wurden getroffen.

Am 2. April stand die Expedition marschbereit. Die Wachen hielten noch die Tore besetzt, als wir im Morgengrauen antraten. Riesenhaft war der Troß angewachsen. 120 Träger waren nötig, um die gewaltigen Elfenbeinschäbe mit fortzuschleppen, der Kommandeur hatte die Last-

tiere schwer bepacken und die Gefangenen zum Tragen heranziehen müssen, um überhaupt den Abmarsch zu ermöglichen. Vor dem Sanferni-Tor bot sich uns ein gewaltig schauerlicher Anblick. Einer der Soldaten oder Träger war unvorsichtig mit Feuer umgegangen. Durch das Grau des Morgennebels sah man an den hohen Zäunen, feurigen Schlangen gleich, die Flammen aufstecken. Schnell griffen sie um sich und bald glich die Stadt einem Flammenmeer. Hütten und Paläste, Ställe und Moscheen stürzten zusammen. Zuletzt fiel mit gewaltigem Krach das Sparrenwerk des Königsfraals. Ein Haufen lodrender Balken, eine dunkle Rauchwolke war die Tibati-Stadt! Der Kommandeur gab das Zeichen zum Abmarsch.

Nach Westen zogen wir. Die Gegend war eben, vielfach von Bächen durchzogen. Am 4. April überschritten wir die Wasserscheide zwischen Mbam und Sanaga. Die Gegend ist reich an Eisensteinen, und überall lagen in den Bergen Dörfer mit hochgebauten Schmelzen. Die Eingeborenen verhielten sich beobachtend, erschienen rechts und links auf den Bergfuppen, um sofort, wenn Patrouillen gegen sie ausgesandt wurden, zu verschwinden. Da wir nach Aussagen der Führer von hier aus bis nach Ngambe durch menschenleeres Steppenland kamen, gingen größere Furagierkommandos nach allen Seiten aus. In der zweiten Nacht, die wir hier in der Funelo-Landschaft zubrachten, wurde das Lager durch einen Angriff, den der Feind nächtlicherweile auf die Kompagnie Arnim machte, alarmiert.

Am 7. April setzten wir, ohne auf den Feind zu stoßen, über den Kim-Fluß und kamen in weite Steppen, wo niedriges Gras mit häufigen Waldstrecken wechselte. Vielfach zeigten sich feindliche Späher. Unsere Leute hatten trotz aller Ermahnungen die mitgeführten Rationen fast aufgezehrt; es herrschte Hunger. Der Kommandeur machte deshalb starke Märsche; meist wurde es 5 Uhr, bis wir lagerten.

Am 9. April morgens sahen wir das Ngua-Gebirge mit seinen jäh abfallenden Hängen. Viele kleine Wässer und Sumpfstrecken wurden durchschritten, gegen Mittag kamen wir an den 40 m breiten Je-Fluß. Der Übergang dauerte bis in die Nacht.

Am 11. April trafen wir das erste große, unmittelbar am Fuße des Gebirges gelegene Farmdorf. Hier wurde Halt gemacht. Der Kommandeur wollte die Soldaten gehörig essen lassen, bevor er zum Angriff auf das Sanferni schritt. Denn wenn es sicher ist, daß ein voller Bauch nicht gern studiert, so ist es noch viel sicherer, daß hungrige Soldaten keine Schlacht gewinnen.

In dem Funelo-Berglande hatten wir die letzten Eingeborenen

gefangen, die ausfragten, daß uns der Lamido mit all seiner Macht im Sanserni erwarte, seitdem waren wir gänzlich ohne Nachricht. Nun wurden am 13. April mehrere Hauffas gefangen, die behaupteten, der Lamido habe die Belagerung von Ngambe aufgegeben und mit seiner gesamten Streitmacht das Weite gesucht. Wir wollten es anfangs nicht glauben und ergingen uns noch auf dem Vormarsch in Vermutungen, als wir die Durrha-Farmen vom Sanserni erreichten. Die Spitze machte Halt, sie stand an einer breiten, nach Norden führenden Straße, die augenscheinlich erst in den letzten Tagen von vielen Menschen und zahlreichem Vieh begangen war. Als wir auf eine nahe Höhe ritten, lag vor uns das Sanserni; es war abgebrannt. Mit gemischten Gefühlen rückten wir durch die breiten Straßen, wo alles mögliche Hausgerät mit Lebensmitteln und fortgeworfenen Körben, Schalen und Kalebassen vermischt, von der eiligen Flucht Zeugnis gab. Wir kamen zum Königskraal. Hierher hatten wir gehofft, mit stürmender Hand zu gelangen, um all die Übergriffe, die der Sultan sich hatte zuschulden kommen lassen, zu rächen, um ihm mit den Waffen in der Hand den Hohn heimzuzahlen, mit dem er stets der deutschen Flagge begegnet war. Hier hatten wir gehofft, als Befreier den jubelnden Ngambe-Leuten die Hand reichen zu können, um ihnen zu danken für die rettende Tat an der Stettenschen Expedition. Noch jetzt, als es wüßt und zerfallen vor uns lag, machte das Kriegslager einen großartigen Eindruck, und die weiten Felder ringsum gaben Kunde von den großen Menschenmengen, die hier jahrelang gewohnt hatten.

Der Feldwebel Musa, einst Rittmeister v. Stettens Begleiter, erklärte uns die Umgegend, zeigte uns im Tal unten die von Gräben umgebene Stadt Ngambe und die Häuser im Lager, wo die Großen des Sultans gewohnt hatten. Elf Jahre hatte der Tibati-Sultan hier vor Ngambe gelegen. Seine Kaburras hatten sich vollkommen häuslich eingerichtet. Große feste Lehmhäuser waren gebaut, und nach der Stadtseite hin schützte das Lager Wall und Graben. Große breite Straßen führten gegen Norden nach Banjo und nach Süden ins Wute-Gebiet. Hier im Kriegslager hatte Morgen als erster Europäer den Lamido besucht und war freundlichst von ihm aufgenommen worden. Ganz anders war es der Stettenschen Expedition ergangen. Dieser hatte der Sultan den Weitermarsch verwehrt und sie aller Existenzmittel beraubt. Als Stetten dann Kunde bekam, daß es ihm und seinem Begleiter, Leutnant Häring, an das Leben gehen sollte, hatte er sich kurz entschlossen in die belagerte Stadt hinein zu den Mandiongolos durchgeschlagen, von denen er freundlich aufgenommen und auf der Straße nach Banjo entlassen wurde. Denn nicht etwa rund um die ganze Stadt lagen

die Belagerer, und nie hatten sie es vermocht, die Ngambe-Leute von der Außenwelt abzuschneiden; dauernd hatten diese Pulver und Gewehre erhalten, und namentlich der Sultan von Banjo hatte sie unterstützt, weil er seinem Nachbar den Sieg über die Tifarstämme nicht gönnte.

Die Mandiongolos, die augenscheinlich nicht wußten, was sie aus uns machen sollten, hielten sich still hinter ihren Wällen. Der Kommandeur sandte mich mit dem Feldwebel Musa in die Stadt, um dem Häuptling die Ankunft der Expedition zu melden. Ohne alle Waffen, um den Belagerten alle Scheu zu nehmen, gingen wir durch das abgebrannte Lager, passierten Wall und Graben und kamen über einen ungefähr 200 m breiten unbebauten Streifen Landes an die erste Verschanzung der Mandiongolos heran. Das enge Beieinanderwohnen der Gegner erinnerte an die Schilderung der trojanischen Zeit. Wie dort, so hatten sich auch hier die Gegner herausgefordert und im Angesicht beider Stämme Zweikämpfe ausgeführt. Recht harmlos muß der Krieg geführt sein, denn oft wurde wochenlang überhaupt nicht gekämpft, und Belagerer und Belagerte hielten auf einem neutralen Platz gemeinsam Markt ab.

Heute standen die Mandiongolos, auf ihre Speere gelehnt, hinter dem breiten Wall, den oben Pallisaden krönten, und blickten zu uns herüber. Wir riefen die Nächststehenden an, ein breiter Balken wurde von innen über den Grabenrand geschoben und zwei Männer in langen Haussa-Hemden, eine runde Zeugklappe auf dem Kopf, gleichfalls ohne Waffen, kamen uns entgegen. Wenige Augenblicke sprachen sie mit Musa, dann halfen sie mir hinüber über den Graben in die Stadt hinein, und durch verschiedene Abschnitte, die wieder mit Wall und Graben bewehrt waren, ging es zur Königsburg, die aus Holz und Lehm kunstvoll erbaut war. Im übrigen waren die Tifar-Häuser, die überall in der Stadt verstreut waren, kleiner als die der Wutes und rings von Feldern umgeben, so daß die Stadt einen Flächeninhalt von fast 400 qm hatte. Die Tifar-Leute haben wohlgebildete Gesichter, die mehr an die der Batis als an die rohen Züge der Wutes erinnern. Die Leute waren fast alle in alte Haussa-Lumpen gekleidet. Die Stadt machte einen ärmlichen Eindruck. Der Häuptling, ein dicker, ungefähr in der Mitte der Bierziger stehender Mann, empfing uns im Kreise seiner Großen. Er war in blaue Haussa-Gewänder gehüllt und trug einen merkwürdigen, aus blauen Perlen geflochtenen Vollbart um das Gesicht. Neben ihm hockten fast ganz nackt, mit kahl geschorenen Köpfen, seine Lieblingsfrauen. Sie hielten eine große Pfeife, deren Kopf kunstvoll aus Ton gearbeitet war, mit langem, messingbeschlagenem Rohre, in Brand und reichten dem Könige Durrha-Bier, dem er eifrig zusprach. Er war hoch erfreut, in

Musa einen alten Bekannten zu begrüßen, und erklärte sich für den untertänigsten Knecht des Kommandeurs, dem er seine Rettung verdanke. Er bat uns, seine Armut zu entschuldigen. Er und seine Leute würden alles tun, um die Expedition nach Möglichkeit gastlich aufzunehmen.

Inzwischen war die Truppe dicht vor die Stadt gerückt und zog nun durch eine Bresche im Wall über den Graben hinein. Von allen Seiten schleppten die Eingeborenen Lebensmittel herbei, und bald lag Ngambe,

Eingang zur Königsburg in Ngambe.

statt belagert, jetzt mit einer wehrhaften Besatzung versehen, inmitten seiner wohlbebauten Felder still und friedlich da. Waren die Leute zuerst scheu und wenig zutraulich gewesen, so kamen sie abends, als der Kommandeur mit uns zur Königshalle ging, neugierig herbei, um die vielen weißen Männer zu schauen.

Tibati war vor drei Tagen plötzlich nach Norden abgezogen. Er selbst sollte krank sein, hieß es, und der Fall seiner Hauptstadt habe großen Schrecken im Lager verbreitet. Viele Füllahs hätten ihn verlassen, und auch von seinen Kaburras seien viele in ihre Heimat zurückgekehrt.

Bei dem Schein von Magnesiumfackeln saßen wir in der großen weiten Halle bei dem gastlichen Könige, während draußen der Regen

herniederklatschte. Gewaltige Krüge mit Durrha-Bier und Palmenwein wurden herbeigeschleppt, Rede und Gegenrede ertönte, und ich dachte an Zintgraffs Schilderungen vom Hoflager Garegas, des Bali-Königs. Das Verhältnis zwischen Fürst und Volk war hier ein wesentlich patriarchalisches als bei den benachbarten Wutes. Jeder freie Mann wagte ein freies Wort auch in der Nähe des Königs.

In den nächsten Tagen gingen Boten nach allen Seiten, weil der Kommandeur die benachbarten Titar-Herrscher um sich versammeln wollte. Starke Patrouillen zogen weit hinaus, um die Abmarschlinie der Fullahs zu erkunden, und Furagierkommandos schleppten zusammen, was die Tibati-Leute an Eßwaren zurückgelassen hatten. Der Kommandeur beschloß, längere Zeit in Ngambe zu bleiben, um hier die Verhältnisse gründlich zu ordnen und die Anlage einer Station in Joko vorzubereiten, die Nolte unterstellt werden sollte.

Ich mußte den Kommandeur, nachdem der Tibati-Feldzug beendet schien, bitten, mich in die Heimat zu entlassen, denn nach der langen Kriegszeit machte es sich bei mir jetzt fühlbar, daß ich im sechsten Jahre in Kamerun im Felde stand. Für die Anlage der Joko-Station mußte Material kommen, die Expedition brauchte Proviant, die Jaunde- und Lolo-Station mußten wieder besetzt werden, eine Expedition an die Küste war also nötig. Ich sollte sie führen. Arnim und Zimmermann begleiteten mich, um die Leitung der Stationen zu übernehmen; auch das erbeutete Elfenbein sollte nach Jaunde.

So hieß es denn Abschied nehmen!

Am 18. April stand ich zum letzten Mal vor meiner Kompagnie. Die alten Leute begleiteten mich, aber meine Jaundes sah ich heute zum letzten Mal. Sie hatten sich trefflich bewährt, die Söhne des Waldes, hier oben in der weiten Steppe. Ein gutes Soldatenmaterial steht uns in der eigenen Kolonie zur Verfügung. Sie hatten es bewiesen. Dankbar drückte ich jedem die Hand. Weh wurde es mir ums Herz, als ich in die frischen Gesichter blickte und ihre treuen Abschiedsworte hörte. Eine lange, bewegte Zeit verband mich mit ihnen. Vor fünf Jahren kannte ich sie als Knaben auf der Station; sie kamen, um all das wunderbare Neue anzustaunen. Vor Jahresfrist stellten die Jünglinge sich dann als Soldaten, und im Kampfe waren sie zu Männern geworden! „Good by, my boys!“

Fünfzehntes Kapitel.

an die Heimat. Abschied von Kamerun.

Abmarsch
Dommes.
nim zur

von Ngambe. — Jenseits des Kim verirrt. — Bei den
— Durch das Wute-Land nach Jaunde. — Krankheit. — Mit Ar-
Küste. — Schwieriger Njong-Übergang mit Elefanten. —
In Kamerun und Victoria. — Heim.

Am 19. April bei Tagesgrauen reichte mir der Kommandeur v. Kampf zum Abschied die Hand, und mit 75 Soldaten und 300 Jaundes zog ich nach Süden ab. Mandiongolos dienten als Führer, die einen neuen Weg zeigen wollten quer über das Gebirge zu Ngutte und Ngilla. Bis weit vor das Tor hinaus gaben uns die Hornisten der Expedition das Geleit. Dann blieben sie stehen, ferner und ferner klangen ihre Hörner. Ich ritt neben Arnim her. Der Heimat zu waren die Köpfe der Pferde gerichtet, und von der Heimat sprachen wir.

Gegen 8 Uhr erreichten wir den Kim-Fluß. Brausend schoß über Steine 30 m breit das Wasser dahin; am anderen Ufer standen hohe Bäume. Es war eine Insel, auf die wir kamen. Ein neuer Wasserarm folgte, dann wieder ein Eiland und so fort; fünfzehnmal setzten wir über. Nur ein einziger Flußarm war überbrückt. Zwei große Baumstämme reckten über das Wasser ihre Äste einander entgegen, die Verbindung stellte ein schwankes Lianengeflecht her. Wie in einer Hängematte wiegte man sich 10 m über dem Abgrund. Von Hand zu Hand wurden die Lasten hinübergereicht. Unermüdlich mit lautem Gesang arbeiteten die

Soldaten; es ging der Heimat zu, das gab ihnen Kraft. Wieder einmal wünschte ich mir Glück, Wey-Leute bei mir zu haben. 4 Uhr nachmittags war es, als der letzte Mann und das letzte Tier über den Kim kamen. Den Führern nach marschierten wir noch, bis es dunkel wurde. Die acht Mandiongolos, die uns begleiteten, schienen mir wenig zuverlässig. Von der schwierigen Kim-Passage hatten sie nichts gesagt, jetzt behaupteten sie, überhaupt noch nicht in Ngutte gewesen zu sein, sondern nur von Wutes in Ngambe vom Vorhandensein einer Straße über das Gebirge gehört zu haben. Im Lager sangen die Leute, sie waren guten Mutes, „Maffa wird uns schon führen“, dachten sie.

An anderen Morgen kamen wir in dichten Wald, der Weg hörte ganz auf, die Führer sahen sich ratlos um. Wir marschierten der Sonne nach den ganzen Tag. Überall waren Wildspuren und frisch begangene Elefantenpfade, aber keine menschlichen Siedelungen, soweit das Auge reichte. Schon erzählen die Leute hinter mir sich untereinander, daß wir nicht auf dem rechten Wege seien. Von reichen Dörfern hatten die Mandiongolos in Ngambe gefabelt. Jetzt waren wir schon den zweiten Tag ohne alle Nahrung. An einem kleinen Wasserlauf schlugen wir unser Bivak auf. Die erschöpften Leute sangen nicht mehr. Ich saß mit Arnim und Zimmermann zusammen, wir beratschlagten, was zu tun sei. Zwanzig Marschstunden waren wir von Ngambe entfernt. Zum Rückmarsch hätten wir mit den erschöpften Leuten statt zwei jetzt drei Tage gebraucht, und Verpflegung fanden wir sicher nicht. Wieder einmal hieß es gebieterisch „vorwärts“. Noch saßen wir am Feuer, als mir gemeldet wurde, daß der Lagerplatz der Ngambe-Leute leer sei. Unsere Führer hatten es mit der Angst bekommen und waren entflohen.

Am 21. April marschierten wir dem Kompaß nach. Die Leute waren hungrig und mißmutig. Die Marschgeschwindigkeit verlangsamte sich mit jeder Stunde; oft strauchelten die Träger, und mittags schon mußte ich Halt machen, wenn die Karawane nicht ganz auseinander gerissen werden sollte. Patrouillen gingen weiter, um nach einem Wege zu suchen. Ohne Erfolg kamen sie sämtlich zurück, nur Jonny brachte eine Antilope. Das Fleisch kam uns sehr willkommen, denn wir hungerten. Traurig sah es aus, wie die 400 Schwarzen überall nach Wurzeln gruben oder im Felde nach Blättern suchten, die sie kochten und aßen. Die Verantwortung für die vielen Menschen lastete schwer auf mir, aber immer hieß das einzige Rettungsmittel für uns „vorwärts“. Das setzte ich auch beim Antreten den Leuten morgens auseinander. Stunden und Stunden marschierten wir durch Gras und wieder Gras. Überall waren die Patrouillen gestern schon gewesen, dann kamen wir in

den Wald, und jenseits desselben tauchten plötzlich grüne Hügel auf und hinter diesen kahle felsgekrönte Berge. Das konnte nur die Fortsetzung der Ioko-Berge sein. Hinter ihnen lagen die weiten Gefilde der Wutes. Mut! Mut! rief ich meinen Leuten zu. Aber weder Weg noch Steg war zu sehen. Sollte ich mich mit den vielen Menschen aufs Geratewohl in die steinigten Berge hineinwagen, wo es nicht einmal die Wurzeln und Blätter gab, von denen sie die letzten Tage gelebt hatten, wo wir nicht einmal Aussicht hatten, ein Stück Wild zu schießen? Nach kurzer Beratung mit Arnim und Zimmermann machte ich Halt. Die kräftigsten Soldaten sollten einen Fußpfad über die Berge suchen. Um aber nicht, wenn kein Weg gefunden wurde, verloren zu sein, beschloß ich, Freiwillige nach Ngambe zurückzusenden, die den Kommandeur von unserer Lage benachrichtigen sollten, damit er uns, wenn wir umkehren müßten, Lebensmittel entgegenschießen könnte. Der wackere Unteroffizier Massadu erbot sich, mit ihm ein anderer Haussa und ein Wey-Mann. Reiche Belohnung stellte ich ihnen in Aussicht. Ohne Gepäck machten sie kehrt. Die Wackeren haben die dreißig Marschstunden bis Ngambe in zwei Tagen zurückgelegt. Mit ihnen verließen sechs Patrouillen das Lager.

Wir litten stark unter Hunger. Arnim hatte bereits die letzten Tage Fieber gehabt, aber mit der ihm eigenen Energie sich aufrecht gehalten. Nur seinem Gesicht hatte ich oft angesehen, was er litt. Jetzt lag er in Decken eingehüllt, vom Frost geschüttelt, im Zelt. Zimmermann und ich gingen auf die Jagd und schossen auch glücklich drei Antilopen. Kaum konnten wir die Zeit erwarten, bis die ersten Stücke geröstet waren. Gierig standen Soldaten, Boys und Träger um uns herum und warteten auf ihren Anteil, der spärlich genug ausfiel, denn was war das Wenige unter so viele? Wieder wurde es dunkel, die Patrouillen kehrten zurück bis auf Freeman.

Da, gegen 10 Uhr, kamen meine Jungs ins Zelt gestürzt: „Massa! Massa!“ ruft. Ich stehe vor dem Gefreiten Siafer: „We look big town not fare“, meldet er. Ich stürze zu Arnim ins Zelt und rufe den Leuten die Nachricht zu. Wer es nicht gleich hörte, den weckte der Jubel der anderen. Ein großes Dorf hat Freemans Patrouille gefunden, die Eingeborenen haben, als die Soldaten sich näherten, die Tore geschlossen. Freeman ist mit den anderen dort geblieben.

Kaum konnten wir das Morgengrauen erwarten, um unter Siafers Führung aufzubrechen. Wir kamen in die Berge, höher und höher stiegen wir, das Gras hörte auf, Geröll bedeckte den Boden. Da zeigte mir Siafer eine Wildfalle, ein schmaler Jägerpfad führte zu ihr. Ihm waren die Soldaten bis zu einem begangenen Wege gefolgt, der einen hohen

Kamm überschritt, von dem aus man in eine grüne Ebene hinabsah, in der ein großes Dorf lag. Auf schmalem Pfade, an Hängen und Gründen vorbei, stiegen wir vorsichtig zu Tal. Als wir näher kamen, sahen wir, daß in dem Dorfe reges Leben herrschte. Geschäftig liefen die Leute hin und her, und deutlich unterschieden wir die dunklen Uniformen der Soldaten zwischen den weißen und bunten Gewändern der Dorfleute. Als wir an den Graben kamen, war die Zugbrücke heruntergelassen und mit Erde bedeckt, damit die Reittiere bequem hinübergehen könnten; viele Menschen erwarteten uns. Sie waren ohne Waffen, klatschten zur Begrüßung in die Hände und riefen nach Wute-Art: „Lem!“ (gut). Freeman meldete sich mit seinen Leuten und berichtete, daß er noch abends in dieses Domme-Dorf hineingelassen sei. Der Häuptling Bangburra, der anfangs sehr ängstlich war, führte uns auf den Marktplatz, wo reichlich Lebensmittel lagen. Schneller wurden wohl nie während der ganzen Expedition die Zelte aufgeschlagen und die Feuer entzündet als heute. Bald saßen wir bei einer am Spieß gebratenen Hammelkeule. Arnim ging es nicht gut. Das Fieber war gewichen, aber die Schwäche war groß. Bangburra lag mitten im Gebirge. Die Dommes sind den Wutes verwandt, sie haben es aber verstanden, sich sowohl von diesen wie von den Fullahs unabhängig zu halten. Hierbei ist ihnen wohl der Hochgebirgscharakter ihres Landes, das sehr unzugänglich ist, zustatten gekommen. Da keine Haussa-Händler hierher kamen, waren die Dommes nur wenig kultiviert und recht arm. Aber wir waren der Hungersnot entronnen und wußten, wo wir uns befanden; denn Bangburra kannte den Weg zu Ngutte. Wie leicht war mir zu Wute!

Arnim, der mittags noch unserer gemeinsamen Hammelkeule weidlich zugesprochen hatte, fing abends plötzlich an, über starke Leibschmerzen zu klagen, und noch in der Nacht mußten wir leider feststellen, daß er an Dysenterie litt. Diese Krankheit ist ein ebenso großer Feind der Europäer in Kamerun als das Fieber, nur tritt sie glücklicherweise nicht so häufig auf. Ich war in der Nacht um Arnim recht besorgt. Als wir am nächsten Morgen abmarschierten, erschien er völlig angekleidet vor seinem Zelt und wollte von einer Beförderung in der Hängematte, die ich vorgeschlagen hatte, nichts wissen.

Der 23. April brachte uns einen sehr anstrengenden Marsch. Es hieß auf ganz schmalen Pfaden drei Stunden lang steigen, bis auf den jenseits des Bangburra-Tales gelegenen Kamm des Gebirges. Weder Gras noch Sträucher gab es hier, sondern nur Stein und Geröll, soweit der Blick reichte. Die Träger stöhnten unter ihren Lasten. Ungefähr eine Stunde ging es über den Rücken des Gebirges dahin, das ich auf

wenigstens 1200 m Höhe schätzte, da Joko, wo wir diesen Bergzug das erste Mal passierten, 1000 m hoch liegt und dort sicherlich die bequemste Übergangsstelle ist, was schon aus dem Umstand erhellt, daß sämtliche Handelsstraßen dort über das Gebirge führen, obwohl vom Sanferni aus ins Wuteland der Weg über Bangburra viel näher ist. Hoch oben, zwischen gewaltigen Felsblöcken, lagen vereinzelte Hütten, vor denen neugierig die Bewohner standen. Unsere Führer nannten diese Siedlungen Longwe; die Bewohner gehörten gleichfalls zum Domme-Stamm: sie schienen noch ärmer und wilder zu sein als ihre Stammesgenossen in Bangburra. Als wir gegen ein Uhr an einem Platz, wo mehrere Hütten zusammenstanden, Halt machten, kam der Häuptling dieser Bergbewohner mit mehreren Alten scheu herbei, um uns zu begrüßen. Wir bekamen etwas Durrha-Korn, Kassada und einen Schafbock. Die Leute nannten nur wenig ihr eigen. Vor uns lag die weite Wute-Ebene. Soweit das Auge blicken konnte, sah man grüne Grasflächen mit eingestreuten Dörfern und in der Ferne, wo alles in blauem Dunst sich verlor, rechts die Ngutte-Berge und links ganz schwach die runde Ngilla-Kuppe. Hinter Ngilla lag Jaunde; wir waren auf dem rechten Wege; jubelnd stimmten die Träger ihre Heimatslieder an. Um die Leute nicht wieder Hunger leiden zu lassen, beschloß ich, heute noch in die Wute-Ebene hinabzusteigen und die ehemalige Hauptstadt Nguttes, das alte Linte, zum Reiseziel zu nehmen.

Es ging steil zu Tal; von Stein zu Stein, von Vorsprung zu Vorsprung kletterten wir, mehrfach waren die Felspalten so eng, daß sich oben die Wände über uns zu schließen schienen. Die Pferde und Esel litten bei diesem Abstieg furchtbar. Einem europäischen Reittier könnte man derartige Wege überhaupt nicht zumuten. Pferde und Esel sprangen die Hänge, allerdings zitternd und stark getrieben, meist an Schwanz und Kopf von mehreren Leuten gehalten, geschickt herab oder sie rutschten von Absatz zu Absatz und kamen sämtlich, wenn auch blutend und zerschunden, abends im Lager an. Wie bei den Negern jede äußere Verletzung erstaunlich schnell heilt, so kommen auch lahme oder gedrückte Reittiere, wenn sie nur ein wenig geschont werden, in kürzester Zeit wieder zu Kräften.

Bewundernswert war die Energie, mit der Arnim diesen Marsch durchführte. Er glich einem wandelnden Gerippe, aber ohne zu klagen, mit fest zusammengebißenen Zähnen schleppte er sich bergab. Unten allerdings mußte er dann doch in die Hängematte, um bis nach Linte getragen zu werden.

Das am Fuße des Gebirges gelegene Dorf bestand aus wenigen

Hütten, machte einen elenden Eindruck und war ganz verlassen. Aber riesige alte Farmen in seiner Umgebung erinnerten an Nguttes Hauptstadt, die hier einst gestanden hatte.

Die Jaundes, die sofort zum Furagieren gingen, kamen reichlich mit Raffada beladen zurück. Es ist eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft des Negers, daß er, wenn es sein muß, wochenlang von Erdwurzeln leben kann. Wäre dies nicht der Fall, so wäre es überhaupt unmöglich, mit Hunderten, wie ich es jetzt tat, durch unbekannte Gegenden zu marschieren.

In den nächsten Tagen legten wir gewaltige Marschstrecken zurück. Es ging ja heimwärts. Erst bei Einbruch der Dunkelheit wurde gerastet. Auf breitem Wege zogen wir durch die wellige Ebene. Die Butes, die nichts von unserm Rückmarsch wußten, liefen erst, wenn wir an die Dörfer kamen, erschreckt von dannen. Wir hatten nur den Gedanken, vorwärts zu kommen, und kümmerten uns wenig um sie. Einige Hauffas unserer Karawane, die hier früher Handel getrieben hatten, zeigten den Weg.

In dem Dorf Thong, wo wir zum ersten Male im Bute-Lande nächtigten, hatten die Leute beim Kochen in den Hütten gegessen, als wir einrückten. Kreischend stürmten sie nach allen Seiten in den Busch. Soldaten und Träger waren so müde, daß es niemand für nötig hielt, sich nach ihnen umzusehen. Wir waren froh, unter Dach und Fach zu sein, und aßen, was wir fanden, um dann gehörig zu schlafen. Arnim ging es schlecht, aber auch er trieb vorwärts, denn er hoffte, auf der ruhigen Station wieder zu Kräften zu kommen. Am zweiten Tage erfuhren wir von Eingeborenen, daß wir gar nicht über Ngutte zu marschieren brauchten, um nach Ngilla-Stadt zu kommen, sondern die Ngutte-Berge umgehen konnten. Wir nahmen zwei der Leute als Führer mit und hatten am Abend des 25. unser Biwak bereits in Gion am Fuße des Gebirges. Gion, ein Unterhäuptling Nguttes, war mir persönlich bekannt, hatte aber auch, von unserm plötzlichen Anmarsch erschreckt, Reißaus genommen. Nur einige Weiber waren zurückgeblieben. Sie erzählten, daß Ngutte große Angst habe und daß Gane in Ngilla-Stadt als Herrscher säße.

Am 26. April waren wir in Magom, also auf bekanntem Boden. Ich schlief in demselben Kraal, den ich auf meinem Marsch zu Ngutte benutzt hatte. Große Mengen an Lebensmitteln lagen auf dem Marktplatz für uns bereit; die Dorfbewohner aber waren geflüchtet.

Am 27. kamen wir nachmittags in Wimaness Dorf. Hier waren wir nur noch zwei Stunden von Ngilla-Stadt entfernt. Das Dorf war im

Kampf in Flammen aufgegangen, noch war es nicht aufgebaut, die rauchgeschwärzten Lehmmauern starrten gen Himmel; von Menschen war weit und breit nichts zu sehen. Da aber ein Tornado heraufzog, mußte ich lagern. Die Felder ringsum waren noch nicht wieder bepflanzt, so gab es wieder einmal nichts zu essen. Während der ganzen Nacht goß es in Strömen vom Himmel. Um Gane nicht gar zu sehr in Schrecken zu setzen, schickte ich noch in der Nacht drei Hauffas mit der Botschaft nach

Übergangsstelle über den Njong im Jaunde-Lande.

Ngilla-Stadt voraus, daß die Leute ruhig in der Stadt bleiben sollten, da wir als Freunde kämen.

Am 28. April morgens sahen wir von den Bergen auf die Ngilla-Stadt hinab. Noch lag ein Teil verbrannt da, aber Wall und Graben waren in Stand gesetzt, und in der Stadt herrschte reges Leben. Ein großer Teil der Wutes war trotz der friedlichen Versicherung meiner Boten nicht zum Bleiben zu veranlassen gewesen, Gane selbst hatte im letzten Augenblick, angeblich um Elfenbein zu holen, das er mir am folgenden Tage bringen wollte, das Weite gesucht. Noch während wir in die Stadt einmarschierten, zogen die Wutes mit Weib und Kind ab. Sie meinten wohl, daß wir in der Stadt Quartier nehmen wollten, und

fürchteten den Nasalla doch zu gewaltig. Ich ließ Gane sagen, daß ich nicht auf ihn warten, aber in ungefähr zehn Tagen wiederkommen würde, um ihn zu sehen. Dann marschierte ich weiter bis nach Ngidde im Bati-Lande, wo wir die Nacht vor dem Sturm auf Ngilla-Stadt zugebracht hatten. Die Wutes hatten sich bei mir beklagt, daß sie fortgesetzt von den Bati-Leuten beunruhigt würden, deshalb versammelte ich in Ngidde abends die Bati-Häuptlinge, um sie vor weiteren Raubzügen in das Wute-Land zu warnen. Die Regierung wolle jetzt mit Gane Frieden schließen und werde alle Unruhen scharf ahnden. Ich erzählte ihnen auch, daß in Joko eine Station angelegt würde, ermahnte sie, die Wege in Ordnung zu halten und jederzeit Träger nach Jaunde, für den Weg Jaunde—Joko, zu stellen.

Von Ngidde sandte ich Eilboten an Kneisel nach Jaunde, um den notwendigsten Proviant und einige Medikamente zu bestellen. Durch das Bati-Land bis zum Sanaga glich unser Marsch einem Triumphzuge. Hunderte von Leuten hatten den Trägern ihre Lasten abgenommen und zogen singend mit uns dahin. Jetzt erst neben den ausgeruhten, wohlgenährten Bati-Leuten sah ich, wie elend und abgetrieben die Soldaten und Träger waren.

Am Sanaga waren die alten Bekannten zum Empfange versammelt, und als ich in Kules' Dorf das Lager bezog, kam es mir fast vor, als wäre ich schon daheim. Der letzte Marsch brachte uns nach Elandi. Eben schlugen wir hier das Lager auf, noch begrüßten sich die Träger, die aus dieser Gegend stammten, mit ihren Bekannten und Verwandten, da rückte Sergeant Liebert mit einer Proviantkolonne aus Jaunde an. Heute ging es hoch her in Elandi. Da wurde gegessen und getrunken, und Briefe wurden gelesen bis spät in die Nacht; seit vier Monaten zum ersten Mal wieder Post!

Dann kam der Einzug in Jaunde. Die Station machte einen tadellosen, ordentlichen Eindruck. Die Ringmauer war fertiggestellt. Der wackere Kneisel hatte seine Pflicht getan. Unteroffizier Laube war durch Liebert abgelöst.

Arnim kam sofort in Kneisels Behandlung. Ich hatte mit Zimmermann alle Hände voll zu tun, denn die 400 Jaundes drängten natürlich, entlassen zu werden und wollten ihren Trägerlohn sofort ausgezahlt haben. Sie erhielten 12 bis 15 Mark pro Monat, einige, die besonders schwere Lasten getragen hatten, auch noch mehr. Da hieß es, Listen aufstellen, die Kasse übernehmen, wo das Geld nicht ausreichte, Bons aus schreiben und zahlen. Mann für Mann wurden sie aufgerufen, nahmen ihr Geld in Empfang und eilten in langen Säßen hinaus aus der Station,

zur nächsten Faktorei. Alles, was das Herz begehrte, wurde dort gekauft. Mit Glitter behängt, große Päckchen auf den Schultern, zogen die Wackeren, von Angehörigen, die zum Empfange erschienen waren, begleitet, weiter ins Land, der heimatischen Hütte zu.

Hinter ihnen her rief bereits dröhnend die Stationstrommel nach anderen Trägern, denn schon rüsteten wir wieder eine Karawane aus, die unter Lieberts Führung Proviant nach Adamaua bringen sollte. Auch Tauschartikel kaufte ich, und an Werkzeug stellte ich bereit, was Jaunde entbehren konnte. In Joko sollte ja eine Zwingburg erbaut werden, und gar zu lange hätte es gedauert, bis von der Küste her das Bestellte eingetroffen wäre. Da mußte Jaunde aushelfen. Ich selbst wollte die Karawane bis Ngilla geleiten; von dort war ihr guter Fortgang ja dann gewährleistet.

Von früh bis spät rief die Trommel, aber die Jaundes kamen nicht zahlreich. Viele Hundert standen im Dienst der Expedition oder waren eben entlassen, und andere Arbeitslustige waren bei den Faktoreien bedienstet. So kam der 10. Mai heran, ehe ich abmarschieren konnte, gleichzeitig mit Zimmermann, der nach Solodorf ging.

Arnim hatte sich etwas erholt und winkte mir von der Piaffa Abschiedsgrüße zu. Aber ich hatte mir zu viel zugetraut. Der Mfule und Mfamba hatten viel Wasser; bis an die Brust mußte ich hinein; da wurde ich am anderen Ufer so schwach, daß ich nicht zu Fuß gehen konnte, wie ich beabsichtigt hatte, um einigermaßen trocken zu werden; ich setzte mich aufs Pferd und bekam plötzlich einen Ohnmachtsanfall. Mitten im Gras blieb ich liegen. Ich hatte heftiges Fieber und fühlte, daß ich am Ende meiner Kräfte angelangt war. Es half nichts, ich mußte bleiben, Liebert mußte allein weiter ziehen. Im Zelt gab ich ihm die nötigen Befehle, mein Boy Hans, der in Joko Dolmetscher werden sollte, begleitete ihn. Nachmittags marschierte Liebert ab; am nächsten Morgen kam Kneisel aus Jaunde und stellte bei mir eine Blinddarmentzündung fest. Vier Tage lag ich im Zelt; am neunzehnten empfing mich Arnim auf der Station: ein Kranker tröstete den anderen.

Aber während es mir immer besser ging, sollte sich Arnim nicht wieder erholen. Ende des Monats konnte er nicht mehr außer Bett sein, er wog nur hundert Pfund. Kaum hoffte er selbst noch, den Posten als Stationschef von Jaunde, auf den er sich so gefreut hatte, wirklich antreten zu können. Wohl sagte er mir jeden Morgen von neuem: „Es geht mir besser, und ich bleibe“, aber abends und in der Nacht, wenn er stöhnend sich herumwarf, dann gestand er, daß er glaube, für ihn sei keine Rettung mehr im Busch. Nur Luftwechsel könne ihm noch gut tun.

So hieß es denn Abschied nehmen von der alten Jaunde-Station, die ich Kneifel übergab. Am 12. Juni zog ich hinaus aus dem Südtor, der Heimat zu! Meine Gesundheit war angegriffen, ein einfacher Urlaub wird sie nicht wiederherstellen können. Es heißt für lange Zeit scheiden, vielleicht für immer. Lebwohl, du liebe, alte Station. Was habe ich hier erlebt, wieviel Freud und Leid! Wie liebe ich diese Waldeinsamkeit, in der die Natur eine so gewaltige Sprache spricht! Wie liebe ich die einfachen, frohen Naturfinder, die mich umgaben! Vorbei meine Jaundezeit, vorbei vielleicht die schönste Zeit meines Lebens! *Na'ria ôêi!*

Ein seltsamer Zug war es. Nur wenige Soldaten begleiteten mich, dann kamen die Träger und hinten meine beiden Elefanten, die mit mir heim sollten, um in Berlin von deutschem Urwald und deutscher Tropensonne zu erzählen. Sechzehn Jaunde-Leute trugen Pisangs und Töpfe mit Wasser, um die Tiere auf dem Marsch zu erquicken. Langsam marschierten die dickhäutigen Gefellen, die wir Kufuma (Häuptling) und Katakata genannt hatten. Sie waren nun fast ein Jahr auf der Station, und das Laufen war ihnen ungewohnt. Jeder hatte ein Tau um den Hals, an dem mehrere Leute führten, neben ihnen ging Mahama, ihr Wärter, um sie mit einer kleinen Peitsche anzutreiben, wenn sie gar zu faul wurden. Solange es kühl war, schritten sie leidlich aus, wenn aber die Sonne höher kam, legten sie sich oft nieder und brüllten kläglich. Nur wenige Kilometer kamen wir so am ersten Tage vorwärts. Bei Onanasomos Dorf wurde mit Tauen ein Weideplatz für die Tiere abgezäunt, Wasser und Pisangs wurden ihnen gebracht, und ihre Pfleger schlugen nebenan ein Zelt auf, während die Jaundes zu Hunderten herbeikamen, um die zahmen Elefanten anzustauen.

Arnim war am ersten Tage erst mittags von der Station aufgebroschen. Acht besonders starke Leute trugen ihn abwechselnd in einer breiten Hängematte, in der die Betten lagen. Bei ihm gingen seine Jungens, die alles, was für den Augenblick gebraucht wurde, zur Hand hatten.

Bis an den Njong marschierten wir ohne Zwischenfall. Hier hätte ich beinahe meine so sorgsam gehüteten Tiere verloren. Der Njong führte sehr viel Wasser und hatte auf ungefähr 600 m hin alles Land überschwemmt. An ein Durchschwimmen des Flusses mit den Elefanten war nicht zu denken. Die Kanus der Eingeborenen sind klein und zerbrechlich. Es blieb mir also nur übrig, die Tiere in einem der Faltboote, die wir mitführten, über den Fluß zu schaffen. Wenn die Elefanten an das Wasser geführt wurden, streckten sie den Kopf vor, rissen die Augen ängstlich auf und machten kurz kehrt. Mehrfach schon hatte ich mit ihren

Führern versucht, sie mit Gewalt in das Faltboot zu zerren, aber immer ohne Erfolg.

Ich wollte es nun mit einer List versuchen. Ich ließ die Tiere zurückführen und füttern, damit sie sich gehörig beruhigten, dann zog ich das Boot bis dicht ans Land und ließ es mit Gras und Zweigen be-

Negertoilette in Kamerun.

decken. Sechs meiner besten Wey-Soldaten standen mit Paddeln in der Hand seitlich des Bootes im Wasser, bereit, jeden Augenblick abzustößen und zu rudern. Ich ließ die Elefanten heranzuführen. Vorsichtig, Schritt um Schritt, sichernd und pustend, näherten sie sich dem Boot. Ich selbst, nur mit einem Beinkleid bekleidet, lockte sie mit Zucker, bis sie mit den Vorderbeinen über die Bordwand traten, dann packten auf ein Zeichen kräftige Arme an, und in einem Augenblick waren auch die Hinterbeine in das Boot geschoben, das abgestoßen auf dem Wasser trieb. Mit Aufbietung aller Kräfte ruderten die Soldaten.

Dominik, Kamerun. 2. Aufl.

22

Die Elefanten waren verduzt. Mahama hielt den einen, ein Jaunde-Mann den anderen am Hals. Ich versuchte, sie mit Zucker zu beschäftigen. Da dreht sich plötzlich Kufuma um, das Boot legt sich auf die Seite, der Elefant tritt erschreckt noch einmal zu und nun mit dem Fuß durch eine Lederwand, so daß wir umschlagen. Bis auf die drei Wey-Jungen, die auf der nach oben stehenden Seite des Bootes gesessen haben, liegen wir alle im Wasser. Das Boot hat Luftkästen und kann nicht untergehen. Mahama und der Jaunde-Mann klammern sich am Boote fest und haben auch die Elefanten nicht losgelassen, wie ich beim Auftauchen sehe. Ich bin nämlich im Fall unter das eine Tier geraten, und es hat eine ganze Weile gedauert, ehe ich mich unter dem strampelnden Ungeheuer emporarbeiten konnte, wobei mir die drei ins Wasser gefallen Soldaten geholfen haben. Sie rufen ihren Genossen, die noch oben sitzen, zu, weiter zu rudern, denn die Elefanten werden von den braven Wärtern noch immer über Wasser gehalten. Mehr und mehr treiben wir ab. Ich versuche, während ich mit einer Hand schwimme, mit der anderen Katakatas Rüssel hochzuhalten. Ein Soldat tut dasselbe mit Kufuma. Ohne aufzusehen, rudern die Jungen; wir nähern uns allmählich dem Lande. Schon sind wir nicht mehr weit entfernt, da kann Mahama sich nicht mehr halten und läßt Kufuma treiben.

Die Wey-Soldaten am anderen Ufer sind aber bereits stromab gelaufen, springen ins Wasser und schwimmen Kufuma nach. Wir können endlich einige überhängende Zweige fassen und uns so ans Land ziehen. Mit den Haumessern schlagen die Jaundes in dem Waldgestrüpp eine Blöße aus, der Strick des Tieres wird ihnen zugeworfen, die Leute im Wasser schieben von hinten, und der Elefant wird glücklich hochgezerrt. Da steht das Tier auf zitternden Füßen, augenscheinlich gänzlich kraftlos. Mahama ringt die Hände, drückt und quetscht an seinem Schutzbefohlenen herum, um ihn vom Wasser zu befreien. Ich bin in das nächste Kanu gesprungen und fahre stromab, wo ich Kufuma habe verschwinden sehen. Von einem schwarzen Kranz von Menschen umgeben, finde ich ihn am Ufer liegen. Die Jungen haben ihn glücklich ans Land gebracht. Ich eile ins Lager, um mich nach dem anstrengenden Bade umzuziehen und nach Arnim zu schauen. Noch bin ich dabei, meinen heißen Tee, den mein Koch mir vorsorglich gemacht hat, zu schlürfen, als die Leute mit großem Hallo Katakata heranzuführen, der ganz munter ausschreitet und auch bald zu fressen beginnt. Für Kufuma tragen die Dorfbewohner Pisangs, Mais und Katakao zum Wasser. Abends kam auch er ins Lager.

Am 22. Juni erst kamen wir nach Lolodorf, wo uns Zimmermann mit Unteroffizier Hensel erwartete. Auf der Station trafen wir die Offiziere und Unteroffiziere, die als Nachersatz für die Wute-Mdamaua-Expedition nach Joko marschierten.

Sie sollten es mit erleben, daß der Kommandeur von der neugegründeten Joko-Station aus dem Lamido, der auf Umwegen nach Tibati geflüchtet war, dorthin nachzog und ihn, „pour lui mettre le pied sur la gorge“, inmitten seiner Krieger gefangen nahm. Süd-Mdamaua ward deutsch!

Über den Lokundje-Fluß konnten wir ein Drahtseil spannen, an dem das eiserne Fährboot befestigt wurde. Die Elefanten wurden seitlich des Bootes in den Fluß geführt und am Halsband über Wasser gehalten. Kräftige Arme holten das Seil an, und pfeilschnell glitt die Fähre ans andere Ufer.

Am 1. Juli trafen wir in Kribi ein. Das alte Bezirksamt, wo früher Derzens gewohnt hatten, stand leer, der stellvertretende Bezirksamtmann, Herr Küas, wohnte mit seiner Frau im Zollhaus am Strande. Arnim und ich nahmen in einem neuerbauten Unterkunftschaus, von dessen Piaffa aus man einen schönen Blick auf die See hinaus hat, Quartier. Der arme Arnim, der in den letzten Tagen sehr gelitten hatte, fühlte sich in der Pflege der lebenswürdigen Frau Küas jetzt bedeutend wohler, so daß wir voll guter Zuversicht waren, als zwei Tage nach unserer Ankunft die „Helene Woermann“ Kribi anlief und wir von unserem Kranken Abschied nehmen mußten, den sie nach Kamerun in ärztliche Behandlung bringen sollte. Noch sehe ich den guten Kameraden vor mir, wie er mir die Hand reichte und „Auf Wiedersehen“ zurief. Die wochenlangen gemeinsamen Märsche hatten uns einander nahe gebracht. Voll Wehmut sah ich dem dunklen Rauchstreifen nach, der über dem stillen Meer lagerte, noch lange, nachdem das Schiff am Horizont verschwunden war.

Da ich sowohl für Jaunde wie für Joko noch alle möglichen Anschaffungen machen mußte, blieb ich noch 14 Tage in Kribi wohnen. Für meine Elefanten hatten die Jaundes an einem Bach im Walde unweit meiner Wohnung eine geräumige Fenz gebaut. Weither kamen die Mabea- und Batanga-Leute, um die Tiere zu schauen. An der Küste gibt es kaum noch Elefanten, und viele Leute hatten noch nie eins der riesigen Tiere gesehen. Einige Schwierigkeiten machte die Verpflegung derselben, denn da die Batangas Fischer und Händler sind und die Mabeas überall im Dienste der Faktoreien stehen, bauen sie nur so viel Feldfrüchte an, als sie selbst zum Lebensunterhalt brauchen.

Die Preise für Lebensmittel sind an der Küste ganz ungewöhnlich hoch. Man bekommt selten ein Bund Pisangs unter drei Mark. Weiter aus dem Buli-Lande mußten Träger das Notwendigste für meine Schützlinge holen.

Kurz vor meiner Abreise von Kribi konnte ich noch beim Verpacken der Möbel für die Jaunde-Station mithelfen. Ich freute mich bei dem Gedanken, wie nett die lieben Zimmer droben mit den neuen Sachen aussehen würden. Bisher war auf der Jaunde-Station von Zimmereinrichtung wenig die Rede gewesen. Alles Hausgerät hatte ich selbst mit meinen Zimmerleuten angefertigt. Das Holzbett hatte eine Matratze gehabt, die aus trockenen Bananenblättern gestopft war. Ein roher Waschtisch und mehrere Stühle hatten im Schlafzimmer, ein Schrank und mehrere Tische im Esszimmer gestanden. Jetzt waren vom Gouvernement alle notwendigen Stücke für die Station aus Deutschland verschrieben.

Sehr nette Stunden verlebte ich im Küaschen Hause. Wie heimisch versteht doch eine rechte deutsche Frau auch einen afrikanischen Haushalt zu gestalten! Viel Spaß machte es der jungen Frau Küas, als ich ihr eines Tages eine große Boa brachte und sie aufforderte, uns doch einige Stücke des Riesentieres als sauren Mal zuzubereiten. Meine Träger hatten das Tier unweit des Zollhauses beim Graschlagen gefunden, die Schlange lag fast unbeweglich zusammengerollt am Boden und wurde mit leichter Mühe getötet. Sie hatte ein ausgewachsenes Wildschwein vollkommen unverdaut in sich. Es ist eben doch nicht so ganz ungefährlich, einen Haushalt an der Küste Kameruns zu führen. Herr v. Dörzen hat vor seinem Hause mehrere Leoparden geschossen, und in das Wohnzimmer des Dr. Plehn in Kamerun hatte sich sogar einmal nachts eine riesige Wildkatze geschlichen, die von seiner Frau bemerkt und von dem Doktor von der Schlafstube aus geschossen wurde.

Am 13. Juli kam der Dampfer „Eduard Bohlen“, der mich zunächst nach Kamerun bringen sollte. Der Dampfer lief, um Ladung zu nehmen, die Küste bis nach Lagos hinauf und kam dann nach Kamerun zurück, um die Passagiere abzuholen und am 4. August fahrplanmäßig in direkter Fahrt nach Hamburg zu bringen.

In Kamerun hatte sich seit meiner letzten Anwesenheit wenig verändert, von den alten Bekannten war kaum jemand anwesend. Arnim war auf den Rat des Arztes gar nicht an Land gegangen, sondern mit der „Helene“ heimgereist. So war es wenig, was mich dort hielt, und ich benutzte die Zeit, die mir bis zur Rückkehr des „Eduard Bohlen“ noch zur Verfügung stand, um mich in Viktoria umzusehen.

Plantagenarbeiter in Kriegsschiffhafen.

Hier machte sich so recht der Aufschwung geltend, den Kamerun in den letzten Jahren gewonnen hatte. Die Stadt hatte sich bedeutend vergrößert. Neue Amtsgebäude waren entstanden, der Botanische Garten war erweitert und für den Leiter ein neues schönes Wohnhaus hergestellt worden. Und welches Leben herrschte in dem Orte, wie vielen Europäern begegnete man! Da sah man wirklich fremde weiße Gesichter, was man früher in Kamerun überhaupt nicht für möglich gehalten hätte. Seitdem mit den Bakwiris Frieden geschlossen war und Professor Wohltmann das Waldland am Gebirge als erstklassigen Plantagenboden bezeichnet hatte, war der Hauptmann von Besser unablässig tätig gewesen, die Küste und das ganze Land bis auf 1000 m Höhe hin ordnungsmäßig zu vermessen. Was das für eine gewaltige Arbeit ist und welche Ausdauer dazu gehört, kann nur der ermessen, der einmal selbst im Urwald gewesen ist und unter Afrikas Sonne gearbeitet hat. Besser hatte mit seinen Vermessungen eine Grundlage geschaffen, nach der die Regierung das Land verkaufen konnte, und neben den alten Pflanzungen der Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft, den Gesellschaften Bibundi und Debundja waren neue große Unternehmungen entstanden. So war allmählich alles Land zwischen Küste und Mungo vergeben. Deutsches Kapital arbeitet auf deutschem Boden in Afrika. Von Viktoria führt ein breiter Fahrweg nach Buëa, wo in prächtigen Anlagen neben der Station ein schönes Wohnhaus für den Gouverneur und ein Sanatorium erbaut sind. Gartenbau und Viehzucht werden oben in dem herrlichen Klima im großen betrieben, und in absehbarer Zeit wird die Buëastation Viktoria und Kamerun mit Fleisch, Milch und Gemüse versehen können.

Auch die Baseler Mission hat ihre alten Baulichkeiten oben im Gebirge in erweitertem Maße wieder erstehen lassen, während die Katholiken in Bonjongo ihre Gesundheitsstation Engelberg und in Mapanja ein besonderes Schwersterhaus haben.

Ich kam von Kamerun aus mit einer Pinasse nicht über See, sondern durch die Kreeks an die Viktoriaküste und landete deshalb zunächst auf dem Vorwerk Mbamba der Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft bei Kap Bimbia. Hier waren neben weiten Kaffee- und Kakao-pflanzungen große Weidestrecken angelegt, auf denen Rindvieh gehalten wurde. Ein breiter Fahrweg führte vom Vorwerk am Haubenberg vorbei hinüber nach Kriegsschiffhafen. Hier nahm ich bei meinem Freunde Friederici, dem Leiter des Plantagenunternehmens, Quartier und bekam unter seiner lebenswürdigen Leitung so recht einen Einblick

in die wirklich großartige Bewirtschaftung dieser ältesten und größten deutschen Plantage in Kamerun.

Feste, wohlgebaute Häuser für Europäer und Arbeiter, große Stallungen für Pferde und Zugochsen, Küperei und Schmiede, Trockenböden und maschinelle Anlagen für rationelle Kakaobereitung nahmen einen bedeutenden Raum an dem waldbestandenen Ufer der Kriegsschiffsbucht ein. Am Wasser war ein geräumiger Bootshafen angelegt, neben dem eine hübsche Badeanstalt lag. Mit militärischer Pünktlichkeit ging der Wirtschaftsbetrieb auf der großen Plantage von morgens 5 bis abends 6 Uhr vor sich. Stets war Friederici der erste auf dem Platze; wie er seine Leute geschult hatte und wie alles Hand in Hand arbeitete, wurde mir so recht klar, als eines Tages ein Tornado heraufzog. Es lagen Kakaobohnen zum Trocknen im Freien; um keinen Preis durften sie naß werden, Friederici läutete die Glocke, da ließ jeder, Weißer und Schwarzer, wo er ging und stand, alles liegen und eilte an die Trockenplatten. Ehe der Regen kam, waren die Bohnen unter Dach und Fach. Durch alle Stadien seiner Entwicklung konnte man den Kakaobaum in Kriegsschiffshafen beobachten. Da waren ebengeschlagene Kulturen, wo im Schatten einzelner stehengebliebener Urwaldriesen die Löcher für die Kakaoschößlinge, die ausgelegt wurden, gegraben waren. An anderen Stellen wurde der Kakao gesät. Nach einer bestimmten Zeit werden die Schößlinge umpflanzt, und der Baum entwickelt sich nun, wenn die Farm vom Unkraut gehörig freigehalten wird und die Witterung günstig ist, schnell. Schon im vierten Jahre beginnt er zu tragen. Von den breiten Hauptwegen, die durch die ganze Plantage führen, gehen schmalere Nebenwege ab, so daß die Pflanzung in einzelne Schläge geteilt wird. Die Bäume stehen in Reihen und dürfen nicht zu eng gepflanzt sein, damit sie sich nicht im Wachstum gegenseitig behindern. Mit großen Messern zogen Arbeiter aus, um die reifen Schoten zu schneiden und sie zu Haufen zusammenzutragen. Diese wurden mit Wagen in die Schuppen geholt, wo die Kakaobohnen von der Schote befreit wurden. Sie werden dann gewaschen, müssen etwas gären und werden an der Sonne oder auf Rosten getrocknet, um dann, in Säcke verpackt, zur Verschiffung zu gelangen. Auf die Behandlung der Bohne und sorgfältige Sortierung kommt natürlich sehr viel an, und nur eine gleichmäßig gute Ware erzielt auch einen guten Preis. Außer Kakao wird auch Kaffee, Tabak und in jüngster Zeit auch Gummi gebaut. Von Kriegsschiffshafen führt ein großer Weg durch die Farmen der Bittorianer, welche vielfach gleichfalls Kakao bauen, in die Stadt hinein.

Viele Tausende von Arbeitern werden natürlich zur Bearbeitung des Grundes und Bodens gebraucht, und nicht nur aus allen Teilen Kameruns kommen Eingeborene nach Viktoria geströmt, sondern von der ganzen Westküste und namentlich aus Liberia. Da die Duallas über alle Maßen faul, die Bakwiris, die das Land bewohnen, wenig zahlreich sind, und die Jaundes als Träger im eigenen Lande Geld verdienen können, so wird die Arbeiterfrage in Kamerun stets eine Angelegenheit bleiben, der die Regierung ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden muß. Vielleicht führt eine weitere Erschließung Inner-Kameruns allmählich zur Regelung dieser für das Küstenland so wichtigen Angelegenheit. Auch in dieser Beziehung ist die Gründung der großen kapitalsträftigen Gesellschaften „Nordwest“ und „Süd“-Kamerun mit Freude zu begrüßen.

Besonders wertvoll war es für mich, daß ich am Ende meiner Kamerun-Zeit Viktoria besuchen und damit einen Blick in die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie tun durfte, nachdem ich bisher in Jaunde, einem Handelszentrum des Schutzgebietes, gearbeitet hatte.

Am 1. August kam Kapitän Iversen mit dem „Eduard Bohlen“. Wir gingen nach Kribi, um die Elefanten zu holen. Schon das Zollboot brachte mir die Nachricht, daß Kufuma am Morgen unserer Ankunft gestorben sei.

Er hatte Seewasser getrunken, war krank geworden und zum Skelett abgemagert. Trauernd stand ich neben dem kleinen Tier, das mir so viel Mühe gemacht hatte und nun doch Deutschland nicht sehen sollte. Auch fürchtete ich für Katakata, der sich so an den treuen Gefährten gewöhnt hatte, daß es mir zweifelhaft erschien, ob er dessen Tod lange überleben würde. Heute sah er mir gar nicht danach aus. Laut brüllend lief er unruhig hin und her, ging fortwährend an den toten Kufuma heran und betastete ihn mit dem Rüssel. Mahama saß mit traurigem Gesicht, gleichfalls krank, an der Erde und erklärte sich nur ungern bereit, mit nach Hamburg zu fahren.

Küas hatte große Mengen von Pisangs und Kassada als Reisekost für die Elefanten aufgekauft. Ich ließ auch noch mehrere Fässer mit frischem Quellwasser füllen und verladen, um meinen Katakata nicht auch schließlich noch an einer Magenverstimmung eingehen zu sehen. Dann wurde, als das große Surfboot der Firma Maaß bereitlag, Katakata das Leitseil um den Hals gelegt und das schreiende Tier, das sich fortwährend nach seinem toten Gefährten umsah, hinunter zum Strande geführt. Als er dort die brechenden Wellen sah, bekam er große Angst, drehte sich kurz um und wollte fortlaufen. Mahama und einige Leute

hielten ihn fest; er wurde ungebärdig und begann wild mit dem Rüssel zu schlagen. Wir mußten ihn austoben lassen. Das ganze Boot wurde innen mit Gras und Zweigen belegt. Dann führten Mahama und ich ihn allmählich schmeichelnd heran, das Leitseil wurde um eine Ducht geschlungen, und nun konnte er trotz alles Reißens und Zerrens nicht mehr fort. Er wurde gebunden und in das Boot gehoben, das sofort absegte und jenseits der Brandung von einer Dampfschiff erwartet wurde, die es in Schlepp nahm und schnell längsseit des „Eduard Bohlen“ brachte. In der Dünung stampfte das Boot neben dem großen

Eingeborene Fischhändler.

Dampfer auf und nieder. Am Ladebaum wurde eine starke Kette herabgelassen, an der sich ein breiter Gurt befand, der dem Tier schnell um den Leib gelegt wurde. Dann wurden ihm die Fesseln abgenommen, das Tau von der Ducht losgeworfen, die Dampfwinde ging an, und hoch schwebte der verdunkelte Elefant in der Luft. Kaum aber war Katakata an Deck und hatte festen Boden unter den Füßen, da stürmte er wie ein Eber unter die herumstehenden Schiffsleute, stieß rechts und links, schlug mit dem Rüssel, so daß die Leute schreiend nach allen Seiten auseinanderstoben. Mahama und ich kletterten schnell an Bord und ergriffen das Lenkseil, welches dem Tier, das auf der Ladeluke herumtobte, nachschleifte. Aber nur mit vieler Mühe gelang es uns, den kleinen Wüterich in die starke Borz zu zerren, die der Kapitän an Deck hatte erbauen lassen.

Aus dieser Behausung ist denn Katakata während der ganzen Reise nicht herausgekommen; nach vier Wochen erst schlug ihm in Hamburg

die Befreiungstunde, und am 1. September zog er als erster deutscher Elefant im Berliner Zoologischen Garten ein.

Ob er wohl manchmal an seine ferne Heimat denkt? — Ich glaube es! Denn wer vergäße dieses Palmenland, der es je schauen durfte?

„Es ist deutsches Land und soll immer deutscher werden, tausend Bande knüpfen es fest an uns“, so dachte ich, als ich am Tage nach meiner Ankunft an des braven Arnim offenem Grabe stand. Da senkten sie ihn hinein, der wie so mancher Tapfere für Großdeutschland starb, für Kamerun!

„Dulce et decorum est pro patria mori“

und

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.“

UB Frankfurt

56 553 177